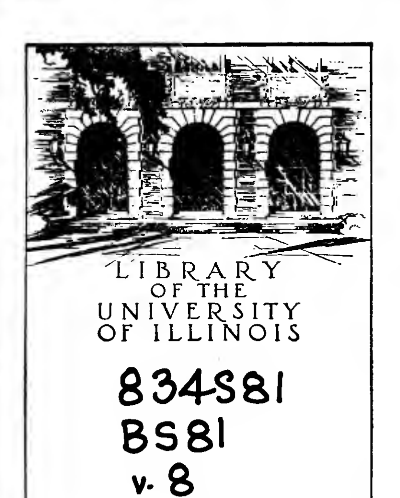
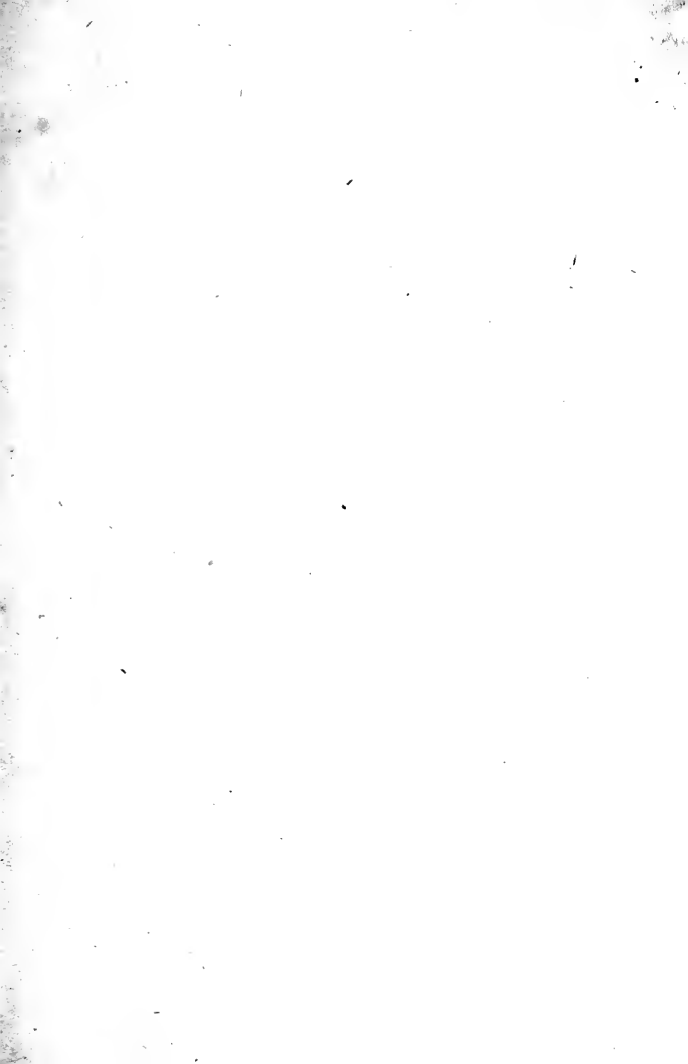

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834S81
BS81
v. 8





Was ich erlebte.

Achter Band.



Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

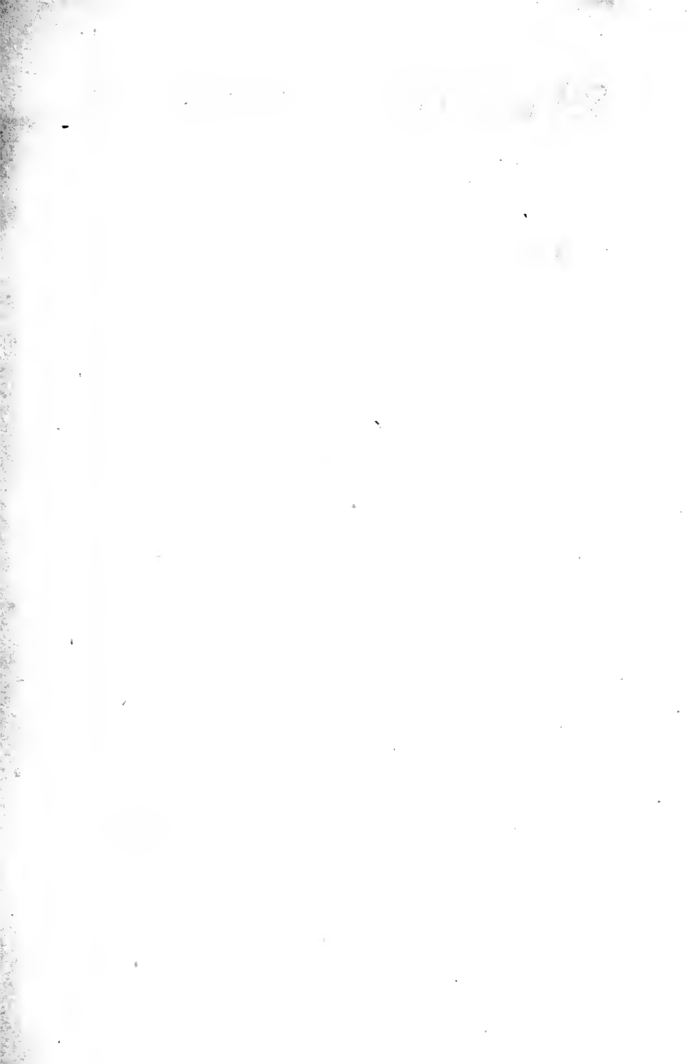
von

Henrich Steffens.

Achter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1843.



Winter-Feldzug in Frankreich.

Breslau, bis zum allgemeinen Frieden.

Meine Lage in Breslau.

Schriftsteller-Arbeiten, Ansichten.



Winter-Feldzug in Frankreich.

In einem Hause an der Landstraße jenseit Grevenmachern fand ich den General Dörenberg, der hier mit hessischen Truppen die Festung Luxemburg beobachtete. Man wird sich erinnern, wie wichtig mir einst seine geheimen Unternehmungen in Cassel von Halle aus erschienen, und wie bedeutend daher mir seine persönliche Bekanntschaft sein mußte. Es giebt wohl wenige Menschen, die gleich bei der ersten Erscheinung so geeignet sind, alle Herzen zu gewinnen, wie dieser ausgezeichnete Mann, der schon bei der Eröffnung des Feldzuges sich durch seinen kühnen Angriff auf Lüneburg einen großen Ruhm erworben hatte, und durch diese erste That zur Begeisterung des Volkes so viel beitrug. Es gelang ihm damals

in größerem Maaße, was er früher unter den gefährlichsten Verhältnissen vergebens versuchte. Bei ihm traf ich seinen nachmaligen Schwiegersohn, den Grafen von der Gröben; ich konnte freilich nicht ahnen, was dieser Mann mir zukünftig werden sollte, als ich ihn hier vorübergehend begrüßte, indem ich jetzt im Begriff war, Deutschlands Grenzen zu überschreiten und das feindliche Land zu betreten.

Kurz nach meiner Ankunft erschien der General Graf Haacke, der einige Cavallerie-Regimenter dem Blücher zuführte. Ich schloß mich diesen Truppen an.

Es war doch ein eigenes Gefühl, als wir nun in Frankreich einrückten; wir waren von jetzt an ganz an uns selbst gewiesen, in jedem Einwohner erkannten wir einen Feind, entschlossen, wo er es vermochte, uns anzugreifen; und obgleich uns dieses Verhältniß zu den Einwohnern wohl bekannt war, und sich voraussetzen ließ, so erschien es dennoch dem Gelehrten, der, wenn er ein fremdes Land bereist, und dieses in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen wünscht, sich eifrig an die Einwohner anzuschließen bemüht ist, in die häusliche und bürgerliche Lebensweise einzudringen sucht, seltsam und neu. Wenn

am Tage einer Schlacht die Gegend wie verwandelt erscheint, so ist der Eindruck eines feindlichen Landes, wo ein jedes Haus, ein jedes Gebüsch gefährliche Feinde verbirgt, in noch höherem Grade mit etwas Verhängnißvollem und Verborgenem verbunden, und ganz verliert sich dieses wohl nie. Wir mußten an der Festung Thionville vorbeipassiren; sie war in feindlicher Gewalt und nur aus der Ferne von wenigen Truppen berannt. Spät am Abend erreichten wir Maison-Rouge, nicht weit von dieser Festung entfernt. Thionville war stark besetzt, und wir konnten einen gefährlichen Ausfall aus der Festung erwarten. Die Vorsicht, die bei dem Marsche stattfinden mußte, die natürliche Sorge, die uns die ganze Nacht hindurch wach hielt, erlaubte keine persönliche Annäherung. Ich ritt fast stillschweigend neben dem General und seiner Umgebung; die stillen Veranstaltungen, die getroffen waren, die Nachrichten, die einliefen, und unsere Lage immer bedenklicher darstellten, beschäftigten uns, und, obgleich ermüdet, brachten wir dennoch die ganze Nacht, bis zum frühen Morgen, schlaflos zu. Zwar entdeckten wir, als wir ausrückten, keine Feinde; aber mit Recht konnten wir wohl

voraussetzen, daß die Besatzung in der uns unbekannten Gegend Wege finden würde, die ihre Anzahl, ja ihre Gegenwart uns verbargen, daß es ihr gelingen würde, bei irgend einem Defilé uns den Weg abzuschneiden. Gegen Mittag ritten wir zwischen Weinbergen, die kahl emporstiegen; durch Mauern, welche die Gärten trennten, und durch einzeln stehende Bäume waren sie für die Cavallerie unzugänglich. Man beklagte sich, wohl nicht mit Unrecht darüber, daß ein ansehnliches Cavallerie-Corps ohne irgend eine Begleitung von Infanterie, die in einem solchen Defilé allein thätig sein konnte, durch das feindliche Land gesandt wurde. In der That, wären hier zwischen diesen Hügeln Feinde auf den Höhen erschienen, so wären wir fast widerstandslos in ihre Hände gerathen. Ausgeschickte spähende Männer entdeckten die aus der Festung ausrückende Mannschaft. Das Defilé nahm kein Ende, und man kann sich denken, in welcher Stimmung wir langsam und vorsichtig fortritten, jeden Augenblick einen Angriff von den Höhen erwartend, dem wir keinen Widerstand leisten konnten. Endlich, täuscht mich mein Gedächtniß nicht, nach Verlauf von einigen Stunden, stieg die Straße in die Höhe, aber

zwischen den Hügeln konnten wir nur drei Mann hoch reiten. Ehe der Zug also in seiner bedeutenden Länge die hohe Ebene erreichte, verstrich eine lange Zeit; ich ritt etwa in der Mitte, und erfuhr, daß die Arrieregarde in der That von den Feinden erreicht war; aber das Gefecht dauerte nicht lange, und da wir jetzt kein Hinderniß fanden, kamen wir bald der feindlichen Infanterie aus den Augen.

Unter so bedenklichen Verhältnissen betraten wir den feindlichen Boden; auf unseren weiteren Märschen bis nach Chalons sur Marne, erblickten wir keine Feinde. Während wir so ruhig fortritten, entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. General Graf Haacke bewies mir viele Güte, seine Offiziere näherten sich mir freundlich. Das Corps derselben war durch Bildung ausgezeichnet, und die Gespräche wurden immer interessanter, inhaltreicher, für mich belehrender. Der Bataillonschef, Major von Kurssel (jetzt General), liebte die Dichtkunst; er hatte beim Anfange des Feldzuges für sein Bataillon begeisternde Gesänge gedichtet und eingeübt; sie wurden bald von der ganzen Mannschaft gesungen, und da der Dichter selbst die guten Stimmen anleiten konnte, so be-

herrschten diese die ganze Masse, und man konnte den Gesang einen vorzüglich gelungenen nennen. Diese Unterhaltung war wahrhaft erfrischend.

Wir hatten in dem Städtchen Commercy übernachtet, und erreichten beim frühen Ausmarsch in der Nähe der Stadt eine Stelle, wo der Weg sich schneckenförmig an einem steilen Abgange des Quadersandsteingebirges hinaufschlängelte. Vor uns bestiegen die Reiter die Schlangenwindungen der steilen Höhen. In der glänzenden Kürassier-Uniform stellte sich nun dieses Reiter-Corps höchst imposant dar, fast wie eine prachtvolle Theaterdecoration im großen Style. Der Ritt ging langsam und bequem hinauf, die Cavallerie nahm ruhig fortschreitend die ganze Anhöhe ein; die Morgensonne beleuchtete die Rüstung, indem die Reiter sich der Höhe näherten, und jubelnd stimmten alle einen schönen lauten Gesang an, der mächtig durch das Thal wiederhallte, oft von einem vielfältigen Echo beantwortet; es war ein reizendes Schauspiel.

In Vitry hatten wir einen Rasttag, hier erhielten wir nun die erste Nachricht von der heftigen Schlacht, die General York bei Chateau Thierry zu bestehen

hatte, doch nicht im Zusammenhange, und die Lage seines Armee-Corps erschien uns daher um desto bedenklicher. Ein russisches Truppencorps, erzählte man uns, wäre abgeschnitten, und fast aufgerieben. Wahrscheinlich galt dieses Gerücht dem Corps des General Alsusief. Selbst Blüchers Lage erschien uns höchst bedenklich, die ganze Gegend, hieß es, wäre in Aufregung, und sogar unser Fortrücken gefährlich. Daß die Einwohner durch ihre Erzählungen unsere Besorgnisse zu steigern suchten, war natürlich, und es versteht sich von selbst, daß wir ihren Uebertreibungen keinen Glauben schenkten. In Vitry erschienen die Einwohner trotzig, und selbst unsere überwiegende Macht vermochte kaum die verbissene Wuth zu unterdrücken. In einer Meierei, in der Nähe der Stadt, stand ich mit einigen Offizieren in der Stube des Wirthes und der Wirthin. Beide waren gegenwärtig und unterhielten uns auf eine freundliche Weise. Während wir so sprachen, trat ein trotziger Mann herein, offenbar einer von den Ackerleuten der Meierei; er grüßte uns kaum, blieb in Gegenwart unserer und seiner Herrschaft mit bedecktem Kopf, und warf sich nachläßig auf ein Sopha. Es überraschte unsern

Wirth und seine Frau so wenig, daß wir wohl diese Aufführung, die doch einem Deutschen sehr seltsam vorkommen mußte, als eine gewöhnliche zu betrachten genöthigt waren. Ich glaubte hier eine der Folgen der Revolution zu erblicken, die alle anständige Unterordnung und heilsame Zucht aus dem Familienleben vertrieben hatte. Der mürrische Mensch richtete nun die Rede an seinen Wirth und zwar völlig so, als wären wir nicht zugegen. Er häufte Gerüchte auf Gerüchte, als wären wir auf allen Punkten völlig geschlagen, die ganze Blüchersche Armee aufgelöst und in wilder Flucht begriffen. Ich gestehe, der trotzige Mann imponirte mir. Da die Rede uns nicht galt, so thaten wir auch, als hörten wir sie nicht. Wir blieben völlig ruhig, setzten unsere Unterhaltung mit dem Wirthe fort, forderten ein Frühstück, genossen es mit Muße, und blieben länger da, als es eigentlich unsere Absicht war. Daß wir nicht ohne Sorge nach Chalons fortrückten, ist begreiflich. Einzelne zersprengte Russen entdeckten wir, die sich über unsere ruhige Haltung und die Richtung unseres Marsches nach den Gegenden, aus welchen sie geflohen waren, zu wundern schienen. Es war Fußvolk, und erin=

nere ich mich recht, gaben sie vor, den Befehl erhalten zu haben, einen Sammelplatz südlicher aufzusuchen. Uns konnten sie sich nicht anschließen, ermüdet wie sie waren. Wir durften unsern Marsch nicht verzögern.

Als wir Chalons erreichten, war es dunkel. Wir wagten doch nicht, in die Stadt hineinzuziehen, sondern ruhten einige Stunden, um noch in der Nacht Bergieres, in der Nähe von Vertus, wo das Blüchersche Hauptquartier war, zu erreichen. Auf der kleinen Route nach Paris ritten wir in der Nacht weiter, fortdauernd in Gefahr, vom Feinde angegriffen zu werden. Ich ritt in der Mitte, oder vielleicht weiter hinten; alle Augenblicke wurde der Marsch aufgehalten, ob durch Feinde oder irgend ein anderes Hinderniß, wußte ich nicht.

Es ist bekannt, daß es als ein Vergehen eines Cavalleristen betrachtet, und bei dem gemeinen Manne bestraft wird, wenn er auf dem Pferde einschläft. Durch das Hin- und Herschwanken des Schlafenden wird das Pferd gedrückt. Ich war so völlig ermüdet, daß ich den Schlaf nicht abzuwehren vermochte; stieg ab, um, da wir sehr langsam fortrückten, zu Fuß

zu gehen, dasselbe thaten auch einige Offiziere, und wir schliefen alle im Gehen. Nur wenn wir durch irgend ein Hinderniß im Vorwärtsschreiten gestört wurden, wachten wir auf. Der Marsch dauerte die ganze Nacht, und mit Tagesanbruch erreichten wir Bergieres und das Blüchersche Hauptquartier.

Hier war nun schon Alles in Bewegung; man war im Begriff, nach Etoges vorzurücken, aber so völlig erschöpft und ermüdet, wie ich war, warf ich mich auf die verlassene Streu eines Offiziers und schlief fest ein; mein Bursche eben so. Ich hatte einem Freunde den Auftrag gegeben, mich zu wecken; zwei Stunden waren mir zur Ruhe vergönnt, es kostete Mühe, mich zu ermuntern, dennoch hatte der tiefe Schlaf mich sehr gestärkt, und erst jetzt, das vorrückende Hauptquartier begleitend, konnte ich Freunde und Bekannte begrüßen, von denen ich über ein Vierteljahr getrennt gewesen war. Aber die Verhältnisse waren so dringend, forderten so entschieden die angestrengte Aufmerksamkeit, daß ich wenig erfuhr. Ueber die Stellung der Feinde, über unsere, über die Gerüchte, die wir vernommen hatten, blieb ich völlig im Unklaren; aber im Blücherschen Hauptquartier

herrschte die gewöhnliche Zuversicht, und ich fing an zu glauben, daß unsere Lage die beste wäre; ja, daß wir, wenn auch nicht ohne Kampf, schon jetzt im Begriff wären, auf Paris vorzurücken, und in kurzer Zeit da sein würden. Ich hörte Manches verworren über die Schlacht bei Brienne, wo Blücher selbst in Gefahr war, und nur eben vermochte, sich aus dem angegriffenen Schlosse zu retten. Einer ähnlichen Gefahr war er einige Tage vor meiner Ankunft in Etoges ausgesetzt gewesen.

Ich erkundigte mich nun nach den Veränderungen, die im Hauptquartier stattgefunden hatten, seit meiner langen Abwesenheit. Raumer war da; ich traf zu meinem Erstaunen und Freude den Prediger Blanc, diesen Freund, mit welchem ich die ganze verhängnißvolle Zeit, seit dem Angriff der Feinde auf Halle, und seit der Zerstörung der Universität im Jahre 1806, gleiche Gesinnungen und gleiche Gefahren getheilt hatte. Seit er sich aus dem Gefängniß in Kassel befreit, suchte er eine Feldpredigerstelle zu erhalten, und durch Gneisenau dazu bewogen, schloß er sich dem Blücherschen Hauptquartier an, um in die erste erledigte Stelle einzutreten. Blanc trug einen

dunklen Ueberrock, und hatte über diesen einen Säbel geschnallt. Ein Prediger ritt nun neben einem schon ältern Professor der Philosophie, beide gegen die Feinde bewaffnet, in diesem außerordentlichen Kriege. Man kann sich denken, mit welcher Empfindung wir uns hier wiedersahen. Wir hatten uns nicht gesehen, seit ich Halle verließ. Unbekannt mit unserer Stellung, völlig im Unklaren über die Absicht unseres Vorrückens, allenthalben, wie es schien, vom Feinde umgeben, verloren wir uns in Erinnerungen über die große Veränderung und über das Außerordentliche, was wir und das Volk erlebt hatten, seit wir uns trennten.

Als wir Etoges erreichten, war es schon über Mittag; Gefechte fanden, wie mir es schien, fast nach allen Richtungen statt; wir rückten noch weiter vor, und blieben die Nacht über in dem Dorfe Champaubert, an der keineswegs wohl unterhaltenen, aber breiten Chaussee, der kleinen Route nach Paris. Während des ganzen Krieges war ich nie so unwissend über unsere Lage, wie jetzt. In weiter Entfernung waren unsere Heere, in den verschiedenen Gegenden des nördlichen Frankreichs zerstreut, alle Lokal=

kenntnisse fehlten mir; bei der Unruhe unserer Bewegung konnte ich mich durch keine Karte orientiren, obgleich ich selbst den Atlas der Departementskarten aus meiner Kartensammlung schon in Breslau dem Hauptquartier übergeben hatte. Diese Unklarheit war mir doch sehr drückend. Auch diese Nacht genoß ich nur wenig Ruhe; die Truppen waren am frühen Morgen schon ausgerückt und das Hauptquartier setzte sich in Bewegung. Die breite Landstraße lief durch das Dorf; einzelne Häuser deuteten auf die Nähe von Paris; zwar nicht ansehnlich, aber doch städtisch; ich entdeckte ein Schild über einem Hause, welches in deutscher Sprache, als ein Einwanderungsort für wandernde Schneidergesellen bezeichnet war. Es fiel mir auf. Wir ritten auf der Straße fort, auf Montmirail zu.

Bekanntlich hatte Blücher noch nicht erfahren, daß die Generäle von York und von Sacken über die Marne zurückgedrängt waren; er glaubte mit den Armeecorps dieser Generäle in Verbindung operiren zu können, und wagte daher einen Angriff auf Napoleon selbst, dessen Armee bei Montmirail eine concentrirte Stellung hatte. Wir hielten noch am frühen

Vormittage auf dem Abhange einer Höhe, die uns die Stadt verbarg. Ich glaubte aus den leisen Aeußerungen, die ich vernahm, und aus den eiligen Bewegungen der häufig nach allen Richtungen sich zerstreuenden und wiederkehrenden Adjutanten wahrzunehmen, daß Blücher und sein Generalstab jetzt erfahren hatten, wie Napoleon durch ein starkes Corps die Marne besetzt hielt, und den beiden obengenannten Generälen jeden Uebergang über den Fluß unmöglich machte. Einzelne feindliche Kanonenschüsse erreichten uns, und ein Cavallerist dicht neben mir, wurde getroffen. Unwillkürlich blickte ich hinter mich und sah ihn, die Schenkel furchtbar zerrissen, vom Pferde stürzen. Mich schauderte. Der Rückzug durch Champaubert fing nun in großer Ordnung an; das für mich Merkwürdige war, daß das coupirte Terrain keinen rechten Ueberblick erlaubte. Selbst von unsern Truppen und der Richtung ihres Rückzuges konnte ich wenig entdecken, aber das starke Kanonenfeuer und das einzelne Hin- und Herjagen feindlicher Reiter deuteten auf die heftigen Gefechte, die von allen Seiten während des Rückzuges stattfanden. Blücher mit seiner Umgebung von seinen Hauptmassen getrennt,

nur von wenigen Truppen umgeben, schloß den Rückzug. Da sahen wir von beiden Seiten Feinde auf den Hügeln, Granaten platzten in unserer Nähe, Kanonenkugeln schlugen immer häufiger in unserer Mitte ein, selbst die Flintenschüsse fingen bei der größeren Annäherung des Feindes an, gefährlich zu werden, schon versuchten einzelne Cavalleristen einzuhauen; sie waren in weiße Mäntel gehüllt, und trugen die unverhältnißmäßig großen Bärenmützen, die fast das ganze Gesicht bedeckten. Indem ich nun die kleine Schaar der Truppen, die uns begleitete, übersah, während wir von allen Waffengattungen bedroht wurden, konnte mir doch das äußerst Gefährliche unserer Lage nicht verborgen bleiben. Erschöpft von den Anstrengungen der vorigen Tage, ritt ich auf Blanc zu, meine Feldflasche war leer, meist durch unüberlegte, gutmüthige Mittheilungen an Andere. „Willst Du mir, sagte ich zu ihm, ein Glas aus Deiner Flasche gönnen?" „Ich will den letzten kleinen Rest mit Dir theilen," antwortete er; „es ist ja doch wohl der letzte Trunk, den wir in Gesellschaft genießen." Er sprach dies mit ruhiger Hingebung.

Wir ritten durch Champaubert; noch ehe wir das Dorf erreichten, sahen wir einige von jenen Bärenmützen auf uns zu reiten, die uns unmittelbar angreifen zu wollen schienen. In sehr bedenklichen Lagen pflegte die persönliche Tapferkeit des Husaren-Offiziers den berühmten Feldherrn mit unwiderstehlicher Macht in Bewegung zu setzen. „Ich will den Kerls doch Etwas abgeben," rief er, und wirklich sahen wir den großen Feldherrn gegen einen herannahenden Reiter anstürmen. Mehrere eilten ihm nach; die Reiter kehrten um. Jenseit Champaubert hielten wir auf einer Wiese, die durch grüne Hecken von der Landstraße rechts getrennt war; der Wald, welcher von hier nach Etoges hin die Straße einschloß, lag doch noch in bedenklicher Entfernung vor uns; die letzten sich zurückziehenden russischen Kanonen verloren sich in den Wald hinein; zwei Bataillone preußischer Truppen waren auf der Wiese zu unserm Schutze aufgestellt; eine Kanone, von einem russischen Offizier bedient, war zu unserer Deckung zurückgeblieben. Der Feind drängte immer mehr, der Augenblick, wo es unmöglich werden mußte, den naheliegenden Wald und unsere Truppen

zu erreichen, näherte sich. Das Bataillon behauptete, ein Quarré bildend, mit bewunderungswürdiger Ruhe seine Stellung; der russische Offizier lud seine Kanone, schoß sie ab und lud sie wieder; von Müffling hielt in der Nähe, und jener frug ihn, in welcher Richtung er schießen solle. Schon hörten wir die Aeußerung: „Wir müssen uns auflösen, ein Jeder rette sich, wie er kann.“ Man hatte die Absicht, unter jeder Bedingung den Feldherrn zu retten, um ihn wollten sich die Vorzüglichsten versammeln, die Uebrigen möchten dann zu entkommen suchen. Ich hörte aber von Müffling laut rufen: „Wir müssen Alle beisammen bleiben.“ Das Hauptquartier stellte sich schnell in Reih und Glied, die Bataillone wehrten sich noch unverdrossen gegen alle Angriffe; der russische Offizier richtete unerschrocken seine Schüsse gegen den Feind, und wir stürzten in vollem Galopp auf den vor uns stehenden Feind los. Dieser wich zurück, er hatte, glaube ich, einen solchen Anfall nicht erwartet, dachte vielleicht, da die Dunkelheit nicht erlaubte, die Zahl der Truppen zu übersehen, daß wir eine plötzliche Hülfe erhalten hätten. Wir erreichten glücklich den Wald. Auf der Chaussee, welche durch diesen führte,

zogen die letzten russischen Kanonen fort; wir lösten uns wieder auf und ritten einzeln, wie wir konnten, rechts; links drängten sich feindliche Reiter auf uns ein, aber der Raum war zu eng, ein Angriff kaum möglich, und Viele mochten nicht wissen, ob sie sich unter Feinden oder Freunden befanden. Die russischen Artilleristen haben feindliche Reiter mit den Wischern von den Pferden heruntergeschlagen. So wie wir nun in der dunklen Nacht durch den Wald zogen, war unsere Stellung fortdauernd eine höchst gefährliche, und obgleich wir keinen concentrirten Angriff hier zu besorgen hatten, wußten wir doch nicht, was vor oder hinter uns vorging. So fortreitend unterhielt ich mich mit Obrist von Oppen. Es entstand eine Verwirrung hinter uns; er ritt zurück, um zu erfahren, was es war, und ist nie wieder erschienen.

Vergebens wurden später Untersuchungen angestellt, um zu erfahren, wie oder wo er gefallen war, um seine Leiche zu suchen. So verlor die Armee einen ihrer trefflichsten und kenntnißreichsten Offiziere, ich einen Freund.

Der Wald läuft ununterbrochen einige Stunden fort, der Rückzug durch diesen dauerte lange, anfänglich ritten wir langsam, aber, wie es geschah, weiß ich nicht, allmälig ward der Ritt immer schneller, zuletzt ein wahrer Galopp. Es ward zwar später geleugnet, man behauptete, nie aus dem gemäßigten Trabe gekommen zu sein, aber ich kann mich nicht täuschen. Mein Pferd gerieth in die Gewalt der allgemeinen Bewegung; ich, ein sehr mittelmäßiger Reiter, vermochte nicht, es anzuhalten. So ward ich in eine unfreiwillige Berührung mit dem Grafen von G. versetzt; dieser schalt heftig und ich vermochte nicht, mein Pferd zurückzuhalten.

Bei Etoges hörte der Wald auf, wir rückten immer weiter, erreichten Bergieres, und quartirten uns wieder in demselben Vorwerk ein, das wir zwei Tage früher verlassen hatten. Keiner bekümmert, sich um den Andern, ein Jeder suchte, wie er konnte, einen Ruheplatz. Ich hatte, seit wir Vitry verließen, nur hin und wieder ein paar Stunden hindurch einen unruhigen Schlaf gefunden. Jetzt sank ich auf den harten, fest getretenen Boden völlig bewußtlos hin; es war ein Schlaf wie der Tod, einen solchen habe

ich weder vor noch nach dieser Zeit erlebt. Während dieses Zustandes war es mir, als entstünde eine dunkle Empfindung von irgend einem gewaltsamen Druck, den ich mit aller Anstrengung, aber vergebens abzuwehren suchte. Ich wachte dadurch nicht auf, versank vielmehr wieder in den völlig bewußtlosen Schlaf; wie lange dieser dauerte, weiß ich nicht. Es war heller Tag, als ich erwachte. Ich sah auf dem Mantel, in welchen ich eingehüllt war, einige Blutflecke, und erfuhr nun, daß ein tödtlich Verwundeter dicht neben mir auf ein Strohlager gebracht ward; während des Verbindens hatte er sich, mit dem Tode ringend, auf mich gewälzt. Als ich erwachte, lag der entseelte Körper noch da. Nach Allem, was ich erlebt hatte, machte dieses entsetzliche Ereigniß einen geringen Eindruck; aber der Schlaf hatte mich wunderbar gestärkt. Ich erschien in der Versammlung, die Blücher umgab, und wir erfuhren nun, daß der gestern durchlebte Tag doch glücklicher, als ich wenigstens vermuthete, abgelaufen war. Die Ordnung des Rückzuges war nicht gestört worden; der Verlust von unsererer Seite war nicht sehr bedeutend.

Hier erlebten wir nun ein Schauspiel, welches uns alle in Erstaunen setzte. Der geschichtlich bekannt gewordene Hudson Lowe, der meist heftig getadelte, unerbittliche Hüter Napoleons auf der Insel St. Helena, begleitete das Hauptquartier, und war mir schon, als ich ihn zuerst erblickte, durch den finstern Unmuth, durch sein mürrisches Stillschweigen, welches er immer behauptete, merkwürdig geworden; jetzt war er völlig wie verwandelt. Der gefährliche Tag, die Zucht der Truppen in den drohendsten Verhältnissen, der Muth, die Entschlossenheit, die Alle gezeigt hatten, erschienen dem kühnen Engländer so großartig, daß er noch immer von der Erinnerung ergriffen war; die Zunge war ihm plötzlich gelöst, er ergoß sich in Lobsprüchen. Bekanntlich erschien in englischen Tagesblättern von ihm ein Bericht über die Schlacht bei Champaubert, wie wir sie nennen, (die Schlacht von Montmirail der französischen Bülletins) der ganz die Spuren der Begeisterung trägt. Der so gewaltsam bewegte Mann erschien mir höchst liebenswürdig, und die Erinnerung an diese Stunde hat mich nie verlassen. Ich bin geneigt, mich seinen in der neuesten Zeit laut gewordenen Vertheidigern anzuschließen, ich

glaube mit diesen, daß der äußerlich kalte, wo die Pflicht es gebietet, unerbittliche Mann, doch innerlich wärmer, milder ist, als er erscheint.

Der Rückzug nach Chalons ward nun ruhig fortgesetzt; wir wurden nicht weiter verfolgt. Die Armee-Corps von Sacken und York hatten sich mit unserm, unter Blüchers unmittelbarem Befehl stehenden vereinigt, General York hatte sich früher nach Chalons zurückgezogen, die Stadt aber schon wieder verlassen, als wir einrückten.

Hier verweilten wir einige Tage hindurch in völliger Ruhe; von den Truppen lagen wenige in der Stadt, und obgleich die Einwohner in großer Unruhe sein mußten, so konnten wir doch wenig davon wahrnehmen. Hier fanden die Freunde sich zusammen. Stelzer, (jetzt Ober-Regierungsrath in Potsdam) war im Hauptquartier erschienen; auch er gehörte, bei der Unterpräfectur in Halle angestellt, zu den Vertrauten, C. v. Raumer, Blanc, Stelzer und ich waren nun vereinigt; Raumer fand einen jüngeren Bruder in Chalons, und Heim, (der jetzige Geheime Medizinal-Rath) schloß sich uns an. Was wir eben erlebt hatten, war so bedeutend, das Andenken

an die gewaltigen Tage durchdrang mich, frühere Erinnerungen schlossen sich an das gegenwärtig Erlebte an, der genossene Champagner steigerte unsere Begeisterung, und die Stunden verflossen wie Augenblicke.

Es ist bekannt, daß bei den preußischen Truppen der Champagner für eine Art Weißbier galt. General York umgab die Stadt, während Macdonald sie behauptete. Von diesem General hatte der erstere sich in dem russischen Feldzuge getrennt, und dadurch den entscheidenden Krieg zum Ausbruch gebracht. Die Vorposten des Yorkschen Corps, welche in der Nähe der Stadtmauer lagerten, hatten Champagnerkeller entdeckt und erbrochen. Wie ich später von dem Grafen v. York selbst erfuhr, war die Zahl der Flaschen, die ausgeleert wurden, unglaublich groß. Die Wirkung des scheinbar leichten Weines war den Deutschen wohl unbekannt, und als mein Freund Willisen, damals Adjutant des Generals, die Vorposten revidirte, fand er die ganze Mannschaft von dem Champagner völlig überwältigt. Als General York dieses erfuhr, lachte er nur; die Truppen wurden abgelöst, um den Rausch auszuschlafen, und dennoch war General Yorks Lage, einem Feinde gegenüber,

der wohl geneigt war, Rache zu nehmen, bedenklich genug. In der That muß die Quantität des Champagners, die bei der Winter-Campagne verzehrt und verschüttet wurde, alle Begriffe übersteigen. Auf den öden kahlen, wie sie uns im Winter erschienen, höchst unerfreulichen Feldern, die Chalons umgaben, fanden wir allenthalben die Trümmer zerbrochener Flaschen; die Ebenen waren wie besäet und wurden selbst der Cavallerie gefährlich. Dennoch stieg der Preis in der Stadt nicht, und wir konnten einen Wein, den wir loben mußten, irre ich nicht, für 2 bis 3 Franken erhalten.

Die Hin- und Herzüge während des Winterfeldzuges in Frankreich, sahen einander so ähnlich, daß, wenn ich es selbst vermöchte, sie in einem größeren Zusammenhange aus der Erinnerung zu beschreiben, eine solche Darstellung doch höchst unerquicklich und ohne alles Interesse sein würde. Einige Hauptzüge, die mir im Gedächtniß geblieben sind, wie die Schlachten, denen ich später beigewohnt, mögen genügen.

Nach und nach erfuhren wir, zuerst durch Gerüchte, wie die Berichte aus dem Hauptquartier Napoleons über unsere Lage, nach den Schlachten bei Brienne und Montmirail, lauteten. Zuletzt fielen die Blätter des Journal de l'empire in unsere Hände, und es ergötzte uns nicht wenig, die Bülletins selbst zu lesen. Die Blüchersche Armee war nach diesen Berichten so gut wie völlig vernichtet. Nach den Schlachten von Chateau Thierry und Montmirail waren, hieß es, die Truppen der Generale Sacken und York, so wie diejenigen, welche unmittelbar unter dem Befehl Blüchers standen, in wilder Flucht begriffen und völlig aufgelöst.

Der Leser hat vielleicht nicht vergessen, wie in dem Hauptquartier Napoleons ein Landsmann und Jugendfreund von mir sich befand, der als einer der Redacteure des genannten Journals, Antheil an der Abfassung des Bülletins hatte. Es war Malte-Brun und wir fanden uns nun durch eine seltsame Verflechtung des Geschicks in diesem mächtigen Kampfe auf eine so sonderbare Weise einander gegenüber gestellt.

Den Truppen ward der Winterfeldzug immer beschwerlicher, wenn wir auch nicht immer Gefechte

erlebten, so fanden sie dennoch bald hier bald dort statt. Die Kälte und Nässe nahmen immer mehr zu, die Masse der Kranken wuchs, freilich viel bedeutender auf der Seite des hin und her gejagten Feindes, als auf unserer. Der Mangel an Nahrungsmitteln soll in der Armee durch die große Anstrengung der Verpflegungsbehörde nicht sehr gefühlt worden sein; desto bedeutender war er aber im Blücherschen Hauptquartier. Der Grundsatz herrschte hier, daß man vorzugsweise für die Truppen sorgen müsse. Es ward vorausgesetzt, daß wir uns schon würden zu helfen wissen; aber diese Voraussetzung brachte uns doch in große Noth. Selbst das Geld war oft sehr selten, und auch dann, wenn es da war, half es nichts. Die Dörfer, durch welche wir zogen, in welchen wir übernachteten, waren fast immer von allen Einwohnern verlassen, nicht selten abgebrannt, so daß nur die viereckigen weißen Wände der Gebäude übrig waren, der Schornstein in der Mitte. Selbst wo dieses nicht der Fall war, mußte man es als einen glücklichen Zufall betrachten, wenn wir nicht Alles ausgeleert fanden. Ein Sack Kartoffeln, bei einem Bivouacfeuer in der Eile gebraten, wurde dann

als ein Schatz betrachtet. Ich habe mit meinen Freunden Tage lang nichts genossen, als Speck in Scheiben geschnitten, der auf hölzerne Stäbe gesteckt, und so über das Feuer gehalten und gebraten wurde. Ich erinnere mich, daß wir einmal Kartoffeln fanden, Speck in Menge hatten, und eine Bratpfanne entdeckten. Diese mußte freilich mit vieler Anstrengung gescheuert werden, ehe man sie brauchen konnte. Die Kartoffeln wurden in Scheiben geschnitten, der Speck dazu gethan, und wir genossen dieses Gericht jubelnd als eine große Delicatesse. Oft, wenn wir so um ein Kaminfeuer in einem Kreise saßen und den Speck über die Flammen hielten, dachte ich mit Raumer an unsere Familie und was unsere Frauen sagen würden, wenn sie uns in dieser Lage wüßten oder durch irgend einen Zauber gegenwärtig wären. Im ruhigen Familienleben würde mir eine Speise dieser Art sehr unangenehm, ja gefährlich sein. Hier bekam mir Alles wohl; die gute Laune verließ uns selten, wenn wir zusammen waren; dann am wenigsten, wenn wir in beständiger Bewegung waren und uns nirgends lange aufhielten. Ich trug noch immer die Uniform, die ich aus Breslau mitgenommen hatte,

und die ich nur bei einem längern Aufenthalt in den Städten zuweilen ablegte. Wäsche konnten wir oft in langer Zeit nicht wechseln, und ich litt außerdem an einer andern äußerst quälenden Unannehmlichkeit. Ich habe nie mich selbst rasiren können, und im ruhigen Leben mußte es alle Tage geschehen. Schon auf früheren Gebirgsreisen kam ich dadurch nicht selten in große Verlegenheit, ich fiel in die Hände ungeschickter Menschen, die zufällig ein paar Mal aus Noth das Geschäft betrieben hatten. Viel später, im Sommer 1824, als ich mich drei Wochen bei meiner Schwester im Innern von Norwegen aufhielt, mußte ein Bauernknecht, der ein Mal einen andern rasirt hatte, mit mir seinen zweiten Versuch wagen. Er zitterte vor Angst, ich mußte meinen Hals preisgeben, den Kopf zurücklegen, während der arme Mann voller Angst vor mir knieete. Er lernte aber in den drei Wochen so geschickt rasiren, daß, als ich das Haus verließ und ihn bezahlte, er mir gutmüthig gestand, eigentlich in meiner Schuld zu sein, weil er doch jetzt durch mich ein Handwerk erlernt hätte, das ihm wohl in der Zukunft etwas einbringen könnte. Am wunderlichsten war es mir aber noch, wenn ich meine

Hülfe zu den Frauen nehmen mußte. In einigen Gebirgsdörfern in Deutschland traf ich Mädchen und Frauen, die das Rasiren als ein Geschäft trieben; einige Male aber Weiber, die mit der etwas bedenklichen Operation völlig unbekannt waren, das Messer, welches ich mit mir führte, aber dennoch mit Sicherheit ergriffen, wenn kein Mann es wagte, und mit großem Geschick führten.

Im Winterfeldzuge in Frankreich stieg nun meine Verlegenheit auf's Höchste. In den Städten waren die Barbiere meist ausgediente Soldaten, der Strich fand mit einer furchtbaren Entschiedenheit statt und nahm wohl den Bart auf einer Seite mit einem Male weg; auch fand ich es ab und zu doch bedenklich, meinen Hals den erbitterten Feinden preiszugeben, ich sorgte wenigstens dafür, daß ein Freund zugegen war. Obgleich ich nun eine jede, auch noch so bedenkliche Gelegenheit ergriff, blieb ich dennoch einige Male 8 bis 14 Tage hindurch unrasirt, ich muß mit meinem abgetragenen Rock, mit meiner schmutzigen Wäsche und dem langen struppigen Bart in der That furchtbar ausgesehen haben. Von meiner Kindheit an jene Reinlichkeit gewöhnt, die unter den han-

delnden nördlich europäischen Völkern gewöhnlich ist, war doch diese zu genau mit der Bequemlichkeit meines Daseins verbunden. Die Kunststücke, eine scheinbare Reinlichkeit hervorzurufen, die einzige weiße Stelle eines Hemdes nach vorn und oben anzubringen und sichtbar zu machen, erlernte ich nie, und behielt die Sorglosigkeit, der man sich mit Reinlichkeit verbunden, wohl überlassen darf. Noch unangenehmere Folgen eines solchen Lebens blieben auch nicht aus, und ich litt an einer Qual, die ich jetzt zum ersten Mal kennen lernte.

Im März, als Napoleon in unserm Rücken operirte, ward fast alle Zufuhr abgeschnitten, der Mangel fing an, auch unter den Truppen bedeutend zu werden, und auf eine bedenkliche Weise hörte die strenge Zucht auf. Viele Gegenden waren wiederholt ausgeplündert, die Häuser öde, die Einwohner entflohen. Da entstanden nun wohl Versuche gegenseitiger Ausplünderung. Ich erinnere mich, daß wir eine Nacht in einem Dorfe zubrachten, welches so eben geräumt zu sein schien; wir fanden auf dem Hofe eine Truthenne. Wir waren mit unsern Burschen doch wohl 14—15 Mann stark; es war ein bedeutendes Bauern=

haus; wir saßen in der geräumigen Küche um den Heerd; ein großer Kessel stand über einem mächtigen Feuer, die Henne ward zubereitet, Wasser mit Salz in den Kessel gethan, die Nacht über sollte die Henne kochen, und wir freueten uns auf das Frühstück am Morgen. Während wir so dasitzen, bricht eine Schaar Russen gewaltsam herein; wir suchten sie abzuweisen, aber, obgleich sie uns als preußische Offiziere erkennen mußten, drangen sie auf uns ein. Wir waren vernünftig genug, ihnen nicht mit scharfen Waffen, sondern mit dem Kantschu entgegen zu gehen. Ich hatte schon längst die Bemerkung gemacht, daß mein Arm doch zu schwach war, um auf einer breiten russischen Schulter einen fühlbaren Schlag anzubringen. Ich schlug daher die Russen, die mir drohend entgegen kamen, aus aller Macht kreuzweis über das Gesicht. Dies schienen die Menschen doch zu fühlen; es gelang uns, sie wegzutreiben. Aehnliche, weniger gefährliche Versuche fanden wohl ein paar Mal statt, aber sie wurden durch bloße Vorstellungen abgewiesen. Was sich nun aber in dieser Art, hätte der Krieg länger gedauert, entwickelt haben würde, ließ sich nicht leicht übersehen. Im Hauptquartier fanden sich

eine Menge junger Männer, welche die Stellen als Ingenieur-Geographen, Couriere u. s. w. ausfüllten; es waren unter diesen einige ausgezeichnete, die später ansehnliche Stellen bekleideten, auch Studirende. In Deutschland, wo der Krieg übersichtlicher und in größerem Zusammenhange geführt wurde, fanden diese Männer leicht eine nützliche Beschäftigung. Ich mußte eigentlich meine Stellung der ihrigen gleichsetzen. Wenn ich vielleicht gelegentlich eine Auszeichnung genoß, so mußte ich sie meinen früheren Verhältnissen zu den höheren Offizieren, meinem Alter und meinem Amte zuschreiben. Während des Winterfeldzuges konnten diese Männer, so wie ich und meine Freunde, nur eine geringe Beschäftigung finden. Mitten in dem Taumel fing das Bewußtsein, hier völlig überflüssig zu sein, doch an, mich zu quälen. Generäle, alle höhere Offiziere, die kenntnißreichen Adjutanten bildeten einen engen Kreis, der sich immer mehr in sich abschloß, und zwar nothwendig und von Rechtswegen; die Gegenwart drängte, jeder Augenblick forderte einen entschiedenen Entschluß; was man eben vor hatte, ward nur denen mitgetheilt, die es wissen mußten; es war nicht Mißtrauen, es war eben so wenig veränderte

Gesinnung oder Geringschätzung, welche dieses Ausschließen veranlaßte, es war der unmittelbare Drang des Augenblicks. Mir war doch dieses Verhältniß drückend. Ich hatte mit den natürlichen Ansprüchen meines höhern Alters zu kämpfen, ich konnte die früheren Verhältnisse, die sich so viel freundlicher gestaltet hatten, nicht vergessen, dabei war ich nun fortdauernd von jungen Männern umgeben, die ihre Stellung natürlich fanden. Wenn es ihnen gelungen war, einen unbedeutenden Auftrag zu erhalten, wenn sie in irgend eine Berührung mit einem höhern Offizier gekommen waren, so traten sie wohl nicht selten anspruchsvoll in unsere Mitte. Sie hatten über bevorstehende Pläne, wie sie behaupteten, Manches vernommen, und stellten diese auf ihre Weise dar. Gerade diese Mittheilungen zeigten nun recht auffallend das Untergeordnete unserer Stellung. Ihre sonstigen Gespräche konnten mich eben so wenig interessiren, ja wurden mir immer lästiger, und leider, sie brachen nie ab. Auf den Hin- und Hermärschen war ich nie allein; in einer Stube lagen oft 6 bis 7 ja wohl 10 bis 12 zusammengedrängt auf der Streu. Freie, reine Luft war mir von jeher ein Bedürfniß

eine eingeschlossene Atmosphäre drohte mich zu ersticken; in einem Dorfe in der Nähe von Gotha ergriff mich das ängstliche Gefühl des Erstickens, als ich mit Mehreren in einer niedrigen Bauernstube, die eben von den Kosacken verlassen war, die Nacht zubrachte, so daß ich in Verzweiflung aufsprang und das Gesicht durch die Scheiben des kleinen verschlossenen Fensters stieß, um mit voller Brust frische Luft zu athmen. In Frankreich brachte ich mehrere Nächte so zu; meine Schlafkameraden hörten dabei nicht auf zu sprechen, bis einer nach dem andern einschlief. Nun begann das Schnarchen aus allen Tönen; ich verließ dann gewöhnlich die Stube, schritt in der Nacht auf und ab, ließ mir eine Streu bei offener Thür auf dem Flur bereiten, und schlief, in einen großen Radmantel eingehüllt, mitten in der Kälte ein. Als dieser Zustande länger gedauert hatte, als ich auf der einen Seite mich fortdauernd von dem thierischen Bedürfniß der Nahrung in Anspruch genommen sah, als ich keinen Augenblick fand, der mir eine innere Zusammenfassung gönnte, gerieth ich doch zuletzt recht im buchstäblichen Sinne außer mir.

In den ausgeleerten Dörfern war, was man zurückgelassen hatte, gewöhnlich den Truppen von geringem Nutzen. So erinnere ich mich, daß wir in vielen Häusern auf den Böden Säcke mit Wallnüssen fanden. Feuersbrünste fanden fast allenthalben statt. Einzelne prächtige Landsitze, die wir trafen, wurden völlig ausgeplündert, Möbel und Spiegel zertrümmert, Fenster eingeschlagen, alles Verborgene, Geld oder was sonst von Werth da war, mit Leichtigkeit entdeckt. In den Weinkellern waren die Thüren gewöhnlich zugemauert; aber die neu aufgeführten Mauern waren leicht zu erkennen, und schnell zerstört, ja sie lockten mehr als sie abhielten; denn wo man sie fand, erwartete man große Kostbarkeiten. Solche Plünderungen hatten gewöhnlich schon stattgefunden, wenn das Hauptquartier ankam und wenn der Feldmarschall mit seiner Umgebung einziehen wollte. Einige dieser Landsitze waren mit großer Eleganz und Pariser Comfort eingerichtet, und machten eben dann in dem zerstörten Zustande einen desto traurigern Eindruck.

Eines der Schlösser, welches wir in Beschlag nahmen, war fast nicht zu benutzen; man hatte nämlich die Bettkissen zerschnitten, in vielen, sonst

bewohnbaren Gemächern flogen die Federn herum. Ich erinnere mich, daß wir ein sehr prachtvolles Schloß des General Brüne fanden, als die erschöpften russischen Truppen eben den Weinkeller plünderten. Bei dem gewaltsamen Anstürmen hatte man die meisten Weintonnen zerschlagen, anstatt sie anzuzapfen; die Soldaten wateten in einem Meere von Wein; Einige füllten die Mischung in leere Flaschen, andere betranken sich an dem ausgegossenen Weine. Man erzählt, daß während der Revolution bei einem Aufruhr in Straßburg ein bedeutender Weinkeller geplündert wurde, und daß eine große Menge Menschen in dem Weinmeere ertrank; ich begriff die Möglichkeit, als ich in diesen Weinkeller hineinblickte.

Vor allem machte eine sehr elegante Villa, in welcher wir, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, die Nacht vor unserm Einrücken in Meaux zubrachten, einen tiefen Eindruck. Mitten in der gewaltsamen Zerstörung erkannte ich die Ruinen eines sehr genußreichen Lebens; ich fand noch die Spuren einer bequemen häuslichen Einrichtung, die mich anzog. Es leuchtete mir ein, daß das Haus für viele Gäste eingerichtet war, die sich hier wohl nicht selten ver-

sammelten. Einsam und von den übrigen Gemächern abgesondert, fand ich noch die Reste einer zum Theil muthwillig zerstörten Bibliothek; die ausgerissenen Blätter und Kupfer kostbarer Werke bedeckten den Boden. Manche leere Stellen der Bücherschränke bewiesen, daß es noch gelungen war, einen Theil der Bibliothek vor dem Eindringen der Feinde zu retten. Doch zeugte Alles von einer schnellen Flucht, durch welche die vollständige Ausräumung unterbrochen war. Wahrscheinlich hatte der Eigenthümer sich früher entfernt, und den zurückgelassenen Bedienten schien wohl die Rettung anderer Gegenstände wichtiger, als die der Bibliothek. Diese war ziemlich ansehnlich, ich schätzte sie auf einige tausend Bände und konnte fast eine Stunde mit der Untersuchung zubringen. Alle französischen Bibliotheken dieser Epoche, die ich gesehen habe, sahen sich sehr ähnlich. Die klassischen Werke aus der Zeit Ludwig des vierzehnten und der Encyclopädisten fehlten nie. Die 70 Bände der Beaumarchais'schen Ausgabe von Voltaire waren immer da. Hier sah ich auch die Encyclopédie méthodique, Buffon's Werke mit den Fortsetzungen von Lacepede: und doch bildeten Werke, der Kunst gewidmet, den

Hauptinhalt. Es war in ihrer Art eine sehr auserlesene Büchersammlung. Neben den französischen entdeckte ich englische und italienische Prachtwerke, auch die Dichter dieser Völker ziemlich vollständig, selbst eine bedeutende Menge spanischer Werke; ich fand unter den englischen Werken Shakspeare, so unter den spanischen Lope de Vega und Calderon, und unter diesen waren ohne allen Zweifel einige unbekannte, sehr seltene. Vergebens suchte ich aber nach Deutschen Schriften, ich fand keine einzige. Endlich entdeckte ich eine etwas versteckte Tapetenthür, eröffnete sie und trat in ein reizendes Boudoir. Ich war überrascht, als ich dieses so völlig unzerstört fand, als wäre es eben verlassen; die Wände waren gerundet, mit prächtigen weichen Sitzen besetzt, ein paar Copien von antiken Statuen standen einander gegenüber; erinnere ich mich recht, so waren es der Fechter und der Apoll. Am Fenster stand ein zierlicher Sessel, auf dem Tisch lagen aufgeschlagen die Memoiren des Cardinal Retz; Schreibzeug, Papier, und auch Bleifedern fand ich in der schönsten Ordnung. Eine Zeichnung, halb entworfen, lag vor mir. Die vielen zierlichen Gegenstände, die den Tisch erfüllten, ja ein

zurückgelassenes Billet, welches in Eile geschrieben, auf die nahende Gefahr deutete, überzeugte mich, daß dieses Boudoir von einer sehr gebildeten Frau bewohnt ward. Noch überraschter war ich, als ich in ein Nebengemach trat und ein von den Feinden gar nicht berührtes plastisches Atelier fand; einzelne Statuen, Studien von Armen und Beinen, und Werkzeuge, die auf plastische Arbeiten deuteten.

Einige Stunden hindurch verlor ich mich in dem Genuß einer friedlichen Zeit, eines behaglichen Lebens. Ich kann nicht leugnen, es zog mich an, es rührte mich, daß ich dieses Heiligthum gerettet fand, und wenn ich mir die geselligen Freuden und das geistreiche Wohlbehagen der Besitzer dachte, fühlte ich eine stille Zuneigung, die wenig übereinstimmte mit der feindlichen Gesinnung, welche uns nach Frankreich gebracht hatte, und die auch wohl bei mir vorausgesetzt wurde.

Wenn wir in Städten übernachteten, war freilich Alles anders. In den kleinen war der Aufenthalt den Dörfern sehr ähnlich. Wir fanden nicht selten jene völlig ausgeleert, wie diese. Die leeren Stuben unterschieden sich wenig von den Bivouacs, die Kamine

vermochten in dem, wenigstens ab und zu sehr kalten, Winter die Stuben nicht zu erwärmen, oft fehlte uns das Holz. Ich erinnere mich, wie wir an einem Abend sehr spät in Mery ankamen und völlig durchgefroren in eine ziemlich kalte Stube traten; vergebens suchten wir im ganzen Hause nach Feuerung, wir entdeckten keine; endlich entschlossen wir uns, die zurückgelassenen Tische und Stühle zu zerstören; wir mußten selbst Hand an's Werk legen, denn unsere Burschen waren mit der Fütterung der Pferde beschäftigt. Ich war eben im Begriff, einen Stuhl gewaltsam zu zerbrechen, als mir die Situation für einen vierzigjährigen Professor der Philosophie doch gar zu grell erschien. Ich sagte mir: „wie kannst du dich über die Zerstörungssucht der Soldaten wundern, wenn sie dich selbst, dem sie doch durch Erziehung, Bildung, durch ein ganzes Leben so fern liegt, zu ergreifen vermag!" ich erschrak vor mir selbst, und setzte den Stuhl ruhig hin. Ich dachte an die früher erwähnte weissagende Aeußerung Gneisenaus, als er wenige Tage vor der Schlacht von Bautzen über die wahrscheinlichen sittlichen Folgen, welche dieser Krieg haben würde, wenn er länger dauern sollte, sprach;

ich dachte auch an die täglich steigende Verwilderung der Truppen, und jener Augenblick fiel mir, je länger der Winterfeldzug dauerte, immer von neuem ein. Mittel, diese Verwilderung zu hemmen, sah ich nicht; im Großen herrschte gewiß fortdauernd eine Zucht, die ich indessen nicht entdecken konnte, und die nur unter bestimmten, nicht zu vermeidenden Verhältnissen Ausschweifungenerlaubten, welche uns einige Mal beschwerlich fielen. Doch muß ich die Bestrafung eines Reiters erzählen, die etwas Ergötzliches hatte.

Blücher wollte in der Gegend von Sezannes einen Angriff wagen, von dem er sich viel versprach. Die Ausführung dieses Planes hing von dem Erfolge einer, durch russische Cavallerie auszuführenden Attaque ab; diese mißlang völlig, und Blücher glaubte Grund zu haben, mit dem commandirenden General unzufrieden zu sein.

Ich kann hierbei eine Bemerkung nicht unterdrücken, die ich einige Mal zu machen Gelegenheit fand. Die russische Feld-Artillerie war vielleicht damals die ausgezeichnetste in Europa; die Bespannung war vortrefflich, die Pferde waren stark und den ganzen Krieg hindurch wohlgenährt. Die Franzosen verloren

so unglaublich viele Kanonen, oft in Schlachten, die nicht ganz zu ihrem Nachtheil ausfielen, weil hier auf die auffallendste Weise eben das Gegentheil stattfand: die Bespannung war die schlechteste, die Lafette leicht gebaut, die Stränge hielten nichts aus, für die schlechten Pferde wurde nicht gesorgt. So wie sie aus der Ferne die Feinde anrücken sahen, blieb ihnen nichts übrig, als die Stränge zu zerhauen, die Kanonen stehen zu lassen und auf den abgemagerten Pferden zu entfliehen. Der russische Artillerist konnte ruhig die Kanone gegen die Feinde abfeuern bis zur größten Annäherung. Wenn er fliehen mußte, konnte er sich auf die starken Pferde verlassen, die seine Kanone durch die schlechtesten Wege mit Schnelligkeit fortzogen, wie auf die festgebauten Wagen und auf die Haltbarkeit der derb gewundenen Stränge.

Die russische Cavallerie nahm sich durch die schöne Uniform, durch das Aussehen der Mannschaft, durch die Derbheit der ausgezeichneten Pferde sehr vortheilhaft aus: wenn sie aber nicht durch den festen Charakter des Commandirenden angefeüert wurde, trat eine Gewohnheit hervor, die wohl zuweilen das Mißlingen eines Cavallerie-Angriffs herbeiführen mußte.

Sie ritten dann wohl im Galopp auf ein Quarré los, aber eben wenn sie diesem auf Schußweite nahe kamen, hielten sie plötzlich an, der Kugelregen traf sie dann in vollem Maaße, und sie kehrten wieder um.

Ob der General die Vorwürfe, die ihn trafen, verdiente, vermag ich nicht zu beurtheilen. Es hing so viel von dem Gelingen des Angriffs ab, daß dieses Mißlingen wohl einigen Einfluß auf das Urtheil des Feldmarschalls haben konnte. Wir ritten am späten Nachmittag auf Sezannes zu, der Feldmarschall war im höchsten Grade erbittert und verdrießlich. Aus der Stadt ritt ein Trainknecht an uns vorbei, er ließ sein Pferd langsam vorschreiten, und blickte uns neugierig, keineswegs furchtsam an; auf dem Rücken trug er einen Sack, über dem Arm hing eine Pferdedecke. Ein russischer General, der das Hauptquartier begleitete, ritt auf ihn zu und fragte ihn, woher er den Sack und die Decke genommen habe? Der Mensch antwortete mit der größten Treuherzigkeit: „Ich habe beides in der Stadt gefunden.“ Der General erzählte dem Feldmarschall, daß er einen Trainknecht mit geplünderten Sachen getroffen habe. Der Feldmarschall

hatte in seiner verdrießlichen Stimmung eben über die wachsende Zuchtlosigkeit besonders der russischen Truppen gesprochen, er suchte, wie es zu geschehen pflegt, Alles hervor, was in seiner düstern Stimmung den Verdruß steigern konnte. Vielleicht freute sich der General, jetzt eben einen Deutschen ertappt zu haben. Ein Unteroffizier wurde herbeigerufen, den armen Menschen, der eben so erstaunt wie erschrocken war, zu fuchteln. Dieser unterwarf sich der Strafe stillschweigend, als sie aber überstanden war, wandte er sich bittend an den Feldmarschall. Nun darf ich aber doch, sagte er, die Decke für mein armes Pferd in der strengen Kälte behalten? Der Feldmarschall schien in der That betroffen und sein Unrecht zu fühlen; wo die Decke blieb, weiß ich nicht. Der Sack wurde ihm aber abgenommen, er enthielt Wallnüsse, und diese wurden als gute Beute behandelt und uns angeboten. Diese Execution wegen Plünderung ist die einzige, die ich im Kriege erlebte.

Obgleich ich die unangenehme Lage, in welcher ich mich während des Winterfeldzuges befand, keineswegs

übertrieben habe, so erlebte ich doch zuweilen lichte Zwischenpunkte. Bei der großen Unruhe der Hin- und Herzüge war es dem Feldmarschall nicht möglich, Tafel zu halten. Diese fand selbst, wenn wir uns mehrere Tage in den größeren Städten aufhielten, nicht statt, wenigstens erinnere ich mich während des ganzen Winterfeldzuges kaum drei bis vier Mal eingeladen zu sein. Der Mangel nahm unter uns immer mehr zu. Einst kaufte ich völlig erschöpft eine Flasche Ofener, die bei einer Marketenderin von Breslau aus noch übrig geblieben war. Der Wein hatte die Farbe verändert und war ganz trübe geworden, dennoch stärkte er mich; ich bezahlte ihn mit zwei Thalern. Ich lernte Nahrungsmittel des russischen Volks kennen, die mir bisher völlig unbekannt waren. So traf ich zwischen Chalons und Rheims einen Marketenderwagen und fand auf diesem eine große feste feinkörnige Masse von lichtgrauer, in's gelbliche übergehenden Farbe. Es war der Caviar des russischen gemeinen Volks. Ich glaubte, hungrig wie ich war, und bei der unsichern Aussicht, Nahrungsmittel zu finden, einen Schatz entdeckt zu haben; bezahlte einen abgehauenen Würfel, wie sonst den

theuersten frischesten Caviar, war aber doch noch nicht ausgehungert genug, um diesen zu genießen. Er schmeckte mehr nach ranzig gewordenem Fett, als nach Gallert.

Hier zeigte sich nun Gneisenau seiner großen gütigen Natur gemäß. Wo er konnte, sorgte er dafür, daß wir keinen Mangel litten. Er war der einzige, der, wenn wir erschöpft unsere nächtlichen Ruheplätze erreichten, unsere Lage erwog und so viel wie möglich zu erleichtern suchte. Ja er lud uns mehrere Male zur Tafel, wenn die Umstände es nur irgend erlaubten. In solchen Stunden erquickte und erholte ich mich. Gneisenau schenkte mir dann das vollste Vertrauen. Er hatte die alte Zeit der gemeinschaftlichen Sorgen für Deutschland nicht vergessen, und wenn wir allein oder von den mir freundlich gesinnten Offizieren umgeben waren, suchte er mich über unsere Lage, über die eben herrschende Stellung des Blücherschen Armeecorps zur großen Armee und über Alles, was wir zu besorgen und zu hoffen hatten, so viel wie möglich aufzuklären. Was mir solche Stunden waren, kann man sich leicht denken, aber was ich erfuhr, konnte ich doch nur wenige Tage hin-

durch festhalten. Die mir verworrenen Hin- und Herzüge machten mir Alles unklar, bis ich wieder das Glück hatte, in seine Nähe zu treten. Was mich in der sonst unangenehmen Lage tröstete, war nur die Nähe der alten Freunde v. Raumer, Blanc, Stelzer, Heim, Häckel. Wir hielten uns, so viel wir konnten, zusammen, bezogen, wenn es möglich war, die nämlichen Quartiere. Doch war ich mit einigen dieser Freunde besonders über unser Verhältniß zu den Einwohnern des Landes nicht einig. In den Dörfern erinnere ich mich, durchaus keine Franzosen gefunden zu haben; in den kleinen Städten waren alle junge Mädchen, wie alle rüstige Mannschaft verschwunden. Ich habe es erlebt, daß wir recht ansehnliche und gut eingerichtete Wohnungen, unter den Schutz eines alten Weibes gestellt, angetroffen haben. Nun herrschte unter einigen meiner Freunde ein seltsames Vorurtheil. In politischer, wie in kriegerischer Rücksicht hielt auch ich die feindliche Stellung fest, und setzte voraus, daß ein jeder Franzose die Absicht hätte, mich zu überlisten; aber dieses Verhältniß ward nun auch auf die sittliche Beurtheilung der Franzosen übertragen. Ich glaubte diese Ansicht durchaus bekämpfen

zu müssen, und wo rein menschliche, persönliche Berührungen stattfanden, wo die Furcht vor Ueberwältigung von Seiten der Einwohner, und Ansprüche auf Befriedigung nothwendiger Bedürfnisse von unserer Seite, hervortraten, glaubte ich für die Beurtheilung der Person einen durchaus sittlichen Maaßstab anlegen zu müssen; ja unter gewissen Umständen nicht bloß Schonung gegen die waffenlosen Feinde, sondern auch Freundlichkeit, Zuneigung, ja ein bedingtes Vertrauen zeigen zu müssen. Obgleich meine Freunde allenthalben die uns preisgegebenen Einwohner schonend behandelten, und wo es nöthig war, gegen rohe Mißhandlung schützten, so fand ich doch einige Male Gelegenheit, das Vorurtheil zu bedauern, von welchen sie beherrscht wurden. Die freundliche Theilnahme mit der oft sehr bedrängten Lage der Familie schien dann nicht mit der Wärme hervorzutreten, die ich von meinen Freunden, wie ich sie sonst kannte, erwartet hätte. Wenn sie Nahrungsmittel verbargen und den Besitz derselben gegen uns läugneten, die wir beim Nachsuchen später entdeckten, entstand eine Erbitterung, die ich zu theilen nicht im Stande war, die Feinde wurden dann hinterlistige Lügner genannt, und dieses

Laster im allgemeinsten Sinne als ein Charakterzug der ganzen Nation betrachtet. „Sind sie uns denn Wahrheit schuldig, pflegte ich dann einzuwenden, haben wir das Recht, sie zu erwarten? Wären sie, wie gefordert wird, gegen unsere Vorgänger in Eurem Sinne wahr gewesen, so hätten wir, das ist völlig entschieden, keinen Bissen vorgefunden, und ganze Schaaren folgen uns, deren Mißhandlungen sie preisgegeben sind, wenn sie das Haus völlig ausgeleert finden. „Ich darf mich dessen nicht rühmen, denn die Theilnahme mit Menschen, die hülfsbedürftig mit mir in Berührung kommen, hat nur einen geringen sittlichen Werth; sie ist mir angeboren, sie läßt sich physisch nicht überwältigen und artet nur zu oft in Weichlichkeit und Schwäche aus. Doch verdanke ich dieser physischen Constitution, wie ich glaube, eine freiere Ansicht des Lebens, und betrachte sie als eine göttliche Gabe, die ich freilich verständig beherrschen soll und die erst dadurch ihren sittlichen Werth erhält. Es war mir als Krieger in Frankreich in besonderer persönlicher Berührung eben so unmöglich, die kriegerische und politische Gesinnung einseitig festzuhalten, als es mir überhaupt je gelungen ist, dem allgemeinen Schema irgend einer Ansicht

wissenschaftlicher oder religiöser Art einen Einfluß auf solche persönliche Verhältnisse einzuräumen. Ja ich gestehe, daß, wie ich Napoleon bewundern mußte, als er von den überwiegenden siegreichen Massen in seinem eigenen Lande überwältigt, sich mit großer Gewandtheit und Virtuosität zu vertheidigen wußte: so mußte ich das Betragen der Einwohner gegen uns loben; es war ein durchaus consequent feindseliges. Diese Gesinnung durchdrang alle Einwohner; ich glaubte in allen Gesichtern den herrschenden Trotz zu lesen, der unter den ungünstigsten Umständen die Hoffnung noch festhält. Was ich zur Zeit der allgemeinen Unterdrükkung in Deutschland ehrte, konnte ich hier, wo es unmittelbar unter Gefahren aller Art sich zeigte, nicht geringschätzen; und je entschiedener unsere Siege wurden, desto mehr wuchs meine Theilnahme. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo mir die Kehrseite verletzend entgegen trat. Freilich war hier diese Gesinnung nicht ganz allgemein; die Anhänger der alten Dynastie waren mit uns im geheimen Bunde; einzelne erschienen im Blücherschen Hauptquartier mitgroßer Vorsicht verkleidet und in der

Dunkelheit. Sie wurden immer kühner, je mehr ihre Hoffnungen wuchsen.

Ich erlebte bei einer solchen Gelegenheit in den letzten Tagen des Feldzuges vor irgend einer Stadt, ich erinnere mich nicht genau welcher, eine Scene, die mich ergötzte. Auf dem freien Felde suchten uns einige Herren auf, die uns Nachrichten allerlei Art brachten; man unterhielt sich sehr angelegentlich mit diesen, und sie thaten äußerst schüchtern und furchtsam. Unter den Herren, die Blücher umgaben, waren einige, die sich lange in Paris aufgehalten hatten, und meine Behauptung, daß es keinem Deutschen gelänge, die französische Sprache, wie ein im Lande Einheimischer zu sprechen, schnöde abwiesen; sie hatten vielmehr, theils durch früheren Unterricht, theils durch einen längeren Aufenthalt in Paris, diese Fertigkeit in einem solchen Grade erworben, daß sie immer in Paris für geborne Franzosen angesehen wurden. Während der Gespräche, die jetzt stattfanden, schien es, als wäre meine Behauptung durchaus unrichtig; durch eine Wendung des Gesprächs wurden jene Herren veranlaßt, sich über die Sprache, die sie hier hörten, zu äußern. „Wir sind erstaunt, sagten sie, in der preußischen Armee unsere

Sprache mit einer solchen Fertigkeit und mit einem solchen Ausdruck sprechen zu hören, als befänden wir uns unter eingebornen Parisern.“ Die Herren, die angesprochen wurden, fanden diese Anerkennung ganz in der Ordnung. Zufällig hatte mein Freund Blanc, der zur Colonie in Berlin gehörte und zum französischen Prediger derselben erzogen und ausgebildet war, sich genähert, ohne bemerkt zu werden. Als er den Inhalt des Gesprächs vernahm, mischte er sich in dasselbe, und als die Franzosen ihn hörten, erschraken sie, und einer rief aus: „Mein Gott! es ist ja ein Franzose unter uns!“ Man kann sich denken, daß ich später meinen Sieg benutzte.

Nach unserm Rückzug bei Champeaubert wunderte ich mich nicht wenig darüber, daß Napoleon aufhörte, uns zu verfolgen. So wie ich damals von unserer Stellung unterrichtet war, glaubte ich befürchten zu müssen, daß eine rasch und mit aller Kraft fortgesetzte Verfolgung uns sehr gefährlich werden, unsere Verbindung mit dem York'schen und Sacken'schen Corps verhindern, und daß es Napoleon gelingen würde, die

Blüchersche Armee entschieden zu besiegen, dadurch den eigentlichen moralischen Kern des ganzen Heeres zu vernichten und eine Lage hervorzubringen, die uns alle erworbenen Vortheile entreißen, einen Waffenstillestand und durch diesen einen schlechten Frieden herbeiführen müßte. Dieser Gedanke quälte mich fortdauernd, selbst die Gefahren des Rückzuges vermochten nicht, ihn zu unterdrücken, und ich war daher sehr erfreut, als die Verfolgung aufhörte, nicht allein, weil wir persönlich aus unserer gefährlichen Lage gerissen waren, sondern auch, weil ich auf eine Ohnmacht im feindlichen Heere schloß, die dasselbe von der Verfolgung abhielt. Ich habe später von kenntnißreichen Offizieren gehört, daß Napoleon, wenn er damals den Augenblick benutzt hätte, dem ganzen Kriege eine andere Wendung hätte geben können; und Einige glaubten, daraus schließen zu müssen, daß nach der Schlacht bei Moskau die frühere großartige Zuversicht ihm entwichen wäre. Die eilige Flucht nach der Schlacht bei Leipzig bis an den Rhein würde, meinten sie, auch nicht stattgefunden haben, wenn ihn der alte kühne Geist noch beherrscht hätte.

Wir zogen nun mehrere Tage umher, hatten ganz in der Nähe der großen Armee wiederholte Gefechte zu bestehen, besonders ein ziemlich heftiges vor der Stadt Mery sur Saone. Wir verließen die Stadt, durch welche die Pariser Chaussee lief, und dadurch eine sehr breite gerade Straße bildete, während das Gefecht vor der Stadt nach Paris zu eifrig unterhalten wurde. Sie brannte und die Pulverkarren wurden mitten durch die Flammen fortgezogen. Am Abend erreichten wir St. Anglure. Auch hier brannten die Häuser, die das Schloß umgaben, und der Funkenregen beschrieb einen großen, nach allen Seiten hin weitreichenden Bogen. Ich sah hier zum zweiten Male an demselben Tage die Pulverkarren in einer gefährlichen Nähe des drohenden Funkenregens. Es machte auf uns alle einen nur geringen Eindruck; aber später rief dieser Tag doch eigene Betrachtungen hervor. Es war mir immer etwas höchst Seltsames, wenn ich bedachte, wie wenig Kugeln in einem selbst sehr heftigen Gefecht treffen, während eine zufällig losgehende Flinte im Frieden schon auf ihr Opfer zu lauern scheint. Ebenso scheinen die Funken da, wo sie freie Gewalt haben, sich selbst von dem gefährli-

chen Pulver zurückzuziehen. Ich erinnere mich, während des ganzen Feldzuges nichts von einer bedeutenden Explosion gehört zu haben. Nur in der Nacht vor unserm Einzuge in Meaux, als wir in einem armseligen Bauernhause ausruheten, fand wahrscheinlich eine solche Explosion statt. Das ganze Heer hatte sich schon vereinigt, um gegen Paris zu ziehen; der Regen stürzte herab, ein Sturm heulte, in allen Richtungen vernahmen wir die Fußtritte der Cavallerie, das Waffengeklirr des Fußvolks. In der dunklen Nacht hörten wir aus weiter Ferne einen dumpfen heftigen Knall; selbst das niedrige Haus schien erschüttert. Die sich drängenden Ereignisse erlaubten mir nicht, genauere Kunde einzuziehen; wo die Explosion stattgefunden hat, ob in unserem Heer oder in dem feindlichen, habe ich nie erfahren. So selten solche Fälle nun unter Umständen sind, die ihre häufige Entstehung erwarten lassen, so verhältnißmäßig häufig finden sie da statt, wo man mit der äußersten Sorgfalt das Feuer fern zu halten sucht. Ich dachte an das unglückliche Eisenach.

In St. Anglure erlebte ich eine wichtige Verhandlung. Man fürchtete die Absicht, die Blüchersche

Armee, die bei Brienne, bei Epernay, Chateau-Thierry und Champeaubert große Verluste erlitten hatte, von so vielen Schlachten unter ungünstigen Umständen, durch angestrengte Märsche erschöpft sein müßte, mit der großen Armee zu vereinigen. Diese stand ganz in unserer Nähe, in Troyes, und nahm von da die südlicheren Gegenden von Frankreich ein. Blücher und seine Umgebung waren aber keineswegs gesonnen, die selbständige Stellung, die bis dahin behauptet wurde, aufzugeben. Der Vorschlag entstand, Blüchers Armee mit der niederländischen, unter den Generälen Winzingerode und Bülow zu vereinigen, und Blücher zugleich zum Heerführer der combinirten Truppen zu machen. Dieser Plan ward den beiden siegreichen Monarchen, dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen, die bei der großen Armee waren, vorgelegt. Eine bedeutende Partei erklärte sich gegen den Plan; versuchte man doch einen Waffenstillstand noch hier zu erhalten! Der Plan war schon einige Tage vor unserer Ankunft in St. Anglure eingesandt; einem Berichte aus dem preußischen Hauptquartier an den Kaiser Alexander war der ursprüngliche Plan im Auszuge beigefügt; es gelang, an der Stelle dieses Auszuges den Plan selbst,

der mit Wärme geschrieben, alle Gründe entwickelte, an Kaiser Alexander abzuschicken. Major von Grolmann (jetzt General der Cavallerie und Gouverneur in Posen) galt für einen der ausgezeichnetsten Offiziere in der preußischen Armee, und theilte die Gesinnung des Blücherschen Hauptquartiers. Die Nothwendigkeit, den Krieg fortzusetzen, bis Napoleons Macht auf immer vernichtet wäre, leuchtete ihm ein. Oft genug hatte man erklärt, daß der Krieg gegen Napoleon, nicht gegen Frankreich geführt werde, und wenn auch Blücher und seine Umgebung diese Ansicht nicht theilten, so sahen sie doch ein, daß Frankreich ohnmächtig wäre, wenn Napoleon entfernt würde. Aber es kam besonders darauf an, den Mittelpunkt der nationalen Begeisterung festzuhalten, daß er sich selbständig äußere; verschwand diese selbständige Macht, die den Krieg hervorgerufen, seine glänzenden Erfolge herbeigeführt hatte, so würde die mächtige Gesinnung, wie man mit Recht annahm, nicht allein in dem preußischen Heere, sondern auch in allen weiten Gegenden Deutschlands verstummen und ohnmächtig werden. v. Grolmann, obgleich in einer untergeordneten Stellung, hatte ohne allen Zweifel nicht allein an der Ausarbeitung

dieses Planes, sondern auch an seiner Entstehung einen großen Antheil. Wir hatten in St. Anglure die Nacht über wenig Ruhe. v. Grolmann war in beständiger Beweguug; er flog zwischen uns und dem königlichen Hauptquartier hin und her. Ich glaube, daß man in unserm Hauptquartier schon die Zusage von der Annahme des Planes erhalten hatte, aber bis der Entschluß gefaßt und vollzogen war, beträchtete man noch Alles als schwankend. Blücher zog über Sezannes nach La Ferté sous Jouarre, wo wir uns einige Tage aufhielten.

Man erlaube mir, Einiges von dem hier Erlebten zu erwähnen. Blücher bezog die Stadt jenseits des Flusses, wir den Theil derselben diesseits. Wir waren von russischen Truppen umgeben und bezogen ein ziemlich großes elegantes Gebäude, dessen Bewohner, wahrscheinlich, weil sie sich in der Nähe des Feldherrn sicherer glaubten, sich nach der Stadt am jenseitigen Ufer zurückgezogen hatten. Das Haus war, als wir es mit unsern Burschen betraten, zum Theil ausgeplündert. Unsere Ankunft hatte die fernere Plünderung verhindert; einige elegant eingerichtete Gemächer waren noch unberührt. Die russischen Truppen hatten

sich aus der Wohnung zurückgezogen und fingen eben an, den Weinkeller zu plündern; wir konnten es nicht verhindern, und sorgten nur für uns selbst, indem wir eine Anzahl Flaschen durch unsere Burschen aus dem Keller heraufbringen ließen. So waren wir mit dem allervortrefflichsten Bourdeaux wohl versorgt. Aber jetzt kam es darauf an, für Nahrung zu sorgen. Wir waren, völlig ausgehungert, am frühen Morgen angekommen. Wir sandten nun unsere Burschen aus, um Brot, Kartoffeln, Fleisch zu nehmen, wo sie es fänden, oder zu kaufen, wo es möglich wäre; den ganzen Tag über warteten wir und erhielten Nichts. Nur Bonbons, Mandeln und allerlei süße Näschereien fanden wir vor, sie waren uns bald zuwider. Erst des Abends spät erschien einer der Burschen, triumphirend mit einer Kalbskeule; ich war vom Hunger vollkommen ermattet.

Da die eingedrungenen Russen bei unserer Ankunft das Haus räumen mußten, waren mehrere Sachen von Werth noch da, und wir ließen es den Tag darauf den Wirth, der über den Fluß gesetzt war, wissen; dieser kam eilig herüber und wir ermunterten ihn, die paar Tage der Ruhe, die er noch er=

warten könnte, zur Rettung seiner noch übrigen Sachen von Werth zu benutzen. Der Eigenthümer aber, ich glaube, es war der Maire der Stadt, als er die Zerstörung in seinem Hause sah, den Weinkeller ausgeräumt fand, zeigte sich nicht etwa betrübt, sondern im höchsten Grade erbittert. Wenn er irgend etwas vermißte, wandte er sich an uns, und fragte wohl trotzig, wo es geblieben wäre? Da wir ihn wirklich bedauerten, suchten wir ihm erst auf die höflichste Weise darzuthun, daß die Ausplünderung stattgefunden hatte, ehe wir ankamen; aber der Mann ward immer bitterer, seine Erinnerungen klangen wie Beschuldigungen, und wenn er es auch nicht deutlich äußerte, so schien er doch andeuten zu wollen, daß wir selbst das Haus geplündert, und jetzt, indem wir den Rest, den wir verschmäheten, ihm überließen, die Großmüthigen spielen wollten. Jetzt verloren doch Einige unter uns die Geduld, und in der That, der Mensch war so unverständig, wie unverschämt. „Weil eure Offiziere, ja eure Generäle und Feldherren plünderten, wie der gemeine Mann, könnt ihr es nicht begreifen, wie ein deutscher Offizier von Ehre handelt," sagte Einer, der ihm drohend entgegen trat. „Ihr

meint wohl, Herr in Eurem Hause zu sein: Ihr irrt Euch, so lange wir hier bleiben, gehört das Haus uns." — Man war im Begriff, ihn zu mißhandeln; wir konnten dieses nur mit Mühe verhindern, und ich versicherte ihn, daß nur seine Ohnmacht ihm zum Schutz diene. Er ward aus dem Hause gebracht und auf die Straße gesetzt. Wenn, nachdem wir sein Haus verlassen hätten, es durch Nachzügler rein ausgeplündert würde, müsse er, sagten wir ihm, es sich selbst zuschreiben. Er hatte sich indessen besonnen, kam nach einiger Zeit mit Männern und Karren zurück, war völlig verwandelt, bat, ihn zu entschuldigen, wenn er über den bedeutenden Verlust erschrocken, sich ungeziemend geäußert habe, und hatte Zeit genug, Alles, was einigen Werth hatte, zu retten und über den Fluß zu bringen. Wir hinderten ihn nicht. Viele meinten aber doch, daß wir unüberlegt gehandelt hätten, indem wir ihn herbeiriefen.

Und eben hier geschah es, daß ich die einzige Beute im ganzen Kriege machte, freilich ohne Vorsatz. Der schöne Morgen und die ersten Frühlingsblüthen hatten mich gelockt. Ich verlor mich auf das Feld, neugierig, zu erfahren, wodurch der keimende Frühling

in Frankreich sich etwa von dem mir bekannten in Deutschland unterscheide. Ich nahm eine Lupe mit, die ich in der Wohnung vorfand. Als ich zurückkam, war der Eigenthümer des Hauses da, ich vergaß die Lupe, und entdeckte sie erst, nachdem wir weit von der Stadt entfernt waren. So wenig sie auch werth war, so war es mir doch verdrießlich.

Wir wurden nun beordert, über den Fluß zu setzen, und fanden Blücher und seine Umgebung in der heitersten Stimmung. Die Ordre war eben angekommen, welche Blücher befahl, sich mit Bülow und Winzingerode, die aus Belgien herbeizogen, zu vereinigen, und über das combinirte Heer das Oberkommando zu übernehmen, das ihn sehr selbständig stellte. Das Heer brach auf, ein Zug längs der Ourcq ward versucht, aber wieder aufgegeben. Es ist bekannt, wie sehr die Vereinigung mit General Bülow durch die unerwartete Uebergabe von Soissons erleichtert wurde. Ich erinnere mich aus diesen Tagen wenig; nur das ungeheure Gedränge, als wir in die genannte Festung hineinzogen, schwebt mir vor.

Als wir mit dem Bülowschen Heer zusammentrafen, erstaunten wir; sowohl der gemeine Mann, wie

die Offiziere dieses Armeecorps hatten in den Niederlanden und in Belgien einen sehr bequemen Feldzug erlebt; sie hatten wenig Widerstand gefunden; die reiche fruchtbare Gegend lieferte hinlängliche Nahrung, das ganze Armeecorps war wohlgenährt und stattlich bekleidet. Wie ganz anders erschienen die Blücherschen Truppen; erschöpft, ermüdet, durch anstrengende Märsche, Bivouacs und spärliche Nahrung abgemagert, die Bekleidung dürftig, viele Anzüge durchlöchert und zum Theil zerrissen; die Schuhe zertreten. Unsere Lage fiel uns erst jetzt durch den Contrast auf eine grelle Weise auf.

Wir mußten indessen mit aller Anstrengung in möglichster Eile Laon zu erreichen suchen. Napoleon hatte die Absicht uns zuvor zu kommen, und wäre es ihm gelungen, würde ohne allen Zweifel der ganze Feldzug eine andere, für uns sehr ungünstige Wendung genommen haben. Ich erinnere mich von diesem Marsch nur so viel, daß, während die Schlacht bei Creonne rechts vor uns stattfand, die Truppen, die Blücher folgten, in Defileen gerathen waren, über deren Schwierigkeit wir erschraken. Die Lage, in welche die Truppen bei dem Rückzuge nach der Schlacht

bei Lützen im Muldethal geriethen und die mir so gefährlich schien, erneuerte sich hier im großen Style. Ich hatte es schon einige Male erlebt, daß unsere Truppen, wenigstens wie es mir schien, in einem fast aufgelösten Zustande waren, nie aber in einem solchen Grade, wie jetzt. Wie entscheidend ist es doch, dachte ich mir, in allen Kriegen, daß, trotz aller Recognoscirung und allem Spioniren, keine der Parteien von der Lage der Gegner genau unterrichtet ist; gerade wo eine solche Kenntniß am wichtigsten wäre, fehlt sie gewöhnlich.

Wir zogen in Laon ein, Diese Stadt liegt auf einer steilen Höhe, die besonders gegen Norden und Westen eine weite Ebene beherrscht. Sie ist in allen Richtungen schwer zugänglich, und ihr Besitz war überaus wichtig. So vortheilhaft nun unsere Stellung war, so versuchte dennoch Napoleon mit aller Macht, uns aus der Stadt zu vertreiben.

Die Schlacht bei Laon war bekanntlich sehr wichtig. Die hier errungenen Siege eröffneten uns den Weg nach Paris. Der Feind erlitt einen bedeutenden

Verlust; ein Theil seiner Armee gerieth in große Unordnung. General York brachte später gern das Gespräch auf einen nächtlichen Ueberfall, der hier gegen die Franzosen unternommen wurde und gelang. Ob diese Darstellung die vollkommen richtige war, weiß ich zwar nicht; es wird von Vielen bezweifelt. Ueberhaupt kann man wohl annehmen, daß die Art, wie manche Feldherren, selbst ausgezeichnete, die Schlachten, die sie geliefert haben, gewonnene, wie verlorene, auffassen, nicht immer die richtigste ist. In dem Gedränge des Augenblicks werden viele Maßregeln fast instinktmäßig ergriffen. Mit den wechselnden Ereignissen der Schlacht ändern sich diese, ja sie verschwinden wohl, wenn auch nicht ganz, aus dem Gedächtniß, und werden später nicht mehr nach dem reinen Eindruck, sondern nach dem günstigen oder ungünstigen Resultate beurtheilt. General York pflegte nun, indem er sich des Angriffs bei Laon erinnerte, die Behauptung aufzustellen, man müsse die Franzosen, wo es nur immer möglich wäre, nächtlich angreifen. Das leichtsinnige Volk, meinte er, vermöchte es nie, die Nacht hindurch auf allen Punkten aufmerksam zu sein, und ein besonnener Angriff müsse immer von

glücklichem Erfolge sein. Das Gelingen eines solchen Ueberfalls, sagte er, hänge mit dem eigenthümlichen Charakter des Volks genau zusammen. Der Franzose sei zwar muthig, aber sein Ehrgefühl sei doch noch mächtiger, als sein Muth. Am hellen Tage, wo sein Betragen offenkundig ist, kehrt er dem Feinde nicht den Rücken zu, in der dunkeln Nacht aber, wo er sich nicht beobachtet weiß, entschließt er sich leicht zur Flucht.

Hier in Laon erreichte nun eine unglückliche Spannung zwischen General York und dem Blücherschen Hauptquartier den höchsten Grad. Sie konnte uns nicht verborgen bleiben und beunruhigte uns sehr. Ich habe zwar Manches von dieser Spannung vernommen; denn ich lebte Jahre lang in genauen Verhältnissen sowohl mit dem Feldmarschall York wie mit General Gneisenau, und so offen und schonungslos, wie der Erstere seinen Feind angriff, so vorsichtig äußerte sich der Letztere. Ich wage jedoch nicht über diese Spannung ein Urtheil zu fällen; sie hing zu genau mit den abweichenden militairischen Ansichten zusammen, die mir, ihrem innersten Zusammenhange nach, doch unbekannt blieben. Da sowohl Gneisenau als York zu

groß dachten, um sich nicht da, wenn auch mit Widerwillen zu unterwerfen, wo die Erfolge des großen Krieges von ihrer Einigkeit abhingen; da hier jener unglückliche Zwiespalt nicht, wie in der Kriegsgeschichte öfters, das siegreiche Fortschreiten hemmte, oder wohl gar Niederlagen herbeiführte: so würde ich von dieser Spannung gar nicht gesprochen haben, wenn sie nicht weltkundig gewesen wäre, und man von meiner Seite ein absichtliches Verschweigen voraussetzen könnte. Blücher kränkelte; das Verhältniß quälte, ja erschütterte ihn.

Ich erlaube mir noch eine seltsame Lebensrettung zu erzählen, die in dem Yorkschen Corps stattfand; ich habe sie auf eine solche Art vernommen, daß ich an der Wahrheit kaum zweifeln kann, obgleich sie fast unglaublich scheint. In der heftigen Schlacht ward das Pferd eines Offiziers des Yorkschen Corps von einer Granate getroffen; sie fuhr in den Vorderbug hinein und platzte im Leibe des Pferdes. Das Pferd machte einen convulsivischen Sprung und warf den Reiter ab. Die Stücke der zersprungenen Granate flogen über ihn weg, die zerissenen Glieder seines

Pferdes lagen um ihn her, er aber blieb völlig unverletzt.

Die Angriffe des Feindes bei Laon erlebte ich auf eine wenigstens sehr bequeme Weise. General Bülow hatte die Gegend um Laon besetzt und den Auftrag erhalten, die Stadt zu vertheidigen. Sie war von seinen Truppen dicht umgeben, und er lauerte auf eine jede Annäherung des Feindes. Der zur Kreideformation gehörige Berg, auf welchem Laon liegt, fällt sehr schroff gegen Norden und Nordwesten ab; in einiger Entfernung vom westlichen Thore der Stadt läuft ein Hohlweg schroff und abschüssig nach der Ebene herunter, links liegt die schroffe Wand des Gebirges, die oben im gleichen Niveau mit der Höhe der Stadt eine Pläne trägt. Wir waren in Laon bei einer Bürgerfamilie gut einquartirt, und befanden uns etwa wie in einer Stadt im Anfange der Belagerung.

Napoleon machte in den ersten Tagen unsers Aufenthaltes wiederholte, wenn gleich vergebliche Angriffe auf Laon. Wir ritten des Morgens, nach einem an=

genehmen Schlafe und nach dem genossenen Frühstücke vor die Stadt und hielten uns auf der hervorspringenden Pläne auf. Hier waren wir nun Zeugen der Gefechte, die auf dem platten Lande zu unsern Füßen stattfanden. Die Pläne ward zwar am ersten Tage beschossen, aber die Nähe unserer Artillerie so wie die Höhe des Berges machten den Feinden das Beschießen beschwerlich. Am Tage des heftigsten Angriffs saßen Gneisenau und Müffling auf Stühlen, die nahe an dem steilen Vorsprung in die Ebene hingestellt waren; (Blücher war, wenn ich nicht irre, krank in der Stadt zurückgeblieben.) Es war ein heller schöner Frühlingstag; die fast unübersehbare fruchtbare Ebene, mit vielen zerstreuten Dörfern lag vor uns. Es war nicht eine zusammenhängende Schlacht. Einzelne Corps der Feinde, die zum Vorschein kamen, wurden, so wie sie erschienen, angegriffen, und die Gefechte fanden auf verschiedenen, von einander getrennten Punkten zugleich statt. Wir übersahen in völliger Ruhe das Ganze. Hier kämpften zwei Infanteriemassen heftig mit einander, und wir sahen das im Anfange zweifelhafte Ringen, bis der Sieg sich auf unsere Seite wendete, und die Feinde

uns den Rücken zukehrten; dort griff unsere Cavallerie ein feindliches Quarré an, durchbrach und zerstreute es. In einigen Dörfern suchte der Feind sich hartnäckig zu halten: er ward vor unsern Augen aus diesen vertrieben, und wurde verfolgt. An einer Stelle wurde ein russisches Quarré heftig angegriffen; es wurde mit Kartätschen beschossen, während große Cavallerie-Massen einhaueten: aber es war nicht zu durchbrechen; es wendete sich auf alle Weise, dehnte und zog sich wieder dicht zusammen; einem einzigen lebendigen Körper ähnlich, bewegte sich die ganze Masse immer fest zusammengeschlossen, ohne irgend eine Lücke zu lassen. Es war ein großartiges, erstaunliches Schauspiel. Die Russen wurden durch den strengen unbedingten Gehorsam zusammengehalten; die Bewegung eines jeden Einzelnen war innig mit der ganzen Masse verschmolzen; bei der organischen Einheit aller ihrer Bewegungen war es mir, als wäre die russische Hörnermusik, in welcher die einzelnen Töne eines jeden Hornes von einem einzelnen Menschen hervorgebracht, in eine mächtige Melodie zusammenfließen, hier verkörpert, als hätte sie auf eine großartige Weise Gestalt gewonnen; selbst die Generäle erblickten dieses

Schauspiel mit Erstaunen; Gneisenau äußerte laut seine Freude.

Dicht hinter den Stühlen stand eine Mühle, eine Granate flog in diese hinein und zündete sie an; sie brannte hinter unserm Rücken herunter. Von jetzt an schwieg die Kanonade völlig. Es war den Feinden gelungen, den Felsen zu erreichen, und sich dem Hohlwege, welcher zur Stadt führte, zu nähern. Hier fand nun zu unsern Füßen ein heftiger Angriff von unserer Seite statt; wir mußten uns über den Rand der Höhe vorbeugen, wollten wir den Erfolg des Kampfes kennen lernen. Der Feind ward zurückgetrieben.

Wir waren, glaube ich, drei Tage hintereinander auf eine solche ruhige Weise Zeugen der Gefechte vor der Stadt; wir zogen jedesmal durch Schlaf gestärkt des Morgens aus, und gegen Abend wiederum zu unseren ruhigen Mahlzeiten zurück. Napoleon hatte sich von Laon entfernt, und wir blieben ungestört in der Stadt.

Blücher wollte hier seinen ermüdeten Truppen einige Ruhe gönnen; sie hatten, seit wir Chalons verließen, alle Tage gefochten. Ich war nicht Zeuge dieser

Gefechte. Wir hörten wohl ab und zu das Getümmel der Schlacht in der Nähe, wie vor Mery, aber die verworrenen Nachrichten, die ich vernahm, verwirrten mich mehr, als sie mich aufklärten.

Hier in Laon nun, wo wir bequem wohnten und verpflegt wurden, wo Nichts, nicht einmal die Schlachten unsere Ruhe störten, gerieth ich während des friedlichen Aufenthaltes von ein paar Tagen in einen bedenklichen Zustand, welcher doch wohl durch eine innere Erschöpfung hervorgerufen worden war. Meine Krankheit zeigte sich zuerst als eine krankhaft nervöse Empfindlichkeit, die ich vergebens zu bekämpfen strebte; das ewige Gerede meiner Umgebung, das Geplauder am Tage und das Schnarchen in der Nacht war mir völlig unausstehlich. Eine entsetzliche Langeweile quälte mich; selbst die Bedeutung des Krieges war mir verschwunden, und ich war in einen Zustand der Verdumpfung versunken, der mir entsetzlich war. Nach einer Mahlzeit bei Gneisenau wagte ich es, einige Worte über diese meine Stimmung fallen zu lassen. Es war sonst mein Grundsatz, während des Winterfeldzuges, wo ich meine Gegenwart überflüssig sah, alle Aufmerksamkeit von meiner Person abzulenken;

ich überließ es Andern, unsern Mangel und unsere Entbehrungen zur Sprache zu bringen; weder Geldmangel noch Hunger preßten mir eine laute Klage ab. Es war mir jetzt zu einer fixen Idee geworden, daß eine bestimmte Beschäftigung mich retten würde. Was ich Gneisenau klagte, bezog sich vorzüglich auf die grenzenlose Langeweile, an welcher ich litt. Ich beschwur ihn, mir irgend ein Geschäft aufzutragen. „Ich fühle, sagte ich, wie ich in meiner jetzigen Lage täglich stumpfer werde; ich fürchte so herabzusinken, daß ich für mein ganzes Leben unbrauchbar werden kann." „Lieber Freund, antwortete Gneisenau, der fähigste und brauchbarste Krieger erlebt es, daß er wochenlang gar kein bedeutendes Geschäft hat, und dann ist die Langeweile ein nothwendiges Element unserer jetzigen Kriege. Ich begreife, wie ich Sie aus Ihrem früheren Leben kenne, daß Sie mehr als Andere durch eine solche Lage gequält werden: aber fassen Sie Muth, Napoleon ist auf's Aeußerste gebracht. Sebst einige dumme Streiche unsererseits können ihm nicht aufhelfen, und der Feldzug muß in kurzer Zeit beendigt sein. Sie können, wie es im Kriege zu geschehen pflegt, in wenigen Tagen, vielleicht morgen schon, Etwas erleben, wodurch Sie

auf lange Zeit hin gestärkt und erheitert werden. Ein Geschäft für Sie weiß ich nicht, Sie müssen sich gedulden." Die Theilnahme, welche dieser große Feldherr und herrliche Mensch auch hier zeigte, bleibt mir unvergeßlich. Er sah wohl ein, daß meine Stimmung die Folge einer Krankheit sei; und so war es. Eine Art Fieber brach aus, ich fühlte einen quälenden Durst, und erhielt nun eine eigene Stube. Blücher verließ Laon und zog nach Fisme; wenige Truppen blieben in der von den Feinden verlassenen Stadt zurück: ich konnte Blücher nicht folgen und lebte nun einige Tage in ruhiger Einsamkeit mit meinem freundlichen Wirth und seiner Familie. Die Hülfe des Arztes wies ich ab; ich fühlte zu bestimmt, daß meine Krankheit nur Erschöpfung war. Völlig in Ruhe gelassen, brachte ich ununterbrochen mehr als die Hälfte des Tages in festem Schlafe zu. Der Wirth gab mir einige Bücher, die mir völlig gleichgültig waren, mich weder belehrten, noch eigentlich unterhielten, aber eben dadurch als eine Art heilsame Arzenei wirkten. Ich verließ zuweilen das Haus. Die Einwohner, die früher für mich gar nicht da waren, bewegten sich auf der Straße, und das friedliche Leben tauchte allmälich

auf. Die Stadt hat doch einige recht ansehnliche Straßen. Auf einer Promenade sah ich Männer und Frauen lustwandeln, und diese friedliche Umgebung trug eben so viel dazu bei, wie Ruhe, Pflege, Schlaf und guter Wein, meine schnelle Genesung zu befördern. Ich ritt nun allein von meinem Burschen und den beiden Landwehrmännern begleitet, nach Rheims. Auf dem Wege bewegten sich hin und wieder Russen und Preußen, und obgleich von keinen Truppen umgeben, konnte ich ruhig, wie in einem friedlichen Lande meine Reise fortsetzen. Auf dem Wege nach Rheims liegt Sillery; russische Truppen waren eben im Begriff, die berühmten Weinkeller zu leeren. Meine kleine Begleitung brachte mir einige Flaschen, die wir mit uns fortzubringen suchten. Bekanntlich war die berühmte Schriftstellerin Frau von Genlis die Besitzerin dieses Gutes, und es ergötzte mich, hier die berühmten und vortrefflichen Weine der allgemein geschätzten Frau zu genießen. Der Wein gewährte mir damals, ich gestehe es, auch in geistiger Rücksicht einen größeren Genuß, als ihre Schriften.

Während ich in Laon die Zeit verschlief, hatte St. Priest Rheims erobert, Blücher einige Tage daselbst

zugebracht und dann die Stadt wieder verlassen. Auch hier konnte ich eine Zeit lang mit einigen meiner Freunde ruhig leben. Wir wohnten bei einem Weinhändler, der, weil er uns als zukünftige Kunden zu werben suchte, wohl auch durch uns andere zu erhalten hoffte, uns auf die zuvorkommenste Weise behandelte und bewirthete. Der großartige Dom beschäftigte mich hier durch seine einfache Erhabenheit aus der schönsten gothischen Zeit. Noch schwebt mir der Eindruck vor, den die Kirche mit ihren beiden Thürmen auf einem etwas erhöhten Platz liegend, auf mich machte; die Thüren sah ich oft geöffnet, und wenn die schöne große Fensterrose von der Sonne beleuchtet, ein dämmerndes Licht in die Kirche hineinwarf, erschien diese wahrhaft erhaben und großartig. Dieser Eindruck hat sich nach so vielen Jahren in mir erhalten. Durch den Dom in Upsala, der freilich nicht so mächtig ist, wurde ich wieder an den in Rheims erinnert.

Ich weiß nicht, wodurch wir einige Tage in Rheims festgehalten wurden; ich fühlte mich gesunder als je, und zu meiner Wiederherstellung trug es nicht wenig

bei, daß ich hier, wie in den letzten Tagen in Chalons, so weit mein Anzug überhaupt es erlaubte, für die Reinlichkeit sorgen konnte, und daß ich zugleich alle Tage einige einsame Stunden fand. In Chalons wie in Rheims versuchte ich einige Eindrücke des Krieges durch eine Darstellung aufzubewahren. Ich habe die Papiere verloren und nichts der Art aus dem Kriege mitgebracht. Ich war rüstig, heiter, ja kriegslustig geworden; ich traf das Hauptquartier wieder bei La Fere Champenoise, und was ich hier erlebte, ist freilich so merkwürdig, daß ich es nicht vergessen kann. Es war nach Mittag, als wir ein mächtiges Quarré auf einer großen Ebene, von General Pacthod angeführt, angriffen. Dieses hatte sich vor einem Sumpfe aufgestellt und erwartete uns. Einige Cavallerie-Angriffe wurden abgewiesen; jetzt wurden Kanonen herbeigeführt und das Quarré heftig mit Kartätschen beschossen. Dieses behauptete mit bewunderungswürdiger Tapferkeit seine Stellung. Jetzt erschienen auf den westlichen bedeutenden Höhen eine Menge Truppen. Es waren Corps der großen Armee. Unser König war mit Kaiser Alexander da. Das feindliche Quarré war völlig umzingelt und konnte sich nicht, wie es wünschte,

nach einem im Rücken liegenden Sumpf zurückziehen. Das Kartätschenfeuer ward fortgesetzt, das Quarré auch von den Truppen der großen Armee beschossen. Ich ritt an der Seite des General Gneisenau. Dieser näherte sich den Feinden, warf den Mantel, den er trug, ab, und erschien der feindlichen Front ganz nah in seiner glänzenden Generals-Uniform mit Orden bedeckt. Er sprach die Feinde an und stellte ihnen vor, wie durchaus hoffnungslos ihre Lage wäre, er beschwur sie, uns nicht zum unnöthigen Blutvergießen zu zwingen, sie möchten um sich blicken, um wahrzunehmen, wie sie von allen Seiten von einem weit überlegnen Feind umringt wären, wie sie schon durch den kühnen Widerstand, den sie bisher geleistet, unsere Bewunderung erregt hätten, und wie sie sich jetzt mit Ehren ergeben könnten. Während er sprach, schwieg das Kartätschenfeuer. Das Quarré schloß sich wieder und nahm eine drohende Stellung an, ja hier und da fielen Schüsse gegen uns. Von der Seite der großen Armee war Herr von Thiele, jetzt General-Lieutenant und Staatsminister, der Adjutant des Königs, an den General Pacthod geschickt, um ihm ähnliche Vorstellungen zu machen. Die bewunderungs-

würdige Haltung des tapfern Helden hatte uns in Erstaunen gesetzt, aber auch die größte Theilnahme erweckt. Aus allen Gegenden der Ebene, von den Höhen herab rückten Truppen hervor und schlossen das Quarré immer enger ein. Da ward das Schauspiel, welches sich jetzt in der hellen Abendbeleuchtung zeigte, großartig tragisch.

Wie ich später vernahm, hatte der commandirende feindliche General die Aufforderung des königlichen Adjutanten abgewiesen, sich seiner Person bemächtigt und ihn in die Mitte des zum Widerstande entschlossenen Quarré's gestellt. Hier war er nun, von allen Seiten den befreundeten Geschützen ausgesetzt, in großer Gefahr. Als er später wieder zurückkehren konnte, ward er mit einer lebhaften Freude von seinen Freunden empfangen; man wünschte ihm zu einem höhern Grad, den er erhalten hatte, Glück. Aber er war von dem Erschütternden, was er erlebt hatte, von der wärmsten Theilnahme an der Tapferkeit des kämpfenden Feindes, so ergriffen, daß die sonst so erfreuliche Beförderung keinen Eindruck auf ihn machte. Jetzt wurde nun das Quarré von allen Seiten angegriffen. Einzelne Kanonenkugeln der großen Armee fielen

in unsere Mitte. Ich kann versichern, daß ich an mich selbst nicht dachte; das große Schauspiel einer feindlichen Macht, die sich noch immer gegen den gewissen Untergang wehrte, erschütterte mich. Auch von unserer Seite geschah ein heftiger Cavallerie-Angriff; Gneisenau begleitete ihn, ich folgte. Die locker gewordene Masse wich und ich befand mich an Gneisenau's Seite mitten in dem Quarré. Die zerstreuten feindlichen Massen hielten noch zusammen, und versuchten, wo möglich, den Sumpf zu erreichen. Das Schießen von Seiten des Feindes hörte einen Augenblick auf; da trat eine Dame uns angstvoll entgegen, es schien die Frau eines höhern Offiziers zu sein. Zwar wurden wir von den zerstreuten Truppen, die sich zu vereinigen suchten, noch immer beschossen, aber die Schüsse waren einzeln, unsicher und hatten nur geringe Wirkung. Verglichen mit der früheren vereinigten Vertheidigung des mächtigen Quarre's, erschienen diese vereinzelten Schüsse, wie die gemäßigten Windstöße nach einem heftigen Sturm, und wie man nach einem Orkan diese schwächere Luftbewegung als eine Windstille betrachtet, so dachte auch jetzt Keiner daran, daß der vereinzelte Schuß tödtlich treffen konnte. Die

Dame erschien durchaus als eine Frau von höherem Stande. Sie näherte sich dem General, um Sicherheit flehend; auch er schien von Theilnahme ergriffen und trug mir auf, für die Frau Sorge zu tragen. Ich fühlte nun zwar, welche Verpflichtung in diesem Augenblick auf mir ruhete. Ja es war jetzt meinem Auftrage gemäß, die mir anvertraute Frau so schnell wie möglich aus der gefährlichen Umgebung zu bringen. Ich stieg vom Pferde ab, hatte sie aber nur wenige Schritte begleitet, als ich von einem der Offiziere des Hauptquartiers angehalten wurde. Er fragte, wo ich die Frau hinbringen wolle? Ich gestand ihm meine Rathlosigkeit und erzählte ihm, wie mir von dem General der Auftrag geworden war. Er behauptete, daß dieses Geschäft ihm gebühre, daß er besser, als ich, Mittel und Wege kenne, um für ihre Sicherheit zu sorgen. Ich überließ ihm gern dieses Geschäft, und glaubte so selbst besser für sie gesorgt zu haben. Sie betrug sich während meiner kurzen Begleitung mit vieler Würde, sie schien mehr aufgeregt als erschrocken durch das Große, was sie erlebt hatte, mehr männlich gehoben als weibisch niedergedrückt, und doch sprach sich das schmerzliche Gefühl, wenn sie an das

Schicksal der Ihrigen dachte, auf eine ergreifende Weise aus; sie rang dann die Hände und schien sich selbst und die Gefahren der Umgebung vergessen zu haben. Der Offizier, dessen Obhut ich sie anvertraut hatte, sprach fertiger französisch, als ich, der nur einzelne tröstende Worte ungeschickt hervorbringen konnte, und gewiß mit einer Aussprache, die ihr völlig unverständlich war; so vermochte ich kaum ihr Vertrauen zu erwerben. Daß sie verständlich und theilnehmend in ihrer eigenen Sprache angeredet wurde, schien mir in diesem Augenblick die erste nothwendige Hülfe, die ihr geboten werden konnte, und ich fand mich selbst beruhigt, als ich sah, wie sie sich von mir abwandte und sich offenbar mit Freude dem Offizier anschloß. Nie habe ich mein Ungeschick in der französischen Sprache mehr bedauert, so oft es mich auch sonst in Verlegenheit gebracht hat. Ich sah sie mit einiger Unruhe sich entfernen; den Offizier, den ich überhaupt wenig kannte, traf ich nie wieder, und das Schicksal der Frau ist mir völlig unbekannt geblieben. Während dieser Begleitung verliefen nur wenige Minuten, und als ich zurückkehrte, hatte die Scene sich völlig verändert. Hier und da brannte noch ein feindlicher Krieger in

in der Wuth der Verzweiflung sein Gewehr ab, aber das Quarré war verschwunden, die Gefangenen nach allen Seiten fortgeführt und das Schlachtfeld war mit Leichen und Sterbenden und wenigen gefährlich Verwundeten bedeckt.

Jetzt entstand nun auf dem Schlachtfelde selbst ein Markt grauenhafter Art; russische Uhlanen stiegen von den Pferden ab, stießen mit einem mächtigen Griff die mit kleinen Flaggen gezierten Lanzen fest in die Erde hinein, um die Pferde anzubinden, und zogen die Leichen fast völlig nackt aus, auch Sterbende wurden nicht verschont, für die Verwundeten aber, an deren mögliche Rettung man glaubte, wurde auf eine theilnehmende Weise Sorge getragen. Während diese Plünderung hier stattfand, wurden an einer andern Stelle die geplünderten Gegenstände feil geboten; Stiefel, die man nöthig hatte, dann Kleidungsstücke, Uhren u. s. w.; mir wurde ein sehr schönes Pferd für wenige Thaler angeboten. Es widerstand mir aber der Kauf, und ich mußte später Vorwürfe darüber hören, ihn nicht angenommen zu haben.

Ich eilte dem General nach, der äußerst fröhlich gestimmt war. Die hier statt gefundene Niederlage

des Feindes war uns sehr wichtig. „Nun, Steffens, sagte der General sich zu mir wendend, haben Sie noch immer Langeweile?“ „Wenn Sie mich, antwortete ich, öfters auf eine ähnliche Weise unterhalten wollen, so hat dies wohl keine Gefahr.“ Ich habe mehrere Jahre später zufällig aus einem gedruckten Verzeichnisse der Inhaber des eisernen Kreuzes erfahren, daß mir bei dieser Gelegenheit diese mir so erfreuliche Auszeichnung zu Theil ward.

Mit dieser höchst interessanten Affaire schloß nun der Winterfeldzug. Wir zogen jetzt durch Städte und Dörfer, die uns wohl bekannt waren, so durch La Ferte sur Jouarre; wir passirten den verhängnißvollen Wald von Etoges, zogen ruhig und heiter an einem schönen Vormittage durch die Straßen von Champaubert und über die Hügel hinfort, die an dem Gefahr drohenden Tage uns Montmirail verbargen. Nach zwei Tagen erreichten wir Meaux; hier fand die Vereinigung der großen Armee mit der Schlesischen statt. Das Getümmel in der Stadt war furchtbar; vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein dauerte der unermeßliche Strom, der sich, enge zusammengedrängt, wie ein mächtiger Fluß, wenn er

hoch angeschwollen durch ein enges Felsenthal eingeklemmt ist, durch die engen Straßen von einem Ende der Stadt bis zum andern fortwälzte. Alle Einwohner waren in ihren Häusern eingeschlossen, auch wir wagten uns nicht in das Gedränge, welches den ganzen Tag die Straßen erfüllte, hinaus; Kanonen und Munitionswagen, Reiter und Fußvolk waren in sich und dicht an die Wände der Häuser gepreßt. Dieselben Völkermassen, die auf den Höhen bei Leipzig am Tage der großen Schlacht vorüberzogen, waren hier in den engen Straßen zusammengedrängt und nahmen kein Ende.

Wir bewohnten ein Haus in einer ziemlich langen Straße und obgleich diese vorüberziehende Masse, die sich langsam fortwälzte, uns in Erstaunen setzte, so ermüdete sie uns doch zuletzt. Ein junger Offizier glaubte dem Feldmarschall anzeigen zu müssen, daß er einen Menschen entdeckt habe, der an einem offenen Fenster sitzend, die Zahl der Truppen aufzeichnete; er lachte bei dem Bericht. „Lassen Sie ihn, antwortete er, ruhig sitzen; vermag er die Zahl zu umfassen und verliert nicht die Geduld, so ist es mir sehr angenehm. Ich hoffe, daß er Paris früher erreicht als

wir, da gehört sein Bericht hin, und wir haben wahrlich keinen Grund, die Schwäche unserer Armee zu verbergen." Wir hatten den ganzen Tag auf unserer Stube festgehalten, fast nichts genossen. In einer Nebenstraße war, wie wir erfuhren, eine Restauration, und es gelang, uns, sie zu erreichen, Blanc und Schulz, der Feldprediger, der als Director der adligen Akademie in Brandenburg starb, begleitete mich; eine feine Mahlzeit ward aufgetragen, die Flasche Burgunder auf den Tisch gestellt, wir waren allein, das Kriegsgetümmel ertönte nur aus der Ferne. Das Gespräch wandte sich von dem Kriege und seinen Ereignissen ab, und auf die deutsche Literatur. Das Verhältniß Schillers zu Göthe, das Verhältniß beider zur Poesie des neunzehnten Jahrhunderts, ward immer lebhafter behandelt, der Feldzug und unsere gegenwärtige Lage war vergessen. Die gute Mahlzeit nach dem Hunger des Tages, der erheiternde Wein, die wiedererhaltene Gesundheit hatten mich fröhlich gestimmt, ich befand mich wieder in Deutschland, meine alte Beschäftigung tauchte wieder auf, alte Ideen traten hervor und ich fand mich ganz in den innern geistigen Kampf

des anfangenden Jahrhunderts versetzt und mit seinen Waffen vertraut. Der Feldzug lag mir wie ein zwar bedeutendes, aber schnell vorübergehendes Zwischenspiel vor; ich war über mich selber erstaunt. Denn obgleich jetzt völlig gesund, hatte mich doch bisher eine stille Angst nie verlassen; es war mir, als wären alle tiefen und mächtigen Geister aus meiner Seele gewichen, als würden sie mich nie auf die alte vertrauliche Weise wieder begrüßen. Wie in meiner frühen Kindheit, als die Begierde nach Kenntnissen mich in unruhige Bewegung setzte, legte ich mir oft wissenschaftliche Fragen vor, aber die Gegenstände erschienen mir nur aus der Ferne wie verschleiert; dann ergriff mich eine unbeschreibliche Angst, als würden die alten Zeiten niemals wieder hervortreten: und jetzt, plötzlich wie durch einen Zauber tauchten sie wieder auf, ganz auf die alte trauliche Weise, als hätten die lieblichen Genien mich nie verlassen. Ich fand mich erheitert und gestärkt und voll lebendiger Hoffnung. Nicht die Siege allein, mit diesen die großen Resultate, die reifen Früchte derselben traten mir entgegen, und die mächtige Zukunft begrüßte mich.

Wir standen vor Paris. Die Stellung der Truppen ist mir unbekannt; die Hügel von Pantin und Montmartre verbargen die Stadt ganz; selbst die Blücherschen Corps fochten in der Ferne. Vor uns lagen nun diese Hügel, hinter uns sahen wir den Thurm von St. Denis, das Hauptquartier war auf einer weiten Ebene versammelt, und lange vernahm ich von der Schlacht und von den Bewegungen in Paris gar nichts. Ich hatte den Tag vorher in großer Spannung einen beschwerlichen Marsch gehabt, hatte die Nacht schlaflos zugebracht, und als wir hier stundenlang von den Truppen getrennt auf der Wiese hielten, ohne etwas zu erfahren, steigerte sich die Ungeduld bis auf's Höchste, stumpfte sich dann in sich selber ab und mich ergriff in diesem wichtigen Moment eine unwiderstehliche, höchst verdrießliche Schläfrigkeit. Unsere Pferde waren weiter zurückgeblieben. Ich hüllte mich in meinen Mantel ein und verfiel in einen tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, fand ich mich ganz allein; auf der ganzen weiten Ebene entdeckte ich keinen Menschen, um mich herum fand ich Kanonenkugeln, welche die Erde aufgewühlt hatten; ich wußte nicht,

wo ich mich himbegeben sollte. Es dauerte lange, ehe ich das Hauptquartier wiederfand. Es hatte sich rechts näher an den Montmartre gezogen. Ich vernahm nun, daß die Generäle den Platz verlassen hatten, weil der Feind ihre Gegenwart entdeckt und die Kanonenschüsse immer heftiger wurden. Zwar fand die Kanonade auch früher statt; sie steigerte sich später, vermochte aber meinen Schlaf nicht zu stören. Wäre ich von einer der um mich herliegenden Kugeln getroffen worden, ich glaube, ich wäre schlafend aus der Welt geschieden. Jetzt wurden die Nachrichten von den Fortschritten unserer Armee immer häufiger, die aus andern Berichten hinlänglich bekannten gesteigerten Unruhen in Paris, die erst versuchte und dann wieder aufgegebene Vertheidigung der Stadt erscholl immer entschiedener; noch suchten die Franzosen sich auf dem naheliegenden Montmartre zu vertheidigen. Es war wieder ein sehr schöner Frühlingsabend; Gneisenau stand, von wenigen Offizieren umgeben, auf der Ebene, da erschien ein französischer Offizier. Es war Bourgoing, ein Sohn des auch als Schriftsteller bekannten spanisch-französischen Gesandten; er überbrachte die Nachricht von dem geschlossenen Waf-

fenstillstand. Während er seinen Bericht abstattete, schlug eine Granate in unserer Nähe in einen Munitionswagen ein. Die Trainknechte zerhieben eilig die Stränge und entfernten sich im Galopp. Bourgoing sah etwas bedenklich um sich, Gneisenau entfernte sich langsam, die Granate platzte, eine heftige Explosion fand statt, die Trümmer flogen in großen Bogen über unsere Köpfe weg und Gneisenau setzte das Gespräch mit größter Ruhe fort. Ich erhielt von dem General den Auftrag, den auf dem Abhange des Montmartre fechtenden russichen Truppen die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande zu überbringen.

Da, wo ich den Berg bestieg und die fechtende Avantgarde traf, war dieser mit dichtem Gebüsche bewachsen, und es dauerte einige Zeit, ehe es gelang, die vereinzelten Tirailleurs aus dem Gefechte zurückzurufen. Da aber nun auch die Feinde sich zurückzogen, so hörte der Angriff hier wie auf allen andern Punkten auf, und eine wunderbare Ruhe trat allenthalben ein. Ich bestieg den Berg, die Russen hatten die Stadt eingenommen, und wenige Minuten später erschien Gneisenau.

Cuvier und Brogniart hatten in den letzten Jahren ihre in der Geognosie Epoche machenden geognostischen Untersuchungen bekannt gemacht, und ich glaubte mit dem Montmartre, seiner Umgebung und seiner Lage sehr wohl bekannt zu sein. Ich ersuchte den General, mich zum Führer anzunehmen. Daß wir vor Begierde brannten, Paris in seinem ganzen Umkreise zu unsern Füßen liegen zu sehen, war natürlich. Gneisenau, heiter gestimmt, gewährte mir freundlich meine Bitte. Ich führte ihn und seine Umgebung durch eine Straße, die aber gerade vor uns durch Häuser abgesperrt war; „da liegt Paris, das ist entschieden,“ sagte ich, als Gneisenau sich an mich wandte und lächelnd ein langsam fragendes „nun“ aussprach. Ein großer Thorweg lag links vor uns, wir befanden uns auf einem Kirchhofe. Eine niedrige Mauer begrenzte ihn, und vor uns lag in der schönsten Abendbeleuchtung die große Stadt, die wir erobert hatten, und ich stand neben Gneisenau.

Ich faltete still die Hände; ein Gebet schwebte stumm auf meinen Lippen, es war der größte, ja der heiligste Moment, den ich erlebt habe; die ganze inhaltschwere Zeit, seit ich in Halle durch Boltenstern,

obgleich aus der Ferne, in die erste geheime Verbindung mit Gneisenau trat, die stillen vertrauten Zusammenkünfte in Breslau, der Ausbruch des Krieges in dieser Stadt mit seiner mächtigen Begeisterung, der ganze Feldzug mit seinen verworrenen Ereignissen und glänzenden Siegen, schwebten vor mir. Paris, und mit dieser Stadt der mächtige Riese, der Europa erschüttert hatte, lagen ohnmächtig zu unseren Füßen. Ich sah nichts als die mächtige Stadt, die Jahrhunderte lang Europa beherrscht, alle herrschenden Gedanken gefangen genommen und gefesselt hatte; bis jetzt konnte sie sich mit Recht die große Stadt, die Hauptstadt der Geschichte und der Cultur der Völker nennen. Ich sah nichts als diese Stadt, und der heiter gestimmte Held, wie er siegreich verklärt dastand, schien mir die edle Gestalt, der Genius des Krieges, uns der rettende, dem gestürzten Riesen der richtende, zu sein. Ich blickte noch weiter um mich her und in mich hinein, ich erlebte die Zeit, als ich noch im vorigen Jahrhundert zuerst freudig begeistert, mit jugendlicher Hoffnung die deutschen Gauen begrüßte, aber inmitten des freundlichen Genusses das drohende Gewitter erkannte, welches von Ferne aufzog, lang-

sam sich näherte, zerschmetternd unter uns einschlug, — und nun still sich zerstreute, und die Sonne und den heitern Himmel uns wiedergab. Der klare schöne Abend war selbst das treueste Bild des schönen Traumes, der mich gefangen hielt.

Jetzt fingen nun die Herren, die Paris früher besucht hatten, an, uns die verschiedenen Gegenden zu bezeichnen. Wir ließen uns gern unterrichten, und verließen den Kirchhof erst, als die Dunkelheit die Gegenstände uns zu verbergen anfing. Selbst in den bessern, ja prachtvollsten Wohnungen in Paris, wie in allen größeren Städten, herrschte so, wie ich damals Frankreich kennen lernte, ein grauenhafter Hintergrund von Schmutz und Unreinigkeit. Jene angenehme Reinlichkeit, die mit Bequemlichkeit verbunden ist, wie wir sie in England, in den deutschen Reichsstädten, in Norwegen finden, ist in Frankreich unbekannt, und Lord Monboddo, der, indem er die Behauptung aufstellte, man müsse sich alle Tage baden, selbst von den Engländern zu sagen pflegte, sie meinten reinlich zu sein, wenn sie alle Morgen ein reines Hemd über den Misthaufen würfen, enhält sogar eine viel zu günstige Aussage, wenn es auf den

Franzosen angewandt wird; denn dieser putzt sich zwar sehr sorgfältig, aber er reinigt sich nicht. Der Schmutz wagt sich in den kleinen Städten offener und naiver hervor, und das Städtchen Montmartre, obgleich als eine Vorstadt von Paris zu betrachten, sah den kleineren Städten in den entfernteren Provinzen vollkommen ähnlich.

Ich konnte nicht umhin, eine andere Betrachtung anzustellen. In einem jeden andern Lande würde eine solche Höhe, die eine Uebersicht über die ganze mächtige Hauptstadt gewährt, mit prachtvollen Villen bedeckt sein: aber der Franzose liebt es mehr, sich in in den Straßen, in den Salons herumzutreiben; er erwartet jeden Morgen irgend eine Neuigkeit, die ihm für den Tag als ein Reizmittel dienen kann, welches ihm unentbehrlich ist; ja die immer sich erneuernden bürgerlichen Unruhen entspringen nicht selten aus diesen immer wachsenden Bedürfnissen. Die stille Ruhe eines heimatlichen Daseins, die süße Gewohnheit des friedlichen Lebens ist ihm unausstehlich, und eine jede Bewegung fühlt dieses Volk nur, wenn sie an Krampf grenzt.

Ich war in einem Hause mit General Gneisenau einquartirt, und gegen Mittag erschien er mit seiner liebenswürdigen Verlegenheit in meiner Stube; ich sah es ihm an, daß er mir Etwas zu sagen hatte, was, wie er befürchtete, mir unangenehm sein würde. Erst sprach er von Manchem hin und her, von Scenen aus dem Feldzuge, mit Anerkennung von dem Wenigen, was ich geleistet hatte, und suchte mich offenbar in eine heitere Stimmung zu versetzen. Endlich konnte er mir doch das Unangenehme nicht verbergen. „Lieber Steffens, sagte er, heute Nachmittag findet der feierliche Einzug des Kaisers und des Königs von Preußen in Paris statt; die Truppen, die am wenigsten durch den Feldzug gelitten haben, werden sie begleiten und die Offiziere erscheinen sämmtlich in Parade-Uniform." Ich unterbrach ihn schnell und zwar laut auflachend; „Ich kann, sagte ich, freilich nicht dabei sein; zur Parade bin ich nicht eingerichtet." Ich versicherte ihn, daß ich diesen Uebelstand nicht einmal bereuen könnte. Ich würde mich still in Paris einschleichen, um nicht als ein Schmutzfleck der stattlichen Garde zu erscheinen. Einer meiner Freunde aus Schlesien, der jetzige Oberregierungsrath Häckel war mit mir in glei-

cher Lage; er war lange von uns getrennt gewesen, weil er, vom Nervenfieber ergriffen, irgendwo zurückblieb. In den letzten Tagen des Feldzuges erschien er wieder, trug aber noch immer starke Spuren der langsamen Genesung und war bürgerlich gekleidet. „Wir wollen, sagte ich, auf gut Glück nach Paris hineinreiten; ich liebe es, mich in einer großen Stadt zu verirren; ich möchte eine Wette darauf eingehen, wir finden irgend einen uns bekannten Deutschen, der uns zurecht weist.“ Er nahm meinen Vorschlag, der ihm pikant schien, an, und wir warteten den Augenblick ab, als die Generäle, die Offiziere und die Truppen in ihrem Parade-Anzuge das Städtchen verlassen hatten. Wir ritten darauf, ohne irgend eine Erkundigung einzuziehen, einen sehr steilen holprigen Weg nach Faubourg Montmartre hinunter; die Straßen der Vorstadt waren menschenleer, nur hier und da entdeckten wir einzelne Personen, die forteilten, und wir glaubten uns nicht zu irren, wenn wir derselben Richtung folgten. So erreichten wir den Boulevard eben in dem Augenblick, als uns zur Linken in einer ziemlichen Entfernung Kaiser und König mit den Truppen bei den prächtigen Häusern langsam

und feierlich vorbeizogen. Eine unübersehbare Menschenmasse war in den Nebenstraßen zusammengedrängt; man hatte Mühe, durch Militair den Platz für die Sieger zu gewinnen, alle Fenster der prachtvollen Wohnungen waren mit jauchzenden Zuschauern besetzt; die Damen in den elegantesten Anzügen; weiße Schnupftücher wehten aus den Fenstern, ein Lilienregen fiel aus allen Stockwerken auf die siegreichen Feinde; auf der Straße erschienen alle wohlgekleideten Herren mit weißen Kokarden; man sollte glauben, ein siegreiches französisches Heer hätte einen gefährlichen Feind vernichtet und zöge jetzt triumphirend in die Stadt ein: und in diesem Augenblick ging der Held, der den ganzen europäischen Continent bezwungen hatte, der erstaunliche Mann, welcher Frankreich zum Herrn aller Völker machen wollte, wie einst Julius Cäsar, von wenigen Truppen begleitet, von den Einwohnern verlassen, seiner Vernichtung entgegen! Ich gestehe es, in diesem Augenblick erschienen mir die Pariser verächtlich. So wurde Napoleon doch noch nirgends in Deutschland empfangen! In Berlin empfing ihn der stille verbissene Ingrimm.

Wir eilten stillschweigend über den Boulevard; ich fühlte mich, indem ich mich in die Seele der Pariser hineindachte, wie tief beschämt; ich konnte, diesem unwürdigen Schauspiele gegenüber, die Freude unsers Triumphes nicht fühlen, und es war mir, als müßte ich, von der Scham der Einwohner durchdrungen, schüchtern in die menschenleeren Straßen des Boulevard mich verbergen. Hier faßte ich mich, erwog alle Verhältnisse und betrachtete das Schauspiel aus einem milderen, gerechteren Gesichtspunkte. Hatten wir doch erklärt, daß wir nur Napoleon, nicht das französische Volk bekämpften; aber Jener hatte viele Feinde, und als seine Eroberungssucht immer grenzenloser ward, als er die kampffähige Masse des ganzen Landes in Anspruch nahm und es völlig erschöpfte, wuchs die Zahl seiner Gegner. Viele Tausende hielten sich überzeugt, daß nur die Rückkehr zur alten Dynastie, zum alten, geschichtlich gesetzmäßigen Zustande, das Land retten könnte, und hatten die alte Treue durch alle Gräuel der Revolution, bei allem Glanz der Siege der großen Armee, unerschütterlich festgehalten. Als Napoleon den Emigranten die Rückkehr erlaubte, benutzten viele Tausende diese Erlaubniß; die alte väter-

liche Heimath zog sie an, aber sie änderten ihre Gesinnungen nicht. Ueber Alles drückend war ihnen die napoleonische Herrschaft, der Gipfel der ihnen verhaßten Revolution. Diese Franzosen waren jetzt mit uns die Sieger; das Land war in seiner Selbständigkeit gesichert, die verdrängte Dynastie würde, das hoffte man mit Zuversicht, wieder zurückkehren; wie Viele hatten für diese, jetzt in Paris versammelt, theils in gefahrvolle Conspirationen verflochten, theils verzweiflungsvoll in der Vendee kämpfend, das Leben gewagt. Diese durften sich wohl, wie wir, befreit glauben, und sie drängten sich jetzt alle nach dem Boulevard. Die bei weitem größere Zahl der Einwohner, welche die Schmach des Landes, des sonst siegreichen Heeres fühlten, die den jetzt gestürzten Helden mit Theilnahme in seinem letzten verzweiflungsvollen Kampfe begleiteten, die sich durch den König von einer fremden Macht ihnen aufgedrungen, tief verletzt fühlen mußten, verbargen sich und ihren Gram in den Häusern; wir fanden die Straßen leer, denn die größere Zahl der Einwohner erschien an diesem Trauertage nicht, während die bei weitem kleinere, leichtsinnig jubelnd, die grauenhafte Niederlage als einen Sieg begrüßend, die nahe Umgegend und die Fenster aller Häuser erfüllte.

Ein theilnehmendes Gefühl der Trauer und des Schmerzes erfüllte auch mich, als wir stillschweigend durch die Straßen irrten.

Die Richtung, die wir nahmen, war eine durchaus absichtslose; wir hatten aber eben die Gegend und das Theatre italien erreicht, als ein bescheidener junger Mann uns deutsch anredete. „Darf ich wohl fragen," sagte er, „ob Professor Steffens der Armee nach Paris gefolgt ist?" „Siehst du," sagte ich zu meinem Freunde, der doch zu glauben anfing, daß dieses abenteuerliche Hineinreiten in Paris uns in Verlegenheit setzen werde, „daß ich recht hatte?" Der junge Mann war ein Leipziger Candidat oder Doktor der Medicin, der sich in Paris aufhielt, um unter Cuvier die comparative Anatomie zu studiren. Er folgte uns, verschaffte uns eine, wenigstens provisorische Nachtherberge in irgend einem nahen Hotel, und blieb bei uns.

Durch den jungen Mann erfuhr ich nun, daß Cuvier seinen Zuhörern erzählte, ich hätte die Wissenschaft und alle Studien aufgegeben und wäre Soldat geworden. Cuvier gehörte zu den Ersten, die ich besuchte. Ich ward von ihm mit großer Höflichkeit auf-

genommen, und nach einigen Gesprächen bemerkte ich bald, daß er von einer Furcht ergriffen war, die mich in Erstaunen setzte. Zuletzt sprach er sich vollkommen und unumwunden aus. Man glaubte, ich hätte den Auftrag, die Sammlungen im Jardin des plantes zu plündern. „Diese Plünderung, sagte ich, wäre der Napoleonischen in Rom keineswegs zu vergleichen; dort war es allerdings ein Raub, dessen Gegenstand sonst unter cultivirten Völkern als außerhalb des Krieges und seinen Folgen liegend betrachtet wird, aber es war doch der Staat, den man beraubte: hier aber wäre es, als dränge man, von den siegreichen Fürsten dazu beordert, in Raphaels Künstler-Werkstätte ein und entrisse ihm seine eigenen Werke. Die Schätze der hiesigen Sammlungen sind nicht bloß zufällig zusammengeraffte, oder für Geld erstandene, sie sind zugleich, geordnet und zubereitet, wie wir sie finden, Geisteswerke der französischen Naturforscher. Gerathen sie durch Raub in fremde Hände, so verlieren sie ihre lebendige Bedeutung; der Räuber ist nicht nur ein sittlich beschimpfter, er würdigt sich auch, will er die Sammlung benützen, zum bloßen Commentator der französischen Gelehrten herab. So tief sind die deutschen

Gelehrten nicht gesunken. Sie werden, fuhr ich lächelnd fort, zwar eine Unbequemlichkeit erleben, und in dieser Beziehung möchte ich Sie und die Direktoren der Sammlungen bedauern. Die Zahl der gewöhnlichen Besucher wird über alles Maaß zunehmen; nicht allein die Offiziere, eine große Menge der Gemeinen selbst sind gebildete Männer, die den Jardin des plantes und seine durch das Genie der Gelehrten des Landes gehobenen und verklärten Schätze sehr wohl zu würdigen wissen. Sie werden indessen diese Krieger bescheiden, lehrbegierig zwar, aber schüchtern finden, indem sie sich den Männern nähern, die sie hoch achten und verehren." Cuvier war offenbar beruhiget. In seiner Freude ergriff er die Sammlung der in den Annalen der Akademie einzeln abgedruckten Abhandlungen über die Umgegend von Paris und überreichte sie mir als Geschenk. Er erbot sich, mich, so weit die Zeit es erlaubte, in den Sammlungen für die comparative Anatomie durch einen zusammenhängenden Vortrag zu orientiren. Es war nicht eine bloß leere Versicherung, sondern sein völliger Ernst. Zwar kannte ich noch nicht meine zukünftige Stellung in der Armee, sah aber wohl ein, daß man keine Ansprüche an mich

machen, am wenigsten mich in meinen Studien stören würde. Cuvier ruhete nicht, bis Tage und Stunden festgesetzt waren. Ich verdanke diesem großen Forscher sehr viel; sein Vortrag war ungemein klar, die Geduld, die er dem Unkundigen, der ihn oft mit lästigen Fragen unterbrach, zeigte, unerschöpflich. In der That war die Menge der Untersuchungen, die durch ihn selbst und durch seine Schüler angestellt wurden, und über welche es mir vergönnt war, mir eine allgemeine Uebersicht zu erwerben, so unermeßlich, daß das, was gedruckt werden konnte, zu dem mehr oder weniger schon Erforschten, sich wie ein Minimum verhielt, und darin lag der große Werth des Unterrichts. Die Kenntnisse, die man sich hier erwarb, konnte man sich durch keine Schriften verschaffen. Was Cuvier's ausgezeichneter Freundlichkeit gegen mich einen höheren Werth gab, war, daß meine ganze Unterhaltung mit ihm, so wie seine Vorträge, in deutscher Sprache stattfanden.

Ueberhaupt ist wohl hier die Stelle, während ich mich in ein fremdes Land, von fremden Gelehrten umgeben, denen ich mich verständlich zu machen wünschte, versetzt fand, eine Lücke in meiner Bildung und Erziehung zu erwähnen, die ich oft tief empfunden habe, und

die mir wohl auch nicht selten vorgeworfen wurde. Zwar benutzte ich die herrschenden europäischen Sprachen, und die Schätze und Genüsse, die sie darbieten, aber alle sind mir nur zugänglich, wenn sie stumm in der Einsamkeit meines Zimmers mir entgegentreten. Die lebendige Rede vermag ich nur in den scandinavischen Sprachen, in der deutschen, und durch den Schulunterricht in der lateinischen Sprache zu verfolgen. Wie oft habe ich es bedauert. Und doch möchte diese Lücke in meiner Bildung, die ich tief empfinde, für mich eine heilsame Seite haben. Die große Beweglichkeit meines Geistes, das lebhafte Interesse, mit welchem ich, wie den geistigen Zusammenhang der Gegenstände, so auch die Lebensverhältnisse ergriff, würde, beherrschte ich mit Leichtigkeit mehrere Sprachen, mich gewaltsam in die mannigfaltig sich durchkreuzenden Verwickelungen der bewegten Zeit hineingerissen haben; ich hätte wahrscheinlich einen größeren Einfluß ausgeübt, ein glänzenderes Glück gemacht. Oefter in meinem Leben habe ich es erfahren, wie die Lücke in meiner Bildung Mächtigen, die mir ihr Vertrauen schenkten, unerwartet erschien und sie unangenehm überraschte. Aber eben dieser Unkenntniß ver-

danke ich es, daß die Geister der verschiedenen Völker mich nur in der stillen Einsamkeit begrüßen, die Einheit der Contemplation fördern und nicht stören.

Noch lag unser Verhältniß zum französischen Volke unentschieden vor mir. Es war noch in den ersten Tagen. Alle zusammengeraubten Kunstschätze boten sich den Siegern zum Genusse dar, und ich eilte nach den Sammlungen des Louvre. Hier fand ich nun, wie bei Cuvier, Beweise der Angst, welche die Einwohner ergriffen hatte, die aber bereits wieder verschwunden war. Die Versicherungen des Kaisers wie des Königs hatten die Pariser völlig beruhigt. Als ich in den Saal der antiken Statuen trat, erblickte ich die Gruppe des Laokoon, die Statuen des belvederischen Apoll und der mediceischen Venus eingemauert; diese Mauerumgebungen standen frei in dem großen Saale, und man war eben im Begriff, sie zu zerstören. Einzelne Köpfe der Laokoontischen Gruppe traten aus der umhüllenden Steinmasse hervor; der Apoll zeigte nur erst sein Stolz gebietendes Antlitz; die Venus war bis zur Hälfte entblößt, und ich erblickte sie, wie sie nicht den

leichten Wellen, sondern den gestaltlosen rohen Massen entstieg.

Und hier trat nun der Schluß des Krieges, das Resultat unserer Siege, mir wie so Vielen, fast verletzend entgegen. Zwar erwartete, ja wünschte ich, eine milde Schonung der überwundenen Feinde in ihrer glänzenden Hauptstadt; zwar würde meine Gesinnung, wäre es in der Verwirrung unserer damaligen Lage möglich gewesen, sie laut zu verkündigen, eben der Milde wegen hart getadelt worden sein; am aller entschiedensten in dem Heere, mit welchem ich in Paris einrückte. Als ich nun aber die Schonung, die ich wünschte, in eine Huldigung verwandelt sah, als die siegreichen Regenten sich selber, als beherrschten sie Barbaren, der Hauptstadt gegenüber stellten; als ich sah, wie diese noch immer als die Hauptstadt der Welt betrachtet wurde: da war es mir, als erblickte ich Attila vor Rom; da ergriff mich eine tiefe Wehmuth, die sich bis zum Ingrimm steigerte. Ich sah es, wie unsere Stärke eben in ihrem heiligsten Urgrunde verletzt wurde, deshalb auch gelähmt erschien und sich in knechtische Unterwerfung verkehrte. Hätten die Pariser dieses früher auch nur geahnet, sie hätten Recht

gehabt, als sie uns jubelnd empfingen. Wie fern lag uns noch der wahre Sieg.

Es ist fast unmöglich, eine umfassende und klare Darstellung jener unruhigen Tage, der sich mannigfaltig durchkreuzenden Ereignisse zu geben. Ich bezog schon am zweiten Tage mit meinem Freunde Häckel ein anderes Hotel. Damit mein Aufenthalt in Paris eine Berechtigung erhielt, ward ich bei der Commandantur angestellt. Der Commandant war Graf Golz, der Blücher als General-Adjutant begleitete, und später als preußischer Minister in Paris starb. Ausdrücklich war dabei zugestanden, daß man meine Zeit durchaus nicht in Anspruch nehmen würde. Ein untergeordnetes Geschäft, welches mir zum Schein übertragen wurde, konnte ich durch einen andern, aus der Kriegskasse Besoldeten, betreiben lassen. Ich ward in den Palast eines früher emigrirten Pairs an der Ecke der Rue de Beaune und des Quai du pont royal, dem Louvre gegenüber, einquartirt; meine Fenster gingen nach dem Quai hinaus. Einige Jahre später war ein Panorama von Paris, von dem Thurme des

Louvre aufgenommen, in Breslau zu sehen. Ich konnte meiner Frau meine Wohnung zeigen; die Stube lag dicht vor uns im Vordergrunde des Gemäldes, das Fenster war geöffnet, wir sahen mit einander in die Stube hinein, in welcher mir die kurze Ruhe in der stets aufregenden Verwirrung, die mich täglich umgab, für wenige Stunden vergönnt ward.

Die erste bedeutende Verlegenheit, die in Paris entstand, war ein unglaublicher Geldmangel; dieser fand auch bei den höchsten Personen statt. Selbst unser König empfand ihn, und wir wurden um desto mehr in Verlegenheit gesetzt, da wir uns, das freie Quartier ausgenommen, eigentlich alle als Reisende betrugen und bedeutende Ausgaben hatten. Ich ging zu dem General-Intendanten, ihm meine Noth zu klagen, wurde aber abgewiesen; zornig verließ ich ihn, und traf auf der Straße einige bekannte Offiziere, die mit einem dritten, mir unbekannten, sich unterhielten. In meinem Zorne erzählte ich meinen vergeblichen Besuch, äußerte die Vermuthung, daß er wohl für seine Untergebenen hinlänglich zu sorgen wüßte, und brauchte eine Benennung, die mir sonst keineswegs geläufig war und die ich, auf die Verpflegungsbeamten ange-

wandt, heftig zu tadeln pflegte. In der That ward es allgemein anerkannt, daß sie, besonders wegen des Winterfeldzuges, mit großer Sorgfalt und Aufopferung ihr Amt unter den schwierigsten Umständen verwaltet hatten. Unter Freunden ausgesprochen, wäre diese Aeußerung eine vollkommen gleichgültige und bedeutungslose gewesen; unglücklicherweise fehlte mir das Gallsche Organ für die Unterscheidung der Uniformen. Der danebenstehende, mir Unbekannte, war ein Verpflegungsbeamter. Er eilte zu seinem Chef und klagte mich an. Ich erhielt von diesem ein Schreiben, in welchem er mir die heftigsten Vorwürfe machte, und mir ankündigte, daß er sich im Namen seiner verletzten Untergebenen genöthigt sehe, dem Feldmarschall eine Klage einzureichen. Ich antwortete, wie sehr ich es bedauerte, eine, wie ich gestehen müsse, gerechte Veranlassung zur Klage gegeben zu haben, daß aber mein Vergehen wenigstens nicht so groß sei, als es ihm nothwendig erscheinen müsse; dennoch sähe ich ein, daß meine Entschuldigung ihm unglaublich scheinen, ja vielleicht einer leeren Ausflucht gleichen würde. Er würde es nicht glauben, daß ich den ganzen Feldzug mitgemacht hätte, ohne die Uniformen unterscheiden zu lernen, und den

sei es, wie ich der Wahrheit gemäß versichern könnte, der Fall. Der unschickliche Ausdruck sei mir freilich in einer verdrießlichen Lage entschlüpft, wäre aber, in meinem Sinne, kein unmittelbarer Angriff auf ehrenwerthe Beamte in der Gegenwart eines solchen. Eben so wenig sei es meine Absicht, ihn zu bitten, die Anklage zurückzuhalten; den Ausspruch des Feldmarschalls würde ich abwarten und seinem Entschlusse mich unterwerfen. Am zweiten Tage erhielt ich von Blücher eine Einladung zum Frühstück. Einige Offiziere waren gegenwärtig und der Feldmarschall trat mir entgegen. Blücher sagte, sehr heiter gestimmt: „Es ist eine Klage über Sie eingelaufen, aber Sie sollten doch wissen, daß man die — nicht — in ihrer Gegenwart nennen darf.“ Ich erzählte ihm meine freilich unglaubliche Unkunde. Alle lachten; Austern und Champagner, die aufgetragen waren, wurden in der fröhlichsten Stimmung genossen, und so endigte mein Feldzug mit einer Anklage und einer Disciplinarstrafe, die freilich heiter, milde, ja fast lustig erschien.

Die drückende Geldverlegenheit dauerte zwar nicht lange, doch gelang es mir, durch diesen Besuch bei dem Feldmarschall einen Menschen aus einer höchst

traurigen Lage zu reißen. In den ersten Tagen erschien ein großer, ansehnlicher, noch junger Mann, während wir uns im Hotel de Bruxelles aufhielten.

Als die Armee über den Rhein ging, wurden die Kassen aus Mainz nach Paris gebracht. Die Kassenbeamten mußten folgen, und diese vernachlä-ßigte man dort völlig, sie verhungerten fast. Einige verschmachteten hülflos und verlassen auf dem Dachstübchen der Hinterhäuser großer Gebäude; einige hatten sich in Verzweiflung das Leben genommen. Der unglückliche S., der bei uns erschien, gehörte zu diesen Kassenbeamten. Die große kräftige Gestalt war durch Hunger völlig ausgedorrt; er genoß, was wir ihm vorsetzten, mit Heißhunger. Er bot sich an, wenigstens in den ersten Tagen, unser Führer zu sein. Mir gelang es, durch die freundliche Unterstützung des Grafen Golz, ihm eine Stelle bei der Commandantur zu verschaffen, und S. war nun gerettet. Das kleine Geschäft, welches mir aufgetragen war, ward ihm übergeben; ich hatte die Aufsicht und auf mir ruhte die Verantwortung. Er ward einquartirt, und man kann sich das Entzücken dieses Mannes denken, als er sich

in einer bequemen Wohnung befand, im Hause seine Beköstigung erhielt, sich anständig kleiden und ohne quälende Sorge der nächsten Zukunft entgegensehen konnte.

Ich war nun genöthigt, einen bedeutenden Aufwand zu machen, wenn ich den kurzen Aufenthalt in Paris zweckmäßig benutzen wollte. Die ganze Zeit hindurch miethete ich einen Fiacre, der mir von 7 Uhr des Morgens bis 4 Uhr Nachmittags zu Gebote stand. Zuerst fuhr ich nach dem Jardin des plantes, wo Cuvier die Güte hatte, mich auf eine lehrreiche Weise zu unterrichten. Die Mineraliensammlung beschäftigte mich zunächst. Mehrere Abtheilungen waren mir höchst wichtig, aber vorzüglich zogen mich doch die prachtvollen Exemplare der Fossilien-Gerippe aus der Umgegend von Paris an. Die Menagerieen und die Treibhäuser betrachtete ich im Vorbeigehen. Hauy, den berühmten Greis, sprach ich einige Mal, aber Lucas, der Inspektor der Mineralien-Sammlung, war doch mein gewöhnlicher Führer. Etwa um 12 Uhr verließ ich den Jardin des plantes, und fuhr nach dem entlegenen Palais Luxembourg, wo ich die chemischen Laboratorien in der Nähe fand. Hier opferte mir Gay-

Lussac viele Zeit, und ich kann die Geduld, mit welcher er sich dem ungeschickten Deutschen verständlich zu machen suchte und mühsam das Gespräch unterhielt, nicht dankbar genug anerkennen. Das einige Jahre früher entdeckte Jod, welches eine so bedeutende Rolle später in der Chemie spielte, beschäftigte eben die französischen Chemiker. Einige Versuche wurden in meiner Gegenwart angestellt, und eine nicht unbedeutende Masse der in Deutschland damals größtentheils noch unbekannten Substanz mir geschenkt. Vom Palais Luxembourg fuhr ich dann nach der großen Gemälde-Gallerie des Louvre. Hier brachte ich eine Stunde zu, meistens unter den Gemälden, selten in der plastischen Sammlung. Die Steinarten der Antiken wurden mir hier ein Gegenstand des Studiums, und durch den damaligen dänischen Minister Bernstorf ward ich veranlaßt, für einige Diplomaten einen kleinen Vortrag über die zur Kunst angewandten Steinmassen zu halten.

Ich muß hier ein Geständniß ablegen, welches ohne allen Zweifel mir den Vorwurf mancher Leser zuziehen wird. Den Fiacre entließ ich beim Louvre, und von der Gallerie ging ich dann täglich nach dem Palais Royal. Es war mir darum zu thun, so weit die Zeit es erlaubte,

einen eiligen Blick in das aufgeregte Leben unsittlicher Leidenschaftlichkeit hineinzuwerfen. Ich besuchte regelmäßig einen Saal, wo die Pariser sich um die Tafel des rouge et noir versammelten. Fast alle die Spielenden waren Franzosen oder Engländer, zuweilen erschienen wohl auch deutsche oder russische Offiziere. Ich trug einen Napoleon bei mir, der für das Spiel bestimmt war. Ging dieser beim ersten Satz verloren, so verließ ich den Saal. Gewann ich, so entfernte ich mich eben so schnell mit meinem gewonnenen Geldstück. Auch hier verließ mich das Glück, welches ich, wie man sich vielleicht erinnert, in Carlsbad in meiner Jugend gehabt hatte, nicht, und ich darf behaupten, daß die Ausgabe für meine nicht ganz frugalen Mahlzeiten in Paris durch den Gewinn gedeckt wurde. Mehr als den einen Napoleonsd'or konnte ich nicht verlieren, denn ich trug nicht mehr bei mir. Freunde, die mich in meiner Wohnung aufsuchten, trafen mich nie. Die Menge derselben wuchs mit jedem Tage, und denjenigen, die ich zufällig auf der Straße fand, machte ich den Vorschlag, daß wir uns zum Diner in einer Restauration in der Rue Vivienne einfinden wollten, wo ich zu essen pflegte. Es sprach an, Einer theilte es

dem Andern mit, und nach und nach versammelte sich bei Grignon eine so große Menge Deutscher, daß wir fast die einheimischen Gäste verdrängten und durchaus die Herren spielten. Nach der Mahlzeit besuchte ich für gewöhnlich die Theater, meist das Théâtre français, wo ich Talma besonders bewunderte; die große Oper, das Théâtre des variétés, oder das Odeon, wo die italienische Oper mit seltener Vollendung gegeben wurde. Ich erinnere mich besonders einer Darstellung von Mozarts Figaro, die mich ganz hinriß.

Ein Abend in der großer Oper während der ersten Tage unsers Aufenthaltes war besonders merkwürdig. Es war mir gelungen, einen Platz ganz vorn am Orchester zu erlangen; ich lehnte mich an die Barriere, die dieses von dem Parterre trennte, und sah mit Lust, wie Parterre und Logen des ansehnlichen Amphitheaters sich allmählich füllten. Ich betrat zum ersten Mal ein französisches Theater. Der Eindruck war doch mächtig. Ein Gemurmel, welches sich erst in engeren Kreisen, dann in immer größeren vernehmen ließ, überzeugte mich, daß dieser Abend nicht bloß durch die Darstellung einer Oper, sondern auch sonst auf andere Weise höchst interessant werden sollte. Die

entgegengesetzten Partrien hatten diesen Abend für Demonstrationen nationaler Gesinnung bestimmt; im Orchester, gerade vor mir, saß Spontini, und vor ihm lagen zu meinem Erstaunen die Noten zu zwei Opern; sie waren beide noch nicht aufgeschlagen, ich konnte die Titel lesen. Die eine Oper war: Le triomphe de Trajan, die zweite Spontinis Vestalin. Ich glaubte hier schon die Vorbereitung zu den beiderseitigen Demonstrationen zu erkennen, und irrte mich nicht.

Endlich ward die Bewegung immer lauter. Ein Theil des Publikums forderte den Triumph des Trajans, ein anderer die Vestalin. Wie ich später hörte, war die erste Forderung von dem napoleonisch gesinnten Personal der großen Oper ausgegangen; das Publikum schien getheilt, die entgegengesetzten Forderungen schwankten hin und her und wuchsen bis zur Betäubung. In Tieck's gestiefeltem Kater wird das mitspielende Publikum über das im Stücke aufgeführte Stück zum heftigen Zorn hingerissen; dann erscheint ein Besänftiger; aus der Zauberflöte wird die Arie: In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht u. s. w. gesungen, und das Publikum

beruhigt sich nicht allein, sondern bricht auch in heftige Beifallsbezeigungen aus. Diese Scene ward nun durch das zum Drama verwandelte Parterre und durch die mitspielenden Logen hier wiederholt. Das Lied: Vive Henri quatre, aus der Jagd ward gespielt; viele Zuhörer stimmten ein, allenthalben ward geklatscht, man glaubte das Publikum beruhigt, der Vorhang ward aufgezogen, die Sänger der Vestalin traten hervor: aber plötzlich erscholl nun ein furchtbares Geschrei, jene mußten sich zurückziehen, der Vorhang fiel, und der Kampf fing auf die nämliche betäubende Weise von Neuem an. Jetzt erschienen nun auch Männer in der Königlichen Loge, Leitern wurden hereingebracht und bestiegen, und der Kaiserliche Adler, der über der Loge angebracht war, wurde unter einem fürchterlichen Gemisch von Zischen, Schreien und Beifallsäußerungen abgenommen. Mehr als eine Stunde verging unter dem Wechsel von laut gewordenen entgegengesetzten Forderungen und vorübergehender Besänftigung, wenn man das Lied anstimmte. Endlich, während einer kleinen Pause, rief Jemand, daß man eine Deputation an den Kaiser Alexander senden wolle, und daß man hoffe, das Publikum würde mit seiner Be-

stimmung zufrieden sein. Während dieser Zeit schwiegen zwar die Forderungen der entgegengesetzten Parteien, aber fast drohender noch schien die zurückgedrängte Bewegung, und der gedämpfte Laut, der durch so viele tausend heftige, vereinzelte Gespräche entstand, erklang wie das Brausen eines gewaltigen Sturmes, der sich immer drohender näherte. Die an den Kaiser Abgesandten erschienen wieder. Als sie sich über die Loge lehnten und erkannt wurden, entstand plötzlich eine große Stille. Der Kaiser, welcher, wie es schien, eine jede Gelegenheit ergriff, um dem Pariser Volk seine Hochachtung zu bezeigen, ließ antworten, daß er sich in diesen Kampf nicht mischen wolle; eine jede Wahl des ihm schätzbaren Publikums wäre ihm recht.

Jetzt erhob sich, da der Kaiser selbst den Kampf zu billigen schien, das Geschrei noch viel wilder. Es gab Augenblicke, wo ich erwartete, daß die Parteien sich wechselseitig körperlich angreifen würden, daß dieses dramatische Vorspiel, welches ohnehin als ein solches viel zu lange gedauert hatte, sich in eine Tragödie von mehreren Akten verwandeln würde. Ich glaubte mich in den Saal des Nibelungen-Kampfs versetzt und sah schon das vergossene Blut und den gefährli-

chen tödtlichen Ausgang. Während dessen eilte man ängstlich wieder zum Kaiser. Dieser wählte die Vestalin; das Publikum unterwarf sich dem kaiserlichen Entschluß; das Stück fing an, aber die Mitternachtstunde näherte sich. Es war merkwürdig, wie schnell die aufgeregten Massen beruhigt waren; alle schenkten der Darstellung die größte Aufmerksamkeit. Man hätte glauben sollen, Männer und Frauen zu sehen, die eben die stille ruhige Beschäftigung beseitigt hatten, die ihre Familien mitbrachten, um einen ergötzlichen Abend zu genießen. Selbst zwischen den Akten blieb Alles ruhig. Ein großes Ballet folgte nach der Oper, die zahllose Menge der Menschen trennte sich ohne irgend eine bedeutende Aufregung, es war tief in der Nacht, als ich nach Hause kam. Das heftige Vorspiel erschien mir nach der ruhig genossenen Darstellung wie ein wilder Traum.

Ich hatte mir vorgenommen, wo möglich alle Theater, selbst die geringeren, zu besuchen; auch brachte ich einen Abend in einem Theater zu, wo kleine Stücke aufgeführt wurden und als Zwischenspiele Seiltänzer

ihre Künste zeigten. Aber diese Theaterabende wurden doch häufig und zwar auf eine angenehme Weise unterbrochen; ich brachte die Abende dann bei deutschen Familien zu. Es war bei Reinhardt, der, nachdem er eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, jetzt still und zurückgezogen lebte, und dann bei dem niederländischen Gesandten Reinhold, dessen Bekanntschaft ich früher in Deutschland irgendwo gemacht hatte. Wenn ich neben den deutsch gebildeten Frauen auf dem Sopha saß, wenn auf dem runden Tische mir der lokkende Theeapparat entgegenlächelte, war mir, als wäre ich plötzlich in das stille, vergangene Leben versetzt; die Gespräche wandten sich gewöhnlich von aller Politik ab, und mitten in den Stürmen des Tages, die uns umgaben, genossen wir das stille heimathliche Leben der Gewohnheit und versanken in diese.

Aber auch einige Vormittage wichen von den gewöhnlichen ab; ich brachte sie im Hôtel des deux Siciles bei Graf v. Schlabberndorf zu. Man kennt diesen höchst merkwürdigen Mann, dessen entschiedene Gesinnung ihn schon in den ersten Zeiten der Revolution nach Paris hinzog. Hier hatte er alle wechselnden Stürme derselben durchlebt; den Gefängnissen der

Conciergerie, ja vielleicht gar der Guillotine entging er nur durch eine Flucht nach London. In Paris lebte er sehr eingezogen; mit den unglücklichen deutschen Professoren Forster aus Mainz und Kramer aus Kiel hatte er in den vertrautesten Verhältnissen gelebt, Reinhard war sein Freund, und auch mit meinem Schwiegervater bei seinem Aufenthalt in Paris während der Revolution und später während des Consulats, stand er in genauer Verbindung.

Graf Schlabberndorf war reich, aber er liebte ein zurückgezogenes Leben. Die preußischen Gesetze erlaubten dem großen Gutsbesitzer nicht eine so lange Entfernung aus dem Vaterlande; er wurde öfters ermahnt, achtete aber nicht darauf, und man schonte ihn. Der Verwalter seines Vermögens war zuweilen in Verzweiflung; die bedeutenden Einkünfte häuften sich, ohne daß der Graf über sie disponirte, zu großen Capitalien an; der Verwalter bat und beschwur ihn, über die großen Summen zu verfügen: er erhielt Jahre lang keine Antwort. Als ich ihn einst nach der Mahlzeit besuchte, fand ich ihn in seinem Hotel in einem ziemlich großen Saal; dieser war mit alten Möbeln und Bücherschränken besetzt. Auf mehreren Tischen lagen

unordentlich Bücher und Papiere umher; alte Gläser und Porzellan-Geräthe standen auf den Schränken; große verblichene seidene Gardinen hingen von den hohen Fenstern herab; Alles war mit Staub bedeckt; den Papieren sah man es an, daß viele eine lange Zeit ruhig gelegen und nicht berührt worden waren, einige Bücher lagen aufgeschlagen vielleicht seit Monaten.

Der Graf war tief in den Siebziger Jahren, noch immer ein stattlicher Mann, von imposanten Gesichtszügen; er trug einen hellseidenen Schlafrock, der ein sehr verbrauchtes Ansehen hatte, und ein seidenes Barett. Als ich mich nannte, ward ich sehr freundlich empfangen. Aber er war nicht allein; in einem Halbkreise saßen einige französische Herren, und als sie genannt wurden, hörte ich die Namen mir wohlbekannter politischer Notabilitäten. Ich blieb ein stillschweigender Zuhörer, sie entfernten sich, und jetzt fing das Gespräch mit dem alten merkwürdigen Manne erst an. Die Unterhaltung mit den französischen Herren, die ihn eben verlassen hatten, drehte sich durchaus um den gegenwärtigen politischen Zustand des Landes; ihre Aeußerungen waren höchst vorsichtig. In der schwankenden Lage des Staates schienen die meisten

ihre Gesinnungen verbergen zu wollen; sie fühlten sich wohl auch durch die Gegenwart eines preußischen Offiziers gestört. Als ich gegen den Grafen diese Vermuthung äußerte, erwiderte er spöttisch: „sie waren vor Ihrer Ankunft nicht offener, ein Jeder möchte jetzt hinter dem Berge halten, nicht, weil er seine Gesinnung gewechselt hat, oder weil es ihm an Entschlossenheit und Muth fehlt, sondern weil er eine jede übereilte Aeußerung zu umgehen sucht. Warten Sie einige Zeit, da die Sieger so schonend verfahren, wird sie wohl nicht lange ausbleiben, und Sie werden es erleben, daß diese Männer, einige wohl sogar an der Spitze einer mächtigen Opposition, sich entschieden erklären werden; aber diese muß erst Raum und Kraft finden, sich zu bilden. Nur in Deutschland treten vereinzelte Fanatiker hervor und rufen auf ihre eigene Hand wie wahnsinnig in die Wüste hinein; oder predigen dem herbeiströmenden Haufen, der ihnen vielleicht im Anfange mit Erstaunen zuhört, dann aber höhnend den Rücken kehrt."

Obgleich Schlabberndorf selten, in der letzten Zeit nie, seine Stube verließ, so war doch vielleicht Keiner, selbst solche, die eine Hauptrolle in den politischen

Ereignissen des Tages spielten, so wohl unterrichtet von den wechselseitigen Stellungen der Parteien gegen einander, von ihren Absichten und ihrer Macht, von den Gesinnungen der Hauptpersonen, wie Graf Schlabernborf. Er hatte sich das Vertrauen bedeutender Parteihäupter, eben wenn sie selbst in Gefahr schwebten, während der bedenklichsten Epoche der Revolution erworben. Der imponirende Ernst, mit welchem er unter den Franzosen erschien, die überlegene Besonnenheit, mit welcher er sich nur wenigen anvertraute, während er die meisten gewann, sicherten ihm eine Herrschaft, die höchst merkwürdig war. Unter verwickelten politischen Verhältnissen findet man solche, die man selbst einem jeden anvertrauen kann. Was man bei dem Grafen Schlabberndorf erfuhr, konnte man mit Sicherheit als wahr annehmen. Wer sich bei ihm versammelte, theilte ihm Nachrichten mit und tauschte andere dafür ein. Selten wagte man wohl, ihn zu täuschen; die Meisten ahnten, daß sie durchschaut wurden. Napoleon ließ ihn genau beobachten, aber besonders diesem gegenüber, den er haßte, blieb er völlig unergründlich.

Ich habe schon früher den bedeutenden Antheil erwähnt, den er an der Schrift meines Schwiegervaters: „Napoleon und das französische Volk unter seinem Consulat“ gehabt hatte, daß der wichtige Theil dieser Schrift, in welcher die Künste, die Napoleon angewandt hatte, um die höchste Gewalt zu erlangen, und wie er die politischen Combinationen des Augenblicks benützt hatte, besonders von ihm herrühren und ein glänzendes Zeugniß ablegen von der genauen Kenntniß der Zustände, von mächtigen Personen und den geheimen Intriguen einer Epoche, in welcher die Energie einer wahnsinnigen Zeit nachzulassen und in sich zusammenzustürzen anfing.

Während ich nun in dieser Zeit den ganzen Tag hindurch mannigfaltig und anstrengend beschäftigt war, bot Paris ein seltsames Schauspiel dar. Aus allen europäischen Ländern eilten, wenn Vermögen und Muße es ihnen erlaubten, Reisende herbei, welche die Stadt erfüllten; während Paris von den Siegern, in deren Gewalt es war, mit unverdienter Schonung behandelt wurde, strömten unermeßliche Summen

aus allen Ländern dahin. Die Zahl der Engländer, die sich hier aufhielten, war unglaublich groß. Unter diesen war das damalige Parlaments-Mitglied Greenough, der ausgezeichnete geognostische Skeptiker; K. von Raumer und ich stellten mit ihm geognostische Excursionen an; der Erste war unser belehrender Führer. Raumer hatte bei seinem früheren Aufenthalt in Paris die Untersuchungen des Cuvier und Brogniart verfolgt und war eben deswegen dem Greenough sehr willkommen. Wir kamen auf einer solchen Excursion nach Versailles. Ich gestehe, daß weder das Schloß noch der weitläufige Garten in dem verödeten Zustande, in welchem wir beide vorfanden, einen angenehmen Eindruck auf uns machten. Dieses Musterbild europäischer Nachäffereien war mir sogar widerwärtig. Die peinliche einförmige Symmetrie des langen Gebäudes war mir zuwider; man konnte die entsprechenden Theile desselben kaum übersehen; man mußte, um sie zugleich aufzufassen, die lange Reihe der doppelten zusammenpassenden Theile in großer Entfernung betrachten; wollte man sie näher besehen, so war man genöthigt, von dem einen Theil nach dem andern fortzuschreiten, den ersteren sich wohl einzuprägen, um

die peinliche Uebereinstimmung zwischen beiden bis in den kleinsten Theilen zu erkennen. Kaum würde Tieck es wagen, den Garten, wie er damals uns erschien, so zu loben, wie er diese Gartenform in seiner geistreichen Vertheidigung derselben als fortgesetzte Salons in seinem Phantasus darzustellen sucht. Wo ein Garten eine große Gegend einnimmt, ist die Steigerung derselben zur künstlerischen Idealität, wie die englischen Parks, doch auf jede Weise vorzuziehen. Ein kleiner Raum wird allerdings, als Park gestaltet, eine widerwärtige Verzerrung; aber eine Gegend in einen französischen Garten verwandelt ist unausstehlich, und in einem solchen Garten, mit seiner steifen Einförmigkeit, zu wohnen, würde mich unglücklich machen. Ich erinnere mich, das wir Petit Trianon, jenes kleine Lustschloß, durch die Orgien Ludwig des Fünfzehnten so berühmt, besahen. Napoleon pflegte sich zuweilen hier in die Einsamkeit zurückzuziehen. Wir sahen ein Gemach, in welchem er dann arbeitete und studirte. Wir fanden daselbst eine kleine Bibliothek und einige Bücher lagen aufgeschlagen vor uns; es waren, wenn ich mich recht erinnere, französische Schriften über den damaligen Zustand Europas. Ein Gegenstand, welcher

meine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte, war ein Geschenk vom Kaiser Alexander, ein ziemlich großer runder Tisch von Malachit, getragen von drei ineinander verschlungenen vergoldeten Schlangen. So als völlig einfache Platte erschien die Masse mir doch sehr schön und edel; sie war zwar aus kleineren Stücken zusammengesetzt, aber die Verbindung derselben nirgends zu entdecken. Die Form des Tisches hatte etwas Schlankes, Freies, wie ich es für gewöhnlich bei ähnlichen Kunstwerken aus Malachit nicht gesehen habe.

Ein Ereigniß auf dieser geognostischen Excursion, obgleich es mir etwas dunkel vorschwebt, muß ich doch erwähnen. Wir traten irgendwo in eine große helle Küche hinein; eine Menge Menschen war dort versammelt, und Einer führte sehr laut und leidenschaftlich das Wort, während die Uebrigen ihm zuhörten, und nicht selten entstand durch das, was er vortrug, eine zornige Bewegung unter den Zuhörern. Er ward Admiral genannt, zeichnete sich aber von den Uebrigen durch nichts aus und durch sein Betragen setzte er sich diesen völlig gleich. Daß wir, v. Raumer und ich, hineintraten, war diesem Admiral offenbar unangenehm. Er sah uns sehr verdrießlich an, dennoch schien ihm

Greenough, der freilich den Engländer nicht verleugnen konnte, besonders unangenehm zu sein. Einige Seekämpfe mit den Engländern wurden erzählt oder vielmehr die Erzählung fortgesetzt, auf eine prahlende Weise, die mir doch für einen Mann von seinem Stande sehr auffallend war. Allmählich fing er an, das englische Volk überhaupt, die englischen Seeleute insbesondere, auf eine hämische und verächtliche Weise zu behandeln. Offenbar suchte er Händel. Greenough schwieg lange, zuletzt aber erhob er sich mit der gemessenen Ruhe eines Engländers und suchte den Admiral auf das Unedle seines Betragens, auf das Unpassende für einen Mann von seinem Stande, aufmerksam zu machen. Diese stille ruhige Aeußerung schien doch zu imponiren und bildete einen schreienden Contrast gegen die tumultarische Bewegung des Redners und seiner Zuhörer. Wir mußten uns natürlich unserm englischen Freunde anschließen, und unsere Lage fing an etwas bedenklich zu werden. Der Admiral aber gab der ganzen Sache eine freundliche Wendung. Er trat uns äußerst höflich entgegen, versicherte uns, daß er sich sehr freue, unsere Bekanntschaft gemacht zu haben, daß er wünsche, sie fortzusetzen, nannte

seinen Namen, den ich vergessen habe, es war ein mir völlig unbekannter, und gab uns seine Adresse. Uns war es angenehm, auf eine solche Weise aus einer fast gefährlichen Lage herauszukommen. Wir ignorirten gern seine unverständigen Angriffe, da er sich selbst völlig vergessen zu haben schien.

Nachdem wir so einige Tage in den Gegenden von Pantin, Montmartre, bis nach St. Germain hin zugebracht hatten, kehrten wir nach Paris zurück.

Einst trat ich an einem Vormittag, als durch Besuche und kleine Geschäfte meine gewöhnliche Fahrt nach dem Jardin des plantes unterbrochen war, in den Saal bei Very hinein. Blücher und ein paar Adjutanten saßen da; als ich ihn begrüßte, lud er mich ein, an seinem Frühstücke Theil zu nehmen. Er hatte sich völlig erholt, war sehr heiter gestimmt, und stellte mir mancherlei Fragen über den in Norwegen ausgebrochenen Krieg. Blücher war keineswegs ein unpar teiischer Beurtheiler Bernadottes; er haßte ihn vielmehr, und interessirte sich in hohem Grade für Norwegen. Das Gespräch ward lebhaft und fand auf die dem großen Feldherrn eigenthümliche vertrauliche Art statt. Als ich mich entfernen mußte, blieb

Blücher noch sitzen. Der Saal war mit Franzosen und Engländern angefüllt, die neugierig nach uns hinblickten, ohne unser Gespräch verstehen zu können. Als ich mir den Weg durch die Gäste zu bahnen suchte, traten zwei Engländer mir schüchtern entgegen; sie mochten aus meinem vertraulichen Gespräch mit Blücher mir eine sehr bedeutende Stellung zuschreiben, und fragten fast furchtsam: ob der alte Herr wirklich der große berühmte Held wäre? Viele Engländer waren wohl nur nach Paris gekommen, um ihn zu sehen; als ich nun die Frage bejahen konnte, wandten sie sich nach dem Tische hin, an welchem er saß, und verloren sich in die Betrachtung; ein bewunderndes Aha! war Alles, was ich vernahm. Sie falteten die Hände, und ich habe nie einen solchen tiefen Ausdruck stillschweigender, ich möchte sagen, andächtiger Verehrung gesehen. Auch auf mich fiel ein Theil dieser Achtung.

Da fiel es mir ein, mich in einer großen Entfernung von Frankreich in fremde Länder zu versetzen. Würde man dem Unbekannten Glauben schenken, dachte ich mir, wenn ich erzählte, daß ich an Blüchers Seite den Feldzug durchlebt hätte? Würde man es nicht als eine unglaubliche Fiction betrachten? Um

seinen Kopf wanden sich doch alle Kränze des Sieges, die dem fürchterlichen Napoleon entrissen waren, und mußte nicht ein Theil der allgemeinen Verehrung mich treffen, sobald man genöthigt war, anzunehmen, daß das seltene und unschätzbare Glück mir zu Theil geworden?

Unglaublich war die Menge, die aus allen Gegenden Deutschlands nach Paris strömte, und merkwürdig, wie Bekannte sich trafen, ohne sich aufzusuchen. Alle Epochen meines Lebens wurden berührt, und eine große Menge interessanter Menschen, die anderswo meine Aufmerksamkeit gefesselt hatten, wurden hier flüchtig begrüßt und in der immer steigenden Menge der wechselnden Verhältnisse schnell wieder vergessen. An verschiedenen Stellen habe ich in diesen meinen Erinnerungen Personen genannt, die ich hier wiederfand; wie ich mit den beiden Dänen, Heiberg und Malte Brun zusammen lebte, wie ich Harthausen traf, und zum letzten Mal meinen geliebten jüngsten Bruder hier sah.

Graf Bernstorf, der später als preußischer Staatsminister starb, war hier, und Dänemarks unglückliche Lage drängte sich mir auf. Bekanntlich hatte der König sich mit Napoleon verbunden, durch den Anfall der Engländer auf Kopenhagen dazu gezwungen. Die combinirten Höfe hatten es billig gefunden, das 500 Jahre lang mit Dänemark vereinigte Norwegen ihm zu rauben und es dem französischen Feldherrn und damaligen schwedischen Thronfolger zu überliefern. Die Vorstellungen des redlichen Königs wurden nicht geachtet. Vergebens kämpfte Norwegen für seine Selbständigkeit; jene furchtbaren, innerlich unsittlichen Staatsverhältnisse, die den Namen der völkerrechtlichen tragen, und über die Schicksale der Völker gebieten, kamen hier zum Vorschein. Es ist nicht meine Absicht, solche Ungerechtigkeiten aus einem so beschränkten Standpunkte zu betrachten, aus welchem Handlungen, vor denen das sittliche Gefühl zurückschaudert, den Fürsten persönlich zum Vorwurfe gereichen. Geschichtliche Sünden der Art fallen dem Geschlechte zur Last, sie werden unter allen Staatsformen begangen, keine moralischen Betrachtungen vermögen sie zu verhindern, aber dennoch steht derjenige, der sein Vaterland und

seinen König liebt, schaudernd da, und kann den Widerspruch nicht lösen, wenn dasjenige, was ihm ein Theures, ja Heiliges ist, als Gegenstand eines Tausches betrachtet wird. Lese ich doch in den bekannten Briefen aus den Befreiungskriegen eine Stelle von Gneisenau, die mich entsetzte. Es ist von einer politischen Combination die Rede, die, wenn der Angriff auf Napoleon stattfinden sollte, heilsam schien. Münster oder Stein macht die Bemerkung, daß dann Dänemark zu Grunde gehen würde. „Was geht Dänemark uns an, antwortet einer der edelsten Männer seiner Zeit, der Theilnehmendste, Großmüthigste seines Geschlechts! Lassen wir es zu Grunde gehen." Freilich eben dieses beweist, wie das Unglück seines Vaterlandes sein ganzes Dasein erfüllte; er war einem Schwimmenden ähnlich, der den Zweiten, wenn er mit ihm sich retten will, heftig von dem leichten Brett in die Fluthen hinabstößt, weil es nicht Zwei tragen kann; keine Aeußerungen als solche, versetzen uns aber klarer in den dunklen Abgrund menschlicher Geschicke, aus welchem nur ein Hinblick auf ein höheres Dasein uns zu retten vermag.

Graf Bernstorf theilte mir eine Abschrift der dänischen Kriegserklärung gegen Preußen mit. Es ist ein merkwürdiges Aktenstück. Wie edel erscheint hier Friedrich der Sechste, wie bedauerte er, gegen ein Land kämpfen zu müssen, welches selbst gerechter Weise so kühn für seine Selbständigkeit kämpfte. Mit Graf Bernstorf war der damals noch jugendliche Graf von Baudissin, der spätere mit Recht geschätzte Uebersetzer Shakespearscher Dramen, der, durchdrungen von dem feurigen Enthusiasmus, nicht aufhören konnte zu sein, was er innerlich war, ein Deutscher, durch Geburt, durch die heiligsten Verhältnisse des Daseins; so ward er von dem harten Widerspruch desselben in seiner Jugend ergriffen, und was ihn innerlich hob und veredelte, mußte ihm äußerlich zum Vorwurf dienen. Der geistreiche Mann ist später mein Freund geworden, und ich zähle ihn zu den reinsten und faltenlosesten, die ich erworben habe.

Durch Graf Bernstorf erfuhr ich nun das fernere Schicksal des wunderlichen Dänen S., der mich beim Ausbruch des Krieges in Geschäften, die mir fremd waren, so treu unterstützte. Ich hatte ihn während des Krieges ganz aus den Augen verloren. Er war

Offizier geworden und entschlossen, den preußischen Kriegsdienst nie zu verlassen. Ich sah ihn in Paris zum letzten Male. Eine unglückliche Krankheit, die er lange vernachlässigte, hatte seine Gesundheit zerrüttet und er starb nach wenigen Jahren im preußischen Militairdienste. An ihm erlebte ich nun eine starre Einseitigkeit, die sich leider später nur zu sehr ausbildete. Er glaubte, daß Alles mit Gewalt deutsch sein müßte und wollte auch in seinem Dienst die Sprache revolutioniren; er erschien daher nach dem Kriege als ein extravaganter deutscher Purist; er begriff nicht, daß die Kriegskunst nicht eine einseitige nationale, vielmehr eine wahrhaft legitime historische Entwickelung habe, und diese in ihrer Sprache ausdrücke. Seltsame, selbsterfundene deutsche Worte, verdrängten in seinen Rapporten die gewöhnlichen, wo sie ihm undeutsch erschienen, und diese waren seinen Vorgesetzten völlig unverständlich. Der arme Mensch glaubte eine nationale, also ihm heilige Sache zu vertheidigen und den großen Krieg fortzusetzen, wenn er versuchte, ein ursprünglich französisches Wort als einen in Deutschland übrig gebliebenen Feind todt zu schlagen, Er beharrte daher in seiner Hartnäckigkeit, und der Streit mit seinen

Vorgesetzten hätte leicht für ihn eine gefährliche Wendung nehmen können. Dieser war, irre ich nicht, noch nicht geschlichtet, als der Tod ihm aus der Klemme half.

Man wird sich erinnern, auf welche seltsame Weise ich am Morgen der Schlacht von Groß-Görschen mit dem General von York in Berührung kam. Hier lernte ich ihn zuerst persönlich kennen. Er hielt sich nicht in Paris selbst auf; sein Hauptquartier war außerhalb der Stadt. Einer seiner Adjutanten ließ mich wissen, daß der General zu einer bestimmten Stunde bei mir erscheinen würde, um in meiner Begleitung die Sammlungen im Jardin des plantes zu besehen. Ich erwartete ihn, hatte aber die Nachricht so spät erhalten, daß ich nicht mehr vermochte, dem Inspektor Lucas, wie ich es gewünscht hätte, seine Ankunft zu melden. Als wir ankamen, war die öffentliche Stunde vorüber, wir wurden abgewiesen. Mit dem General unverrichteter Sache wieder umzukehren, war freilich unmöglich. Keiner hätte sich weniger auf eine solche Weise abweisen lassen, als General York. Ich drang bis zu Ms. Lucas vor, der, völlig erschöpft von den unzähligen Beschwerden des Tages, auf

seinem Sopha ausruhete. Er versuchte noch, das störende unangenehme Geschäft zu umgehen. Ich bedauerte ihn in der That, durfte aber nicht nachgeben. Als er General Yorks Namen hörte, erschrak er; dieser General ward während des Krieges in ganz Frankreich gefürchtet; seine Trennung von Napoleon, seine kühne That, die einer Kriegserklärung gegen den unüberwindlichen Sieger gleichgalt, stellte ihn als einen Riesen dar, dessen bloße Gegenwart mit Untergang drohete. Ms. Lucas war schnell in Bewegung gesetzt. Unglücklicher Weise war der General äußerst wißbegierig und aufmerksam. Es vergingen mehrere Stunden und wir verließen die Sammlungen erst, als durch die Dunkelheit alle Gegenstände unkenntlich wurden. Als wir die ausgestopfte Vaillant'sche Giraffe sahen, erzählte uns der General, daß diese sein Reisegefährte gewesen war. Wir kamen, sagte er, auf demselben Schiffe vom Cap nach Frankreich.

Unter den persönlichen Bekanntschaften, die ich in Paris machte, muß ich noch die beiden Abgesandten der Reichsstädte Hamburg und Bremen nennen, den Bremischen Bürgermeister Schmidt und den Hamburger Syndikus Gries, den Bruder des berühmten Dichters.

Ich war lange schon in einem genauen mittelbaren Verhältniß mit diesen Männern gewesen, ohne sie persönlich zu kennen. Schmidt gehörte zu der Verbrüderung, die, innerlich aufgeregt, sich in Jena an Fichte und Schiller anschloß. Ich wurde in diesen Kreis in Kiel als junger Privatdocent durch Riest und Berger hineingezogen, und wie wichtig für meine geistige Entwickelung dieser Kreis mir wurde, wird der Leser sich vielleicht noch erinnern. Wir kannten uns also, als wir uns zum ersten Male trafen und verstanden uns auch. Lockerer war allerdings meine Verbindung mit Gries, der ein redlicher und tüchtiger Staatsmann und Diplomat war, keineswegs aber die dichterische Gesinnung seines Bruders theilte.

Bremen hatte damals vorübergehend eine glänzende Stellung; Hamburg war während des Drucks mit Frankreich unmittelbar vereinigt und zur sogenannten guten Stadt erhoben. Man weiß, wie wenig die undankbaren Hamburger diese Ehre zu schätzen wußten, mit welchem kühnen glänzenden Muthe sie sich am Anfange des Krieges gegen die Franzosen erhoben. Jetzt gebot in Hamburg der rücksichtslose und bis zur Grausamkeit strenge Davoust; er sah es für seine Pflicht

an, die treulosen Aufrührer zu bestrafen. Noch ward Hamburg, während wir siegreich in Paris einzogen, von unsern Truppen belagert, und gerieth in eine Lage, die wohl verglichen werden kann mit der der neuesten Zeit, als der große Brand fast ein Drittel der Stadt verzehrte. Der Krieg hatte die Continentalsperre vernichtet, der freigegebene Handel strömte mit großer Kraft nach Bremen, und diese Stadt erschien damals plötzlich als eine der glänzendsten Handelsstädte des Continents. So spielte der Abgesandte eine große und wichtige Rolle in Paris; er bewohnte die Bel-Etage eines ansehnlichen Hauses in der rue Vivienne in dem Mittelpunkte der Stadt, in der Nähe des Museums, und ich benutzte gern jede Stunde, um ihn zu besuchen. Hier trat er zuerst in seiner politischen Bedeutung hervor. Ich verglich ihn mit dem venetianischen Gesandten während der Verhandlungen am Schluß des dreißigjährigen Krieges. Es ist bekannt, welches große Gewicht bei dem Wiener Congresse seine Rathschläge erhielten, und man muß ihn zu den ausgezeichnetsten politischen Charakteren in Deutschland rechnen.

Hamburg konnte in seiner damaligen Lage seinem Gesandten keinen offiziellen Charakter ertheilen. Während die baldige Befreiung Hamburgs erwartet wurde, war Gries ohne offiziellen Titel als Privatmann in Paris, um das Interesse seiner Stadt zu wahren; er wohnte in einem Hause mit Schmidt, aber in einem Hinterstübchen nach dem Hofe heraus. Einst, als ich bei Schmidt war, erschien ein Bote des Kaisers Franz; dieser war erst seit einigen Tagen in Paris. Schmidt trat schnell diesem Boten entgegen, er zweifelte nicht, daß die hohe Sendung ihm galt, aber der Kaiser wünschte den geheimen Abgesandten der bedrängten Stadt, der bescheiden ein Hinterstübchen bewohnte, zu sprechen. Ich konnte meine Freude nicht unterdrücken; Hamburg war mir durch so viele Verhältnisse theuer geworden und erregte jetzt meine schmerzliche Theilnahme. Diese Stadt hatte zu allen Zeiten des Reichs sich treu an das österreichische Haus angeschlossen; die Zuneigung war gegenseitig und erhielt sich noch über den Trümmern des in sich zusammengestürzten Reichs.

Als in Fontainebleau der Kaiser Napoleon dem Thron entsagte und nach Elba geführt wurde, reichte ich bei dem Könige ein Gesuch um meine Entlassung aus dem Kriegsdienste ein. Schon vorher, als das erste, aber zuverläßige Gerücht von Napoleons Entthronung laut ward, ließ ich einen vornehmen Pariser Schneider kommen, um von jetzt an als Mensch zu erscheinen. Ich kann nicht sagen, wie leicht mir zu Muthe war, als ich die Uniform ablegte; das lange getragene, nie gewechselte Kleid, war mir zuwider geworden; die Uniform, die mich ehrte, war mir doch, so über alle Maßen ungenirt ich sie auch trug, unbequem. Alles Uebrige, was ich am Leibe getragen hatte, ward in einem schwimmenden Bade der Seine übergeben, und ich fühlte mich wie neugeboren.

Auf meine Bitte um Entlassung erhielt ich aus dem Königlichen Kabinet folgendes Schreiben:

Da Sie jetzt dem Staate durch Ihre Rückkehr zu den Wissenschaften unstreitig nützlicher sein werden, als in Ihrem jetzigen Verhältniß zur Armee, so billige ich Ihren unter dem 4. d. Mir vorgelegten Wunsch um Entlassung

aus dem Militairdienst, und ertheile Ihnen den Abschied aus demselben mit der Versicherung, daß ich die patriotischen Aufopferungen dankbar anerkenne, mit denen Sie Ihren Mitbürgern in der Zeit der Gefahr rühmlich vorangegangen sind.

H. Q. Paris, den 5. Mai 1814.

Friedrich Wilhelm.

Während unsers Aufenthalts in Paris war freilich die Stadt in einer sehr gewaltsamen Bewegung, aber mir blieb sie fast fremd. Von Cuvier ward ich zwar einige Mal zum Familien-Diner eingeladen, Millins großen Abendzirkel besuchte ich einmal, aber von dem geselligen Verhältnisse waren die Fremden größtentheils ausgeschlossen. Ob Andere dennoch Zutritt zu den größeren Kreisen erhielten, weiß ich nicht, ob ich ihn hätte erhalten können, eben so wenig; ich suchte ihn nicht und meine Beschäftigung ließ mir keine Zeit, mich um politische Verhältnisse zu bekümmern. Chateaubriand traf ich einmal, als ich einen Besuch bei meinem Wirth abstattete; er war sehr aufgeregt, be-

klagte sich heftig über die politische Gleichgültigkeit des Pariser Volks, doch mochte diese mehr aus der Abneigung des Pariser Volks, sich mit den Plänen der combinirten Höfe, wie sie von Talleyrand vermittelt und geleitet wurden, zu befassen, entsprungen sein. Ich habe schon früher erwähnt, wie Reinhardt während meines Aufenthalts zum Direktor des Departements der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde, aber, obgleich er sich über frühere Verhältnisse und über Napoleon offenherzig äußerte, so war er doch zu sehr Diplomat, um über den damaligen Stand der Sachen unbefangen zu sprechen. Ich blieb in dieser Rücksicht völlig unkundig, und irgend etwas von geschichtlichem Werth, was nicht Jedermann bekannt war, weiß ich nicht mitzutheilen.

Meine Gespräche mit Schlabberndorf betrafen mehr die Vergangenheit als die Gegenwart. Bei Reinhardt lernte ich Benjamin Constant kennen. Er zog mich durch sein offenes, freundliches Wesen sehr an. Bekanntlich folgte er der Staël-Holstein nach Petersburg und kam in der Begleitung des Kronprinzen von Schweden nach Paris; mit ihm kam auch A. W. Schlegel, den ich hier wiederfand. Auch A. v. Humboldt

habe ich einige Mal gesehen, aber nur flüchtig konnte man sich begrüßen in diesen verworrenen Tagen. Doch muß ich, eben indem ich Humboldt nenne, eine Bekanntschaft erwähnen, die mir später sehr theuer ward. Kunth, schon als junger Mann ein ausgezeichneter Botaniker, erhielt den Auftrag, die reichen, großartigen Pflanzen-Sammlungen der berühmten Reisenden zu ordnen, zu beschreiben und zu bestimmen. Er kam dadurch in die vertrauteste Berührung mit den ausgezeichnetsten Pariser Botanikern und erlangte eine solche umfassende, allseitige Einsicht in seinem Fache, daß er unter den Ersten derselben eine bedeutende Stelle einnimmt. Es sind nicht allein die vielen Genera und Species, die er zuerst bestimmte und beschrieb, was seinen großen Ruf begründete, vielmehr seine exacte Methode, die große Präcision der Beschreibung, die freie Auffassung und Behandlung der Jussieuschen natürlichen Familien zeichnen ihn aus und haben ihm die bedeutende Stellung in seiner Wissenschaft auf immer gegeben. Hier habe ich ihn als meinen Collegen und als einen zuvorkommenden Freund wiedergefunden, dem ich, in einer Richtung der Na-

turwissenschaft, die mit wachsender Bedeutung sich entwickelt, die erwünschteste Belehrung verdanke.

Ludwig der achtzehnte zog in Paris ein, eine Menge Festlichkeiten fanden statt, aber ich hörte das Geräusch bloß aus der Ferne und blieb eben in diesen Tagen ruhig zu Hause. Ich erinnere mich nur, über die Gartenmauer meiner Wohnung mit einigen Freunden in der Nacht ein Feuerwerk vor dem Hôtel des Invalides gesehen zu haben. Eben so sah ich in diesen Tagen bei dem Pont neuf die Garnerin in die Luft steigen. Der Ballon stieg von der Seine empor, und ich, begleitet von einigen jungen Chemikern, durfte bei der Füllung des Ballons zugegen sein; auch fanden mein Bruder, Harthausen, einige Freunde und ich einen bequemen Platz in dem nahen Hôtel des Mines. Das Schauspiel war in der That interessant; der Ballon hob sich majestätisch und langsam und war festlich geschmückt. Die Garnerin, die ich in der Nähe gesehen hatte, war zwar nichts weniger als einnehmend, nahm sich aber doch in dem blendend weißen Anzuge recht angenehm aus. Ein Regen von weißen Lilien fiel aus der Gondel herab, weiße Tauben flogen von dieser weg, kehrten wieder zurück und umschwärm-

ten den steigenden Ballon, und so stieg dieses immer höher im ruhigen Wetter lothrecht empor, bis er fast aus dem Gesichtskreise verschwand.

Wie ganz anders erschien mir diese Dame etwa sieben bis acht Jahre später in Breslau; sie kam mit ihrem Gemahl an und wollte, wie sie angekündigt hatte, in die Höhe steigen und sich mit dem Fallschirm herablassen. Herr Garnerin wandte sich an mich, theils als den Professor der Physik, theils als den damaligen Rektor der Universität. Er mochte sich meine Stellung als Rektor sehr glänzend denken, titulirte mich Serenissimus und war äußerst devot. Als er mich in meiner bescheidenen Wohnung, die einer Klosterzelle nicht unähnlich sah, antraf, verschwand diese Ehrerbietung auffallend schnell, ja verwandelte sich in eine unschickliche Vertraulichkeit, die ich abweisen mußte. Ich war ihm indessen behülflich, um einen Apparat zur Füllung, so gut es in Breslau möglich war, zusammen zu bringen. In einem öffentlichen Lokal ward der Ballon gefüllt, und dem Publikum gegen Erlegung einer kleinen Summe gezeigt. Ich bemerkte wohl, daß der Apparat zur Füllung fortdauernd in Thätigkeit war, den Ballon gefüllt zu erhalten und

daß dieser selbst etwas schwach und verbraucht aussah. Madame Garnerin war nicht sehr angenehm; sie hatte sich, seit ich sie in Paris sah, in vielen Städten gezeigt, hatte eine unangenehme Corpulenz erhalten und sah den Marketenderinnen, wie ich sie aus dem Kriege kannte, auch in ihrem Betragen sehr ähnlich. Die Einwohner der Stadt waren höchst begierig, das ihnen neue Schauspiel des Herunterlassens mit dem Fallschirm zu sehen; auch ich hatte es noch nicht erlebt. Es war ein Sommerabend, die Stadt war ausgeleert, viele Tausende hatten sich nicht allein aus der Stadt, sondern auch aus der Umgegend versammelt, und bedeckten bis in weiter Entfernung sich stoßend, drängend, schreiend die Ebene. Die Honoratioren hatten ihre theuer bezahlten Plätze in der Nähe des Ballons. Ich war bei diesem Auftritt nicht ohne Sorge, denn ich kannte den Zustand des Ballons und des Apparates nur zu gut. Es vergingen Stunden, der Ballon füllte sich und sank wieder in sich zusammen; Madame Garnerin schimpfte, schrie und lief in großer Aufregung hin und her. Das Publikum ward immer ungeduldiger, und wir, die wir den Ballon umgaben, waren eben dadurch in den Mittelpunkt der tumultarischen Menschenmenge ver=

setzt; sie machte Miene, über uns hinweg die unglückliche Luftseglerin aufzusuchen. Ich rechnete darauf, daß es ihr gelingen würde, den keineswegs luftdichten Ballon schnell bis zu einer hinreichenden Höhe steigen zu lassen, und da sie die Gondel hier verlassen wollte, hoffte ich ein hinlänglich imposantes Schauspiel zu erleben; aber dies war keineswegs der Fall. Nach mehreren Stunden hob sich zwar der Ballon, die Dame hatte die Gondel bestiegen, aber er erreichte nicht einmal die Höhe der Köpfe der versammelten Menschen. Die ungeschickte Maschine schwankte hin und her, und wir, die wir der Gondel so nahe waren, geriethen fast in Gefahr; die Frauen schrieen, die Gondel mußte bald auf der Erde zur Ruhe gebracht werden. Das Experiment wurde einige Male wiederholt; die versammelten Frauen waren, durch das zu erwartende Schauspiel angezogen, doch kühn genug, sich der Gefahr öfters auszusetzen. Zuletzt mußte die Garnerin erklären, daß die Lufthebung mißlungen war. Unter dem Schutz der Polizei wurde die Dame fortgebracht, und die Masse zerstreute sich zwar schimpfend, doch mit einer Geduld, die mich in Verwunderung setzte. Aber in der Stadt entstand nun eine große Unzufrie-

denheit. Man wandte sich an die Polizei und forderte von dieser, daß sie die Luftseglerin festhalten und zwingen sollte, die Summe, welche sie erhalten habe, wieder auszuzahlen. Ich ward aufgefordert, meine Erklärung abzugeben. Ich war in keiner kleinen Verlegenheit; einerseits mußte ich zwar bekennen, daß es eine Frechheit war, einen vielleicht hundert Mal gebrauchten Ballon, dessen Tauglichkeit wenigstens höchst zweifelhaft war, noch benutzen zu wollen; andererseits mußte ich gestehen, daß, wenn ein besserer Apparat eine schnellere Füllung erlaubt hätte, der Ballon, der ja doch preisgegeben wurde, eine bedeutende Höhe hätte erreichen können. Sie hatte sich in der That alle erdenkliche Mühe gegeben, jenen so gut einzurichten, als die Umstände es erlaubten, aber während der Füllung gerieth das mühsame Flickwerk in Unordnung. Ich gab eine nicht rechtfertigende, aber im obigen Sinne entschuldigende Erklärung ab; diese ward, um das Publikum zu beruhigen, durch die Polizei in den Zeitungen abgedruckt. Wahrscheinlich mußte die Dame einen Theil der Summe an die Armen abgeben, aber ich habe es allerdings auf meinem Gewissen, daß sie mit dem größeren Theile des durch eine Unternehmung,

die doch nahe an den Betrug grenzte, erworbenen Geldes, die Stadt verlassen durfte.

Mein Aufenthalt in Paris ging zu Ende. Blücher bereitete sich mit seinem Adjutanten zu der bekannten Ueberfahrt nach London vor; er bot mir an, ihn zu begleiten. Wohl schmerzte es mich, dieses wohlmeinende Anerbieten abschlagen zu müssen, aber meine Lage erlaubte mir nicht, es anzunehmen, da schon mein fast dreimonatlicher Aufenthalt in Paris mir sehr theuer zu stehen gekommen war. In London hätte ich mit aller militairischen Pracht erscheinen müssen, und der Aufenthalt in dieser luxuriösen Stadt, wenn ich dort unter solchen Verhältnissen mit dem erforderlichen Anstande leben wollte, forderte Summen, über die ich nicht gebieten konnte. Als ich mich nun hier von Blücher, Gneisenau und ihrer freundlichen Umgebung trennte, schwebte mir die Zeit, die ich mit diesen großen Männern durchlebt hatte, und die mächtige geschichtliche Bedeutung derselben vor und ich fühlte mich tief ergriffen.

Der Staatskanzler hatte mir auf meine Vorstellung einen Courier-Paß und eine Summe zur Zurückreise bewilligt. Ich fand es doch unzweckmäßig, indem ich langsam mit der Armee zurückging, einige Monate unnütz zu verlieren. Die Sehnsucht nach meiner Familie und nach einer ruhigen wissenschaftlichen Beschäftigung wuchs täglich gewaltiger, und ich eilte, Paris zu verlassen.

Ich muß aber noch aus diesen letzten Tagen ein kleines, wenn man will unbedeutendes Ereigniß erzählen. Es betrifft die seltsamen Rangverhältnisse in Preußen, wie sie wenigstens von den unteren Behörden betrachtet werden. Der Courier-Paß, den ich im Bureau erhielt, fing so an:

„Der Seconde-Lieutenant und Prof. Dr. Steffens.“ Ich wies die Annahme dieses Courier-Passes entschieden ab; ich stellte dem mir wohlbekannten und freundlich gesinnten Offizier vor, wie ich doch die ganze Stellung meines Lebens nicht der provisorisch übernommenen unterordnen könne; ich fragte ihn, ob ich, wenn doch der Titel eines Seconde-Lieutenants der höhere wäre, mich von jetzt an, ohne mich selbst und mein Amt herabzusetzen, Herr Seconde-Lieutenant

könnte nennen lassen? Nach einigem Hin- und Her-Streiten schlug ich eine Abfassung vor, durch welche man allem Rangstreit entging, statt: Herr Seconde-Lieutenant und Professor u. s. w. möchte man schreiben, der Seconde-Lieutenant, Herr Professor u. s. w. Es ward angenommen und der Streit war geschlichtet.

Ich hatte zwar einen Courierpaß, wollte ihn aber erst von der deutschen Grenze ab benutzen, und fuhr mit der Diligence über Epernay, Verdun und Metz nach Saarbrück. In der Diligence waren einige Bürger, zwei Frauen und drei Offiziere. Zwei hatten im Kriege bis zuletzt mitgekämpft, der dritte hatte zwei Jahre in England als Gefangener gelebt und war eben von da zurückgekommen. Mir gefielen diese drei Männer sehr. Ich hatte für die Reise die Uniform wieder angezogen. Die stille Trauer, die besonders die beiden ersteren, die mitgekämpft hatten, nie verließ, zog mich an, ich hörte sie achtungsvoll von den Deutschen sprechen, während sie das Unglück ihres eigenen Landes betrauerten. Ich war doch eigentlich in ihrer Gewalt, aber ich vernahm nie eine verletzende

Aeußerung; doch blieben sie warme Bewunderer ihres großen Kaisers, wie sie ihn noch immer nannten. Ich ließ diese Benennung gelten und hob zu ihrem Trost hervor, wie Napoleon als Krieger eben so bewunderungswürdig in seinen Niederlagen, wie in seinen Siegen erschien, und als ein kämpfender Löwe unterlag. Wir wurden dadurch fast vertraut. Sie äußerten den Glauben, daß es uns doch nicht gelungen wäre, in Paris einzuziehen, wenn Marmont nicht ein Verräther gewesen wäre, und ich ließ ihnen gern diesen Trost. Der Dritte, welcher aus England zurückgekehrt war, war aber heftiger. Er hatte, wie er versicherte, eine furchtbare Gefangenschaft durchlebt; schilderte das Elend der Gefangenen und seine eigene Noth mit den lebhaftesten Farben, ja mit einer wahren Begeisterung, die alle zur Theilnahme hinriß. Die Herren mochten uns Deutsche eben so sehr hassen, wie die Engländer, aber sie besaßen zuviel französische Delicatesse, um es in meiner Gegenwart zu äußern. Desto unbefangener sprach sich der Haß gegen die Engländer aus.

In Epernay wurde angehalten, und ich war mit meiner Reise-Gesellschaft so zufrieden, daß ich beschloß,

sie mit Champagner zu bewirthen. Sie nahmen die Bewirthung an, waren aber überaus mäßig. Im Gasthofe war der Gebrauch, daß in einem Korbe, statt der Rechnung, die Zahl der ausgeleerten Flaschen hineingebracht wurde. Ich erschrak, als ich die Menge der Flaschen übersah, die wir ausgeleert haben sollten; wollte aber nicht aus meiner Rolle fallen und zog meine Börse, um stillschweigend zu bezahlen. „Sie sind betrogen," rief der Offizier, der neben mir saß; er bemächtigte sich des Korbes. Wir hatten rothen Champagner, der selten genossen wird, getrunken und er untersuchte nun die Flaschen, entdeckte in einigen den Rest von weißem Wein, setzte diese kaltblütig bei Seite und ich bezahlte nur die übrigen. Ich trennte mich in Metz auf die freundschaftlichste Weise von den Feinden, und freute mich doch sehr, als ich in Avold im Gasthause deutsch angeredet wurde; noch mehr, als ich in dem schönen, zwischen Felsen eingeklemmten Saarbrück eine ächt deutsche antifranzösische Bevölkerung fand.

Durch Deutschland eilte ich nun, obgleich ich mich an einigen Orten ein paar Tage aufhielt, durch meinen Courierpaß begünstigt, weiter. Ich konnte mich

in Heidelberg nicht entschließen, den mürrischen Voß aufzusuchen, aber ich verlebte einige sehr schöne Tage mit Paulus. Zu Jena, in jener heitern Zeit, war ich oft in seinem Hause gewesen. Seine schon damals als Kind mir höchst interessante Tochter war nun zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Auch Thibaut, meinen Jugendfreund aus Kiel, und seine Frau, die Tochter des Professor Ehlers, nahmen mich mit jener herzlichen Freude auf, mit welcher man Menschen entgegenkommt, die uns an eine heitere jugendliche Zeit erinnern. Thibaut's großer Ruf als Jurist war schon begründet und wir erinnerten uns an die schöne Aussicht, die leider nicht erfüllt wurde, als Collegen in Halle zusammenzuleben. Er hatte, als ich nach Halle berufen ward, ebenfalls einen Ruf dahin erhalten, machte aber, was ich auch nicht billigen konnte, zu viele Forderungen und Schwierigkeiten, daß die Unterhandlungen abgebrochen wurden. Thibeaud hatte seine Neigung zur Musik, die ich aus unserem früheren Zusammenleben schon kannte, festgehalten. Der musikalische Hauskreis, der später so berühmt wurde, fing schon an sich zu bilden, und ich verlebte einen sehr

anmuthigen musikalischen Abend, der mir doppelt lieb war, da ich einen solchen, seit ich Breslau verließ, völlig hatte entbehren müssen. Die Tage brachte ich nun mit Freunden in Deutschlands reizendster Gegend zu; ich war mit Thibeaud und seiner Familie fast einen ganzen Tag auf dem schönen Schloßberg in der schönsten Jahreszeit. Mir war es, als begrüßte mich Deutschlands lieblicher Genius; die früheste Zeit meines Lebens unter Deutschen in Kiel verband sich mit der letzten, die ich erlebte; das Gefühl eines tiefen Friedens, wie es sich aus der heiteren Gegend und aus den freundlichen Menschen in meiner Nähe aussprach, umfing mich; meine eigene Familie, die ich in wenig Tagen sehen sollte, begrüßte mich; das durchlebte Jahr schwebte mir wie ein dunkler Traum vor, und ich feierte den Frieden, wie einen Frühlingstag einer freundlichen Zukunft, von der schönsten Natur getragen, durch treue Freundschaft erheitert. Nichts störte die wunderbare Windstille, die keine Ahnung zukünftiger Stürme aufkommen ließ.

Ich eilte durch das Nekarthal nach Würzburg; hier brachte ich einen Tag mit einem Arzt, Herrn v. Schellhammer zu, den ich bei meinem ersten Auf-

enthalt in Berlin kennen gelernt hatte. Das in meiner Jugend mir so wichtig gewordene Bamberg, und an diesem Orte Marcus, begrüßten mich.

Man wird sich erinnern, daß ich in früheren Jahren in Jena, aus einer einseitigen Laune, die mich beherrschte, Jean Paul, der damals sich in Weimar aufhielt, absichtlich vermied: jetzt beschloß ich, ihn aufzusuchen. Als er einen Preußischen Offizier bei sich eintreten sah, schien er etwas überrascht, als ich mich aber nannte, empfing er mich auf seine enthusiastische Weise. In seinem Hause blieb ich einige Stunden, und diese waren kaum verflossen, als wir so vertraut waren, als hätten wir Jahre mit einander verlebt. Seine geistreiche Frau war eben so offen und mittheilsam wie er. Er trat mir völlig so entgegen, wie ich ihn mir dachte, nur seine Gestalt überraschte. Man hätte hier eher einen magern blassen Menschen erwartet, als den wohlbeleibten Herrn, der doch einem Brauer oder Bäcker zu ähnlich sah. Jean Paul ist als eine vollkommen eigenthümliche Natur, trotz seiner Bizarrerie, doch in der deutschen Literatur unsterblich, und treffender ist nichts über ihn gesagt, als was die Xenie enthielt, die man als das

bleibende Motto seines literarischen Lebens betrachten kann:

„Hieltest Du deinen Reichthum nur halb so zu
Rathe, wie jener (der prosaische Reimer)
Seine Armuth, du wär'st unsrer Bewunderung
werth."

Wir verließen die Frau und er führte mich nach einem Casino, wo wir die angeseheneren Männer der Stadt versammelt fanden. Die Rolle, die ich im Kriege spielte, hatte doch einige Aufmerksamkeit erregt; man drängte sich um mich. Ich war etwas ermüdet und zog mich aus dem Gedränge zurück. Aber damit war mir freilich wenig geholfen. Jean Paul war am wenigsten liebenswürdig, wenn er sich in einen philosophischen Streit einließ. Seine ganze Philosophie bestand aus einer Reihe von fixen Ideen, die er mit großer Hartnäckigkeit vertheidigte. Er hatte sich Herder zum speculativen Abgott auserseheu und obgleich ich selbst die vielfachen Verdienste dieses Schriftstellers schätzte, so enthielt doch seine Philosophie eine so in die Queere gezogene Ansicht, daß sie, von einem Zweiten willkürlich aufgenommen und noch mehr verzerrt, völlig unausstehlich werden mußte. Da hier an

ein Zurechtstellen gar nicht zu denken war, so verhielt ich mich völlig leidend. Der Monolog fing an, mich zu ergötzen. Wenn er erschöpft schien, reizte ich ihn durch irgend einen Einwurf, und er sprach dann im unaufhaltsamen Fluß weiter; es war aber merkwürdig, wie aus dem zähen Strome, der sich fortwälzte, manchmal reizende Genien unerwartet auftauchten, sich leicht schwebend anmuthig bewegten, dann plötzlich in den Strom untertauchten und unsichtbar fortgewälzt wurden. Wir verließen den Club, und Jean Paul brachte den Abend mit mir in meinem Gasthofe zu, und verließ mich erst, als ich nach Mitternacht meinen stoßenden Courierwagen bestieg. Er hinterließ mir doch das Bild eines geistig bedeutenden Mannes. Ich begriff indessen wohl, daß er, worüber mehrere meiner Freunde, die mit ihm Jahre lang zusammenlebten, klagten, beschwerlich werden konnte. Ich hatte ihn, ich gestehe es, lieb gewonnen, und freute mich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

Von jetzt an ließ ich mich durch nichts aufhalten. Die Sehnsucht nach meiner Familie wuchs, je näher ich kam. Ich eilte nach Böhmen, über das Gebirge und erreichte Breslau.

Breslau, bis zum allgemeinen Frieden.

Ich war also, ohne irgend eine Krankheit zu überstehen, wieder in Breslau; ich war so spät zurückgekommen, daß an Vorträge im laufenden Sommer-Semester nicht mehr zu denken war, und brachte die späteren Monate des Sommers und Herbstes bei den Verwandten im Gebirge zu. Hier schloß ich nun eine Freundschaft, die in dem, was ich erlebte, nicht unerwähnt bleiben darf.

Gustav Alberti lebte seit mehreren Jahren in Waldenburg, früher in großem Wohlstand; er hatte auch seinen jüngern Bruder Friedrich nach Schlesien gezogen. Dieser höchst liebenswürdige Mann hatte die Tochter des in der Gegend wichtig gewordenen Handelsherrn Weber geheirathet, welcher, (der Sohn eines armen Dorf-Schulmeisters), als Millionair starb, und sich durch lebhaften Betrieb um die ganze Gegend bedeutende Verdienste erwarb. Friedrich Alberti war in einer sehr traurigen Zeit, als die große Noth unter den Webern anfing, ein still wohlthätiger und allgemein geliebter Mann. Er hatte zwar von dem reichen Schwiegervater weniger geerbt, als man vermuthen sollte. Die erste reiche Frau starb; die für

den Leinwandhandel ungünstige Zeit zwang einen Jeden sein erworbenes Vermögen zusammenzuhalten: aber er blieb, so weit er es vermochte, der hülfreiche Freund der verarmten Weber. In seiner frommen protestantischen Art fanden auch die verlassenen Gemeinden im böhmischen Gebirge bei ihm Hülfe, und der einzige Schmuggelverkehr, den er in Schmiedeberg an der Grenze wohnend, sich erlaubte, war mit Bibeln, die er theils durch die Bibelgesellschaften erhielt, theils selbst verschenkte. Wie gern erinnere ich mich der schönen Zeit vor 20 Jahren, in welcher ich, wenige Jahre ausgenommen, jeden Herbst mehrere Wochen in dem stillen friedlichen Familienkreise zubrachte.

Seinen älteren Bruder traf ein härteres Geschick. Auch er hatte die Tochter eines Handelsherrn in Waldenburg geheirathet. Die reichen Familien dort waren sämmtlich unter einander verwandt. Früher hatten sie mit Spanien, Nordamerika und Mexiko einen sehr bedeutenden Leinwandhandel getrieben, und erwarben großen Reichthum. In dieser Zeit war das gesellschaftliche Leben in Waldenburg sehr glänzend; das unglückliche Jahr 1806 aber setzte diesem Reichthume Grenzen. Die Verbindung mit den entfernten Län-

dern ward immer schwieriger, zuletzt unmöglich. Der schlesische Leinwandhandel sank immer mehr, und hat sich seitdem nicht wieder zur vormaligen Höhe erhoben. Dieses traurige Schicksal einer gewerbfleißigen Gegend habe ich, durch innige Freundschaft mit den Verwandten verbunden, durch meine Natur aufgefordert, an Freud und Leid der Freunde Theil zu nehmen, recht eigentlich durchlebt. Wer von den Handelsherren Kapitalien besaß, beschränkte seinen Betrieb, und lebte von den Zinsen.

Aber Gustav Alberti ward härter als die Uebrigen von der traurigen Lage des Handels ergriffen. Er übersah in der günstigen Zeit die Handelsverhältnisse, er glaubte sie benutzen zu müssen. Er war der Erste, der als Fabrikherr in Schlesien eine Dampfmaschine baute; der bedeutendste Theil seiner Kapitalien war dem Betriebe geweiht, und als die französischen Heere Schlesien überschwemmten und die Handelssperre alle größeren Verbindungen abschnitt, war sein Verlust der bedeutendste.

Aber wie er ein unternehmender Handelsherr war, war er auch ein vielfachgebildeter und scharfsinniger. Alle seine müßigen Stunden widmete er dem Studium

der Dichtkunst und der Philosophie. Zwar war er noch ein Kind, als sein Vater, der Freund von Lessing und Claudius, starb, aber der wissenschaftliche Geist lebte in ihm fort. Wie oft habe ich, hat er selbst bedauert, daß die Verhältnisse es ihm nicht erlaubten, den Wissenschaften treu zu bleiben. Ich erstaunte, als ich hier unter den Handelsherren einen Mann kennen lernte, der mit den besten Dichtern Englands, Frankreichs und Italiens bekannt war, welcher die schöne Zeit der alten römischen Poesie genoß, der den Plato las und verstand, wie er mit Kant vertraut war und die Entwickelung der neueren Philosophie verfolgte. In der That rührend war es mir, als ich im Jahre 1837 zwei Greise, in einer Stadt, in welcher nur das Gewerbe alle Menschen in Bewegung setzt, mit einander im stillen wissenschaftlichen Genuß verbunden sah. Neubeck, der Dichter und Verfasser des von A. W. Schlegel so hochgeschätzten Lehrgedichts „die Gesundbrunnen", hatte sich in seinem hohen Alter nach Altwasser in der Nähe von Waldenburg still zurückgezogen. Die beiden Freunde waren in den Siebzigen, sie sahen sich täglich und studirten mit einander irgend einen klassischen, römischen Dichter.

Neubeck war in seinem besten Alter Arzt, erst in Liegnitz, dann in Steinau in Schlesien gewesen; sein stilles Leben war in beschränkten Verhältnissen verflossen, und der Kreis seiner wissenschaftlichen Bildung blieb mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts stehen. Alberti, obgleich einige Jahre älter, war doch wissenschaftlich kühner, beweglicher und allseitiger. Es ist bekannt, wie die klassische Zeit der Römer in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz besonders die Geister beschäftigte; es war jene Zeit, wo die Bildung, als Humanität bezeichnet, eine freilich beschränkte Ruhe und Befriedigung durch den Genuß des Virgil, des Horaz, des Martial fand, wo die schon gereiften Männer die Taschen-Ausgaben dieser Dichter auf Reisen und Spaziergängen bei sich trugen und die schönste Gegend von der Sonne beleuchtet, verklärt glaubten, wenn einige Strahlen römischer Classicität mit dem allbelebenden Gestirne sich verbanden. So genossen diese Greise ihre letzten Tage in stiller Gemeinschaft.

Als nun der harte Schlag meinen Freund traf, verlor er den Muth nicht. Er hatte gehört, daß in der Schweiz irgendwo ein Mann den Anfang mit der Erfindung

einer Flachs-Spinn-Maschine gemacht hatte; noch war die Million, die Napoleon als Preis für den Erfinder ausgesetzt hatte, zu erwerben. Alberti verschaffte sich diese Erfindung und fing an, sie zu vervollständigen, aber bald mußte er erfahren, daß sie völlig unbrauchbar war. Er schloß sich nun mit seinem jüngsten etwa zwölfjährigen Sohn ein; wenn ich ihn besuchte, fand ich ihn in einem dunklen Hinterstübchen seines Hauses, wo er sorgenvoll saß. Oft glaubte er die größten Schwierigkeiten überwunden zu haben; nach einigen Jahren fing er schon an, das Fabrikgebäude aufzurichten: dann traten wieder andere Schwierigkeiten hervor, die ihm alle Hoffnung raubten. Er war von sehr heftigem Temperament, wie oft sah ich ihn in der größten Verzweiflung. Jedesmal, wenn eine neue Hoffnung ihn bewegte, oder ein neues Hinderniß die Fortschritte hemmte, reiste er nach Breslau, mit mir durch philosophische Gespräche seinen Gram zu mindern, oder, wenn ihm hoffnungsvolle Fortschritte gelangen, seiner Freude einen höheren Reiz zu ertheilen. Ich habe so viele Jahre hindurch die Geburtswehen dieser bedeutenden Erfindung getheilt; noch war sie nirgends gelungen, als seine erste Fabrik im Gange war und

er es wagen durfte, die Hülfe des Staats in Anspruch zu nehmen. Das mechanische Talent des Vaters hatte der jüngste Sohn geerbt und es bildete sich mit der Maschine immer weiter, immer sicherer aus. Hier habe ich die tiefen Leiden der bedeutenden mechanischen Erfindung kennen gelernt; sie nehmen auf eine furchtbare Weise den ganzen Menschen in Anspruch; der Erfinder hat keine Ruhe, die Räder drehen sich in seinem Innersten herum und eine jede Stockung peinigt ihn, wie eine innere Krankheit. Wie viele Erfindungen sind in der Geburt gestorben und die Erfinder mit ihnen. Die bedeutendsten, die später einen großen Ruf erhielten und eine Krise in allen Lebensverhältnissen hervorriefen, gewannen in immer größeren Kreisen eine nicht zu berechnende Gewalt, aber ihren Urheber, den sie überlebten, haben sie zertreten, und selbst die gelungene Erfindung schreitet über ihn fort und läßt ihn im Elende verschmachten. Ich fürchtete oft dieses Geschick zu erleben, die Theilnahme machte es zu meinem eigenen. Die Fabrik stand nun da; der Staat schien einer ferneren Entwickelung günstig. Aber eine neue Noth trat herein. Die Fabrik war zwar im Gange, die ersten Principien des Baues

waren gefunden, sie mußten verfolgt werden, aber der Staat ist bei einer solchen Unternehmung nothwendig mißtrauisch, und verschwindet das Mißtrauen, dann steigern sich die Ansprüche. Alberti ward abwechselnd von beiden gequält, und als die Geburtsschmerzen der Erfindung einigermaßen überwunden waren, traten die bürgerlichen Ansprüche hervor, die nicht geringer waren; wenn sie auch später weniger drückend erschienen, so verschwanden sie doch erst, als alle Verpflichtungen gegen den Staat erfüllt waren. Noch in der letzten Zeit trat eine verhängnißvolle Forderung hervor, durch welche die ganze Existenz der Fabrik in Gefahr gerieth.

Der älteste Sohn hatte sich dem Handel gewidmet, der zweite war im Begriff, die Universität zu beziehen, als der Befreiungskrieg anfing. Beide machten den Krieg mit, aber der Vater war indessen unter Kummer und Sorgen älter geworden. Die drei Söhne übernahmen später die Leitung der Fabrik in brüderlicher Eintracht; eine mechanische Schule hatte sich ausgebildet, ein großes Fabrikgebäude war entstanden, alle Theile, die für den Maschinenbau nothwendig waren, wurden in einer eigenen Eisengießerei verfertigt. Egels,

der vortreffliche Maschinenbauer in Berlin, hatte eine große ausgezeichnete Dampfmaschine geliefert; nahe an tausend Spindeln verfertigten ein vorzüglich starkes, immer feineres Garn. Man konnte den immer steigenden Forderungen nicht genügen. Ein Handelsherr trat mit einem großen Kapital hinzu. Die Flachsspinnerei konnte jetzt mit den besten europäischen wetteifern.

Alberti's 77stes Jahr war eine Feier nicht bloß in der Familie, sondern für die Stadt, für die ganze Umgegend; die hohen Behörden erschienen, ihn beglückwünschend. Es war zugleich das funfzigste Jahr seiner Ehe und seiner Aufnahme in die Bürgerschaft der Stadt. Die drei Brüder, die in großer Einigkeit das Ganze leiten, haben eine zweite große Fabrik errichtet und beschäftigen 8 bis 900 Menschen. Hier ist von der in England herrschenden Noth der Arbeiter nicht die Rede. Selbst wenn in der Zukunft ein Fabrikherr sein Verhältniß zu den arbeitenden Kindern mißbrauchen wollte, wären Excesse wie in England nicht möglich; der Staat sorgt für die religiöse Erziehung der Kinder, und ein ausgezeichneter Seelsorger mit einem gutgesinnten Schullehrer verbunden, würden hier Vieles ausrichten können.

Ich besuchte Alberti kurz vor seinem Tode, er starb in seinem 79sten Jahre. In der Staatszeitung erschien eine biographische Skizze, die Lob verdient. Die Schriftsteller und Gelehrten, mit welchen er theils durch Verwandtschaft, theils durch vorübergehende Verhältnisse in Verbindung war, wurden genannt. Keiner lebte wohl mit ihm in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens in einer innigeren Freundschaft als ich, und ich gestehe, es ist mir unbegreiflich gewesen, wie der sonst wohl unterrichtete Mann, der in der Familie lebte, mit meinen Verhältnissen zu dem Verstorbenen unbekannt gewesen sein konnte. Alberti ist außerhalb der Gegend, in welcher er lebte, nicht bekannt; über die Fortschritte der ausgezeichnetsten Spinnmaschine auf dem Continent, die erste in ihrer Art, ist nichts öffentlich vernommen. In meiner Lage konnte mein freundliches Anschließen an ihn, ohnehin durch eine nahe Verwandtschaft bedingt, für mich keine Auszeichnung sein, noch weniger konnte er durch meine Freundschaft gehoben werden. Warum nun ward ich durch dieses Stillschweigen so tief schmerzlich berührt? Ich begreife es selbst kaum. Habe ich doch mit Ruhe, ja mit Gleichgültigkeit die Nicht=

achtung meiner, in Verhältnissen, die viel kränkender und verletzender waren, ertragen.

Der dritte Sohn, der Mechanikus der Fabrik, ist in zweiter Ehe miteiner Tochter des Dichters Tieck seit kurzem verheirathet.

Meine Rückkehr nach Breslau war still. Die Universität hatte sich noch nicht recht zusammengefunden; die Anzahl der Studirenden war noch gering; die den Krieg mitgemacht hatten, waren noch nicht zurückgekehrt.

Es fiel mir doch auf, auf eine Weise begrüßt zu werden, die ich nicht erwartete. Ich glaubte mit keinem Menschen in irgend einer feindlichen Berührung zu stehen, und dennoch geschah es, daß in einer Nacht kurz nach meiner Rückkunft einige Steine durch mein Fenster flogen. Ich war nicht wenig erschrocken, als ich des Morgens einen großen, mit vieler Kraft geschleuderten Ziegelstein dicht neben dem Bette meiner achtjährigen Tochter liegen sah. Es war nicht jene feierliche Art, mit welcher die Studirenden in der früheren lustigen Zeit der Universität ihr Miß-

vergnügen zu bezeigen pflegten. Wir waren noch nicht zur Ruhe gegangen; als die Fenster klirrten, hörten wir, wie zwei Menschen, die sich in der Dunkelheit herangeschlichen hatten, schnell wieder davon liefen. Ich habe nie erfahren, wer es war. Wahrscheinlich ein paar junge Männer, denen man es vorgeworfen hatte, daß sie während des Krieges zu Hause blieben!

Als ich aus dem Gebirge zurückkam, ward ich doch schneller in meinen gewöhnlichen Geschäften heimisch, als ich es erwartete. Ich ward dringend aufgefordert, das Handbuch der Oryktognosie fortzusetzen. Die Studirenden fanden sich zusammen, meine Vorlesungen fingen an. Zu meiner Erholung sammelte ich die Materialien zu der Schrift: „die gegenwärtige Zeit". Aber eine Erfahrung machte ich doch schon damals, die mich beunruhigte. Es fing eine Gährung unter den Studirenden an, es bildete sich eine Opposition in ihrer Mitte, die freilich zu erwarten war. Die jungen Männer, die den Krieg mitgemacht hatten, sonderten sich immer entschiedener von den übrigen; sie hatten den Ernst des Lebens in der Nähe gesehen. Das kleinliche, fast kindisch gewordene Spiel mit geheimen Orden und die kleinlichen Strei-

tigkeiten, die früher ein grosses Interesse für sie hatten, erschienen jetzt zu armselig. Mehrere unter diesen waren Männer geworden; einige trugen das eiserne Kreuz; einige hatten Offizierstellen bekleidet. Jetzt drang nun die Masse derer, die durch Alter, Verhältnisse verhindert waren, an dem Feldzuge Theil zu nehmen, oder die wohl auch allerlei Vorwände gesucht hatten, um sich den Gefahren des Krieges zu entziehen, auf die Erneuerung des früheren Studentenlebens, und ein Ton wollte sich geltend machen, der fast noch roher schien, als der früher herrschende.

Mir ist eine Opposition der Studirenden unvergeßlich geblieben, weil sie von der rohen Kraft, mit welcher die alte Frankfurter Sitte sich geltend zu machen suchte, ein auffallendes Zeugniß ablegte. In Halle hatte ich gesehen, wie die Studirenden manchmal recht glänzende Bälle gaben; die Professoren und ihre Familien wurden dazu eingeladen, und unter den angesehenen Einwohnern wählte man freilich besonders diejenigen, welche das Glück hatten, schöne Töchter zu besitzen. Daran war nun bei der herrschenden Armuth der Breslauer Studirenden nicht zu denken. Die Professoren vereinigten sich daher, um Bälle zu

veranstalten, und die Studirenden, welche durch wissenschaftlichen Eifer, Fleiß, durch verwandtschaftliche oder freundschaftliche Verhältnisse oder durch Empfehlungen mit uns auf irgend eine Weise in Berührung kamen, wurden eingeladen. Plötzlich erfuhren wir, daß dieser Ball in Verruf erklärt war. Diese Erklärung ging von den Senioren und Stimmführenden der geheimen Orden und Landsmannschaften aus. Sie fanden sich beleidigt, weil sie nicht eingeladen waren; sie waren, als solche, den Gesetzen nach, der Relegation unterworfen, und wenn wir diese ignorirten, hatten wir es uns offenbar vorzuwerfen. Nun war unter den Eingeladenen ein junger Mann, der sich schon bei seinem ersten Auftreten auf der Universität durch seine gründlichen Kenntnisse auszeichnete, und später sich einen unsterblichen Ruf erwarb; Otfried Müller. Man drohte ihm mit dem Verruf; er suchte mich auf, und äußerte, daß er entschieden sei, die Einladung anzunehmen, und daß er dem Verrufe, den er ja mit uns theilte, Trotz bieten werde. Er war, obgleich sehr jung, der Erste, wenn ich nicht irre, welcher auf eine solche Weise zu opponiren wagte, mehrere der Freiwilligen schlossen sich ihm an, aber

mir ist diese Opposition auch schon deswegen in Erinnerung geblieben, weil Otfried Müller von jetzt an öfter in meinem Hause erschien. Seine ersten philosophischen Studien fing er unter meiner Leitung an, und seine Bearbeitung einer von mir gestellten Preisaufgabe erhielt den Preis. Die erste selbständig erworbene philosophische Ansicht verliert ihren Einfluß auf die spätere mannigfaltige Entwickelung nie ganz, und so selbständig sein Geist sich entwickelte, durch Studien unterstützt, die eine europäische Krise in der philologisch historischen Wissenschaft hervorriefen, so glaube ich doch, wenn auch nur leise Spuren jener früheren Zeit, die er als junger Mann in meiner Nähe verlebte, in seinen bedeutenderen Schriften wieder zu erkennen. Der Gang seiner Studien trennte ihn von mir, aber ich weiß, daß die Erinnerung an jene frühere Zeit nie ganz aus seiner Seele verschwand. Zwei ebenfalls berühmt gewordene jüngere Brüder nahmen später seine Stelle ein, ich werde ihrer erwähnen müssen, und ich bin stolz auf das Glück, das Vertrauen der jungen Männer einer hochbegabten Familie so früh erworben und nie verloren zu haben.

Jetzt fing nun das allgemeine Loben der Freiwil-

ligen an; nie ist es mir eingefallen, es an sich zu tadeln; selbst die überschwenglichen Aeußerungen des sentimentalen Deutschen erschienen mir natürlich und eben deswegen zu billigen. Ich nahm an den Kupferstichen, die Wiederkehr des jungen Helden, der von seiner Braut umarmt wurde, während Vater und Mutter voller Freude ihn als Helden bewunderten, keinen Anstoß, wie häufig und wiederholt sie auch erschienen. Die Erzählungen, die denselben Gegenstand dürftig, wie er war, bis in das Unendliche modificirt behandelten, betrachtete ich als einen nothwendigen Naturprozeß, der seine Grenze, nachdem er seinen Verlauf beendigt, in sich selbst finden mußte. Aber zwei Richtungen bildeten sich mit der Freiwilligkeit aus, die mir doch sehr bedenklich erschienen. Die eine war das Verkennen der großartigen Gesinnung des preußischen Offizier-Corps. Das tiefverletzte kriegerische Ehrgefühl verklärte sich zur gediegendsten nationalen Gesinnung, diese bildete den festen Kern des ganzen Heeres, ihre Macht hielt die Freiwilligen zusammen, sie beherrschte die zerstreuten, wenn auch begeisterten, doch nicht in sich vereinigten Gemüther. Ein großer Theil der Offiziere blieb in der Schlacht

oder kam verstümmelt zurück. Wie oft habe ich das Schicksal der letzteren mit schmerzlicher Theilnahme verfolgt; wenn ein junger Mann, von der Natur begünstigt, durch Herkunft gehoben, einer glänzenden Hoffnung entgegensah, wenn der tüchtige muthige Krieger in die Mitte der Feinde stürzte, und nun in jungen Jahren verstümmelt wieder zurückkam. Er war zum Krieger gebildet, eine andere Laufbahn stand ihm nicht mehr offen; mit seinem verlornen Gliede sanken alle seine Hoffnungen. Mit einer kleinen Pension verlebte er in Armuth und Vergessenheit die besten Jahre, und, wenn er alt und grau geworden, ward ihm eine untergeordnete Stelle, die ihm wenigstens ein sorgenloseres Dasein verschaffte, zu Theil. Ich gestehe es, wenn ich die Zukunft dieser Männer betrachtete, erfüllte mich der Uebermuth mancher Freiwilligen mit Zorn.

Eine zweite Richtung der Freiwilligkeit war mir freilich noch bedenklicher, weil ich in dieser einen Feind herankommen sah, der mich zu einem Kampf aufforderte, den ich nicht abweisen konnte. Die deutsche Jugend hatte für ihr Vaterland gekämpft,

aber dieses war nicht ein in sich geordnetes, der Staat nicht ein kraftvoll bewegtes Ganzes, so daß er aus seiner innersten Einheit einen mächtigen Widerstand entwickelte, und nachdem er das Widerstreitende vernichtet hatte, sich gesund und erfrischt in das ursprüngliche Leben zurückzog. Ein anderes Deutschland, so mußte ein jeder glauben, nicht das frühere, welches verschwunden war, solle sich aus dem Kampfe entwickeln und gestalten. Die Jugend war nicht ohne höhere Aufforderung in den Kampf gegangen; der Krieg war ein gemeinschaftlicher aller Deutschen. „Wo ist nun, fragte man, das Deutschland, dem der gemeinschaftliche Kampf galt?" Dasjenige, wofür man sein Leben wagt, erfüllt uns eben durch eine positive Realität; wenn es auch früher mehr als ein Ersehntes, denn als ein Wirkliches da war, so tritt es doch und zwar nothwendig, nach dem Kampfe als eine Macht hervor; und zwar als eine politische, die sich nicht abweisen läßt. Alle jungen Krieger, und zwar die vorzüglichsten, durch Geist und Kraft am meisten ausgezeichneten, wurden nothwendig Politiker. „Wo ist das Deutschland, fragten sie, für welches zu kämpfen wir aufgefordert wurden? Es lebt in unserm Innern:

Zeigt uns, wo wir es finden, oder wir sind genöthigt es selbst zu suchen."

Leider war jene alte ehemalige Behandlung des Volks, wenn man es benutzen will, bei den Regierenden noch nicht verschwunden. Man rief Erwartungen hervor, die man nicht zu erfüllen beabsichtigte, und unterstützte, nährte eine regellose Gesinnung, die man zwar nicht unterdrücken, aber ordnen und beherrschen sollte. Ich habe in dieser Beziehung schon oben von dem Landsturm-Edikt und den demagogischen Tendenzen, welche in diesem vorherrschten, gesprochen.

Wie im Feldzuge Aller Augen auf den Kampfplatz gerichtet waren, so lebte ein jeder jetzt in Wien, wo der Congreß das zukünftige Schicksal Deutschlands, wie Europas berieth. Wir waren noch wie in einem halben Kriegszustande; die großen Heere, nicht bloß unsere eigenen, sondern auch die russischen, kehrten langsam zurück, und alle Gemüther waren in heftiger Bewegung. Wie natürlich, ja nothwendig folgte aus diesen Verhältnissen eine Aufregung der Jugend; sie war es sich bewußt, daß sie selbst dazu beigetragen hatte, Deutschland den Sieg zu erringen, der die ru-

hige Berathung möglich machte. Die öffentliche Stimme überschätzte ihre Theilnahme an dem Siege.

Da erschien Napoleon wieder. Es war doch eine erstaunliche That, als fast ganz Frankreich sich wieder erhob, die ihm aufgedrungene Dynastie, wie ein vorübergehender Traum, verschwand, und der, wie man glaubte, völlig vernichtete Held den ruhig berathenden Regenten gegenüber drohend wieder erschien. Es ist nicht zu leugnen, daß das Ansehen des Congresses in den Augen des Volkes erschüttert wurde, und wäre dem Napoleon Frankreich entgegengetreten, wie bei seiner Rückkehr aus Egypten, hätte man sich ihm völlig hingegeben wie damals, kaum wäre der zweite Kampf gegen ihn so kurz, kaum der zweite Sieg so schnell errungen gewesen. Obgleich aber Alles ihm zuströmte, so war die Hingebung doch keinesweges unbedingt. Frankreich glaubte einen Augenblick erlebt zu haben, wo es die Freiheit der Revolution wieder erlangen könnte, ohne den Irrthümern derselben zu unterliegen, und während das Volk die kühne That des Helden bewunderte, schlich sich der Gedanke ein, daß, wenn es ihn brauchte, er doch auch jetzt die Unterstützung des Volkes nicht entbehren könnte. Man legte ihm For-

derungen vor, die er nicht abweisen durfte. Man wollte zwar durch ihn siegreich dem bewaffneten Europa gegenüber treten, aber die bedeutendsten Männer wollten dann den Sieger selbst beherrschen. So war seine ganze Lage zweifelhaft und beengt.

Wie ganz anders erschien dieses unerwartete Ereigniß in Deutschland. Zwar lauerte auch hier eine Stimme, die für die Zukunft drohend werden konnte. Jetzt verstummte sie ganz. Napoleon war besiegt, und noch war der Jubel des Sieges nicht verklungen, mit der Zuversicht des siegreichen Kampfes versammelte man sich schnell, und in Deutschland erneuerten sich die Tage des Februars des vorigen Jahres. Eine jede Bedenklichkeit verschwand, jeder keimende Wunsch verstummte und die Jugend eilte wie früher, dem erneuerten Kampfe entgegen.

Ich glaubte zwar, das Anerbieten, an dem Kriege wieder Theil zu nehmen, erneuern zu müssen, sah aber wohl voraus, daß es der König nicht annehmen werde. Ich erhielt denn auch eine gnädige Antwort, in welcher es hieß: daß die Gefahr jetzt nicht so drohend schiene, wie früher; man dürfe jetzt nicht einen Lehrer von seinem Lehrstuhl entfernen. Indessen ward

ich dennoch auf eine Weise in Thätigkeit gesetzt, die mich an die frühere Zeit einigermaßen erinnerte. Zwar war die Stadt nicht auf eine solche Weise aufgeregt, als damals, da der König in unserer Mitte war und ganz Preußen sich in Breslau concentrirte. Um die Beiträge zur Ausrüstung der Freiwilligen zusammenzubringen, mußte man schon seine Zuflucht zu denjenigen Mitteln nehmen, die gewöhnlich in den Friedenszeiten benutzt werden. Der Weimarer Sänger Ehlers, der damals in seiner Blüthe war, gab ein Concert zum Besten der bedürftigen Freiwilligen. Ich kann nicht ohne Wehmuth an diese Zeit denken, wenn ich mich seiner traurigen Lage in seinem Alter erinnere. Er wandte sich noch vor wenigen Jahren an mich, und ich vermochte nicht, Etwas für ihn auszurichten.

Die Gräfin Schaffgotsch hatte die Güte, Ehlers und mich zu unterstützen. Es erschien eine öffentliche Aufforderung an dem Concerte Theil zu nehmen, und die Summe, die zusammen kam, war sehr bedeutend. Viele benutzten die Gelegenheit, um ansehnliche Beiträge zu geben; die Gräfin entschloß sich, mit mir an der Kasse zu sitzen.

Ich muß hierbei doch eines Ereignisses gedenken, welches die erste und am höchsten gestellte Dame Schlesiens in eine ihr unerwartete Lage versetzte. Russische Truppen, die kaum die Grenzen ihres Landes erreicht hatten, kehrten zurück und ein russischer General war mit seinem Corps am Tage des Concerts in Breslau eingerückt. Die Aula der Universität war ganz gefüllt, als ein Adjutant erschien und für seinen General auf eine gebieterische Weise einen der ersten Plätze forderte. Ich sah es der Gräfin an, in welche Verlegenheit sie gerieth, als ihr der trotzige Russe gegenüberstand. Ich nahm das Wort und suchte auf eine höfliche Weise, ihm die Lage deutlich zu machen; die Absicht des Concerts ward ihm mitgetheilt, und wie die angesehensten Einwohner der großen Stadt mit bedeutenden Beiträgen die Plätze, die sie einnahmen, erworben hätten. Der Adjutant entfernte sich zornig. Kurz darauf erschien der General selbst, offenbar sehr aufgeregt, stellte sich uns gegenüber, und forderte gebieterisch einen Platz, wie er sich für ihn und seinen Rang gezieme. Ich gestehe, ich hatte Mühe, meinen Zorn zu unterdrücken. Der General bot für seinen Platz nur den gewöhnlichen Beitrag.

Endlich stand ich auf und sagte: „Excellenz, ich habe nur über einen Platz zu gebieten, der Ihnen wahrscheinlich anständig sein wird", und ersuchte ihn, mir zu folgen. Wir gingen durch den gefüllten Saal, wo wir uns nur mit Mühe durchdrängen konnten, bis ich den Platz erreichte, den meine Frau einnahm. „Frau, sagte ich, du wirst deinen Platz räumen müssen, der Herr General wünscht ihn einzunehmen." Jetzt schien ihm erst ein Licht über das Verhältniß aufzugehen; er entschuldigte sich, und zog sich willig zurück, um in dem großen Gedränge einen Platz zu finden.

Einige Aehnlichkeit hatte nun zwar mein Geschäft mit dem früheren, aber wie ganz anders erschien jetzt Alles. Ich war ein ruhiger Bürger, der von seiner stillen Stube auf die Berichte lauerte; und als nun das Gerücht von der Schlacht bei Ligny, von Blüchers persönlicher Gefahr erscholl, als der klassische Bericht von dem Siege bei Belle Alliance zu uns gelangte; — es ist einer der meisterhaftesten Kriegsberichte der neueren Zeit, aus Gneisenau's Feder geflossen; — als die Kirchen zum feierlichen Gottesdienst eröffnet wurden, als auf allen Straßen sich das jubelnde Volk bewegte, war auch ich zum Dank und lebhafter Freude gestimmt: aber den-

noch schlich sich, ich darf es nicht leugnen, ein drückendes Gefühl in meine Seele. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich an den Gefahren und an dem Siege dieser Tage hätte Theil nehmen dürfen.

Was mich, den sonst mit den Verhältnissen Unbekannten, überzeugte, daß dieser Krieg nicht lange dauern würde, waren nicht allein die Hindernisse, die Napoleon im Lande selbst fand, nicht allein die zwar zurückgedrängte und still gewordene, aber doch noch mächtige Zahl der Anhäuger der alten Dynastie. Ich hatte in einem vertrauten Augenblicke von Cuvier Manches über die Lage Frankreichs erfahren, was mir unvergeßlich blieb. Er glaubte zwar, daß ein Gelehrter allen Grund habe, mit Napoleon zufrieden zu sein. „Niemals, sagte er, wurden die Wissenschaften großartiger geschätzt, gefördert und unterstützt, als durch ihn, die Bourbons dahingegen und ihre Umgebung hatten für die Wissenschaften gar keinen Sinn,“ und er befürchtete eine traurige Zukunft; aber dennoch verkannte er nicht das Unheil, welches Napoleon über das Land gebracht hatte. Ich erfuhr durch ihn, was mir, ich gestehe es, unbekannt war, welches große Verdienst der Abt Fleury sich um das Land erworben

habe. Dieser hatte, sagte er, ein unermeßliches Kriegsmaterial in Frankreich zusammengehäuft; alle Festungen des Landes waren wohl und fast überflüssig versorgt. Fleury hatte den Frieden, den er sorgfältig zu unterhalten suchte, dazu benutzt, diesen Schatz zu sammeln, und wenn dieser viel dazu beitrug, Napoleons Siege zu befördern, so ward er doch auch in die fernsten Gegenden verschleppt und vergeudet. Nach dem letzten, für Frankreich so unglücklichen Kriege war, behauptete Cuvier, das Land fast waffenlos; keine Festung konnte lange Widerstand leisten, und der ungeheure Verlust ließ sich nur in einer Reihe von Friedensjahren wieder ersetzen. Es ist bekannt, daß Blücher, der zum Theil deshalb die Verfolgung des bei Belle Alliance erfochtenen Sieges so unaufhaltsam fortsetzte, um der Erste zu sein, der in Paris einritt, diesmal die aufrührerische Stadt demüthigte und weniger schonte.

Als ich erfuhr, daß man beschlossen hatte, die aus allen Ländern geraubten Kunstschätze an die früheren Eigenthümer zu vertheilen, fiel mir eine Naturseltenheit ein, die dem Kölner Dom zugehörte, jetzt aber ihre Stelle in der Mineraliensammlung des Jardin des

plantes einnahm, und die doch leicht übersehen werden konnte. Es war der im Jahre 1492 herabgefallene Ensisheimer Meteorstein. Ich schrieb deswegen an Gneisenau, und so viel ich mich erinnere, hat man wirklich diesen Stein ausliefern müssen.

Als der zweite Feldzug beendigt war, trat nun die Aussicht auf einen langen Frieden hervor; allmählig verschwand aus meinem Leben jede Spur des Krieges. Das Pferd, welches ich seit dem Waffenstillstand geritten hatte, kam im Verlaufe des Sommers 1814 mit der Armee zurück. Ich behielt es eine Zeitlang, konnte es aber so wenig benutzen, daß ein jeder Ritt mir zu theuer ward, und verkaufte es mit großem Vortheil. Aber leider war meine finanzielle Lage durch den Krieg völlig zerrüttet. In den zehn Jahren meiner Ehe war ich nie zur Ruhe gekommen. Wenn ich eben häuslich eingerichtet war, wurde meine Lage gestört, nur die unglücklichste von allen während des Druckes hatte einige Dauer. Meine Lage im Felde, mein ganz eigenthümliches Verhältniß zu den Freiwilligen nahm manche Summe in Anspruch, mein

Aufenthalt in Paris war theuer; mein Leben, seit ich Deutschland kennen lernte, fortdauernd im Kampfe für Ideen, wenig auf die nahe Gegenwart gerichtet, zog meine Aufmerksamkeit nur zu sehr von den engen finanziellen Verhältnissen ab. Es lastete nach dem Kriege eine mich drückende Schuldenmasse auf mir, deren Größe mich mit Schrecken erfüllte, und die mein Leben eine Reihe von Jahren verbitterte. Der Staatskanzler schenkte mir zwar eine nicht unbedeutende Summe; das Kriegsministerium (v. Boyen war damals, wie jetzt, Kriegsminister) zeigte mir viele Güte, aber meine drückende Lage ward nur wenig dadurch erleichtert. So erinnerten mich meine Schulden noch lange an die vergangene Zeit.

Doch ward ich später noch auf eine für mich überraschende Weise an den Krieg erinnert. Ich saß ruhig in meiner Stube, ganz in schriftstellerische Arbeiten vertieft, und meine militairische Dienstzeit lag mir sehr fern. Das eiserne Kreuz trug ich schon lange, es ward mir aus dem Felde von der Armee zugeschickt, obgleich etwas später als den übrigen, weil ich das Heer so plötzlich verlassen hatte; da erhielt ich nach Verlauf von zwei Jahren das Königliche Diplom und

es hieß in diesem: der König habe dem Seconde-Lieutenant Steffens bei dem Garde-Jäger-Bataillon das eiserne Kreuz Allergnädigst zu verleihen geruht. Mich jetzt noch so genannt zu sehen, war mir zwar auffallend, aber doch sehr angenehm.

Meine Lage in Breslau, Schriftsteller-Arbeiten, Ansichten.

Deutschland war nun frei, wir hatten das schwere Joch abgeworfen, welches auf uns so viele Jahre hindurch gelastet hatte, und nicht allein unsere politische Selbständigkeit, sondern mit dieser auch unsere ganze geistige Eigenthümlichkeit mit dem Untergang bedrohte. Der Kampf, den ich schon siebzehn Jahre früher verhängnißvoll nahen sah, als ich das Land mit Liebe begrüßte, in welchem ich selbst, ohne es auch nur von ferne zu ahnen, hineingezogen wurde, war nun siegreich beendet, Frankreich gedemüthigt, und Europa konnte einem langen Frieden entgegensehen.

Was mir am nächsten lag, war der Kern meines persönlichen Daseins, die Entwickelung einer selbstän-

digen Philosophie der Natur. Eine solche Wissenschaft schwebte mir in dunklen Formen vor, von meiner frühesten Jugend an. Alle meine naturwissenschafftlichen Studien steigerten sich, wenn auch nur träumerisch, zu einer höheren geistigen Ansicht, für die ich noch keinen Namen fand. Der bestimmte Inhalt und die wissenschaftliche Form ward mir durch Schelling gegeben. Es wäre eine müßige Frage, ob und wie meine Träume sich ohne ihn gestaltet haben würden? Ich hasse Fragen der Art, die eigentlich gar keinen Sinn haben. Wie lächerlich würde ein Physiolog erscheinen, wenn er ernsthafte Betrachtungen darüber anstellen wollte, wie die Organisation sich gestaltet haben würde, wenn das Herz, statt links, rechts in der Brust läge. Aber die ursprüngliche Aufgabe war dennoch meine eigene; ich konnte sie daher nicht aufgeben, und war gezwungen, sie zu verfolgen, wie zweifelhaft auch die Ausführung sein mochte. Zwar glaube ich meine Aemter als Professor der Physik und Mineralogie gewissenhaft verwaltet zu haben, und einige meiner Zuhörer, die später einen Ruf erhielten, habe ich wenigstens angeregt, so ungünstig auch in dieser Rücksicht meine Stellung auf einer provinziellen Uni-

versität war. Aber was ich wollte und doch auch vorzutragen berufen war, beschäftigte mich vorzüglich, und jetzt fühlte ich mich doppelt unglücklich in einer entfernten Provinz. Ich hatte die Einsicht erlangt, daß die Naturphilosophie eine eigene selbständige Wissenschaft sei, die sich in sich selber ausbilden müsse, abhängig und doch zugleich unabhängig von aller sinnlichen Forschung. So würde ohne die sinnliche Anschauung auch die nothwendige Form der Auffassung derselben als Mathematik nie da sein, und dennoch bildete sich diese, so wie sie da ist, in innerer selbständiger Form aus, unabhängig von jeder sinnlichen Anschauung. Nun ist ebenso eine günstige Auffassung, Wahrnehmung, wenn man will, Erfahrung des Naturlebens, eine nie abzuweisende Voraussetzung einer jeden möglichen Naturphilosophie. Beide, jede geistige Erfahrung und ihre Form, verhalten sich nicht etwa so, daß man die erste, die Ursache, die zweite, die Wirkung nennen darf; sie sind vielmehr beide in und mit einander. Diese geistige Erfahrung dämmert in einer jeden gewissenhaften Forschung und sucht ihre Form, so wie ja auch in einer jeden, der sinnlichen Anschauung ganz unterworfenen Forschung ein mathematisches Ver=

hältniß dämmert, welches nur langsam reif wird und sich zu einem festen Gesetze zu steigern vermag. Meine Absicht war nun nicht, mich in das Detail sinnlicher Naturforschung zu vertiefen, vielmehr in der fortschreitenden Wissenschaft auf die geistigen Momente zu lauschen, die allmälig hervortraten und ein gemeinschaftliches Verständniß suchten. Man hat mir es seltsamer Weise vorgeworfen, daß ich mich fähig glaubte, in allen Fächern der unendlich reichen Naturwissenschaft ein Meister zu sein oder zu werden. Man könnte auf diese Weise auch den Mathematiker beschuldigen, daß er mit dem Virtuosen in der beobachtenden Astronomie, in der Experimentalphysik, in der Chemie, in der physikalischen Geographie, ja in einer jeden Richtung der Naturforschung und des menschlichen Lebens, in so fern die erworbene Erfahrung für die mathematische Bestimmung reif wird, zu wetteifern und ihnen den Rang abzulaufen strebe. Ich bin in allen Fächern der Naturwissenschaft der immer lauschende, aufmerksame, lernbegierige, und, ich darf es sagen, dankbare und seine Lehrer verehrende Schüler gewesen, und jetzt, da die äußeren Verhältnisse des Landes mir zukünftige Ruhe und Muße

versprachen, wagte ich es zu hoffen, daß ich auf die wahre hohe Schule der fortschreitenden Naturwissenschaft, nach Berlin, versetzt werden sollte. Ich hatte schon einige 40 Jahre zurückgelegt, es war die höchste Zeit. Aber man wollte mich nicht; denn ich war schon dem Greisenalter nahe, als ich nach Berlin berufen wurde. Man glaube nicht, daß ich mit meiner Stellung zu den Naturforschern unbekannt bin.

Die Naturforscher wollen keine Philosophie, sie leugnen ganz entschieden die Steigerung der Naturforschung zur Speculation, und selbst wenn eine jugendliche Ahnung sie, wie sie meinen, in dieser Rücksicht täuschte, weisen sie diese ab, wenn sie von der unaufhaltsam fortschreitenden Arbeit ergriffen werden; diese wird immer vereinzelter, bestimmter, und die lohnende Hoffnung neuer Entdeckungen ist so anziehend, daß sie den reiferen Mann ganz in Anspruch nimmt.

Aber der absolute abstracte Philosoph will eben so wenig die Naturforschung; man hört ihn zuweilen mit einiger Herablassung versichern: die Naturforscher suchen doch eigentlich auch, indem sie dem Gesetzlichen nachforschen, ein vernünftiges Erkennen; aber das vor=

nehme Kopfnicken, dieser Gruß aus der Ferne und von der Höhe herab kann freilich kein vertrauliches Gespräch einleiten. Schelling hatte zwar den nicht mehr zu verdrängenden Grund zur Naturphilosophie gelegt, aber er schwieg, und bewegte sich später in einer anderen Richtung, die freilich lohnender war und von seinem großen Geiste gewaltiger beherrscht werden konnte. Viele der Jüngeren waren berühmte Zoologen, Botaniker, Mineralogen und Geognosten geworden, und wenn die Speculation der Jugend sich hervorwagte, so erschien doch nur ein völlig abstractes, formelles Netz, in welchem man die Natur einfangen wollte; nicht der lebendige Geist, der von innen heraus mächtig hervorquillt und sich selber zu fassen strebt. Ich kann nicht behaupten, daß ich ihm, wie man zu sagen pflegt, Treue geschworen hätte, denn er beherrschte mich ganz; man kann nicht von Treue sprechen, wo eine Trennung unmöglich ist.

Ich kannte also meine Stellung sehr wohl; es fiel mir nicht ein, sie von irgend einer so genannten Kabale herzuleiten; an diese glaube ich überhaupt nicht, oder halte sie für so eine unbedeutende Größe, daß es für den geistig Beschäftigten wohl erlaubt ist,

sie als ein Minimum zu betrachten und sie, wie die Mathematiker in den genauesten Berechnungen, zu übersehen. Ich glaube nicht, daß man von mir behaupten kann, daß diese gutmüthige Ansicht durch Mangel an Erfahrung entstanden sei; sie hat sich vielmehr erhalten und immer fester ausgebildet, trotz aller Erfahrung. War ich doch nach meiner halsstarrigen Art gezwungen, dasjenige, was meine Ansicht unverständlich machte, selbst als einen großen Naturprozeß der Geschichte zu betrachten, den ich als einen solchen anerkennen, ja dem ich mich unterwerfen müßte. Nicht, daß ich auf eine solche Weise ausgestoßen wurde, wunderte mich, wohl aber, daß man theilweise auf mich hörte, daß ich ein Publikum gewann, welches sich an mich anschloß. Oft und noch immer in meinem höheren Alter ist es mir seltsam, mich auf einer preußischen Universität als Professor zu finden; den Prozeß der Organisation, den man abweist, selbst, wo man völlig von ihm ergriffen ist, in seiner allumfassenden Consequenz verfolgen und entwickeln zu wollen, ist freilich etwas dem sinnlichen Forscher so völlig Unverständliches, daß es ihm vorkommen muß, als wolle man

mit dem klaren Bewußtsein des Wachens in einen bedeutsamen Traum hineinzuschlüpfen suchen.

Man glaube nicht, daß ich durch dieses klare Erkennen meiner Stellung, an mir und meiner Beschäftigung irre ward. Ich suchte mich vielmehr gegen eine jede Selbsttäuschung zu verwahren und mich immer mehr und mehr an meine isolirte Stellung in Breslau zu gewöhnen; sie hatte doch auch ihr Gutes. Ich war zwar über den Gipfelpunkt des Daseins hinüber, aber die Wärme der Jugend und die Neigung, was ich dachte, ganz zu durchleben, wollte noch immer nicht weichen. Ueberblickt man mein ganzes vergangenes Leben, so wird man es begreiflich finden, daß ich weniger noch als die meisten Gelehrten fähig war, mich von dem Kreise, in welchem ich bis jetzt gelebt hatte, zurückzuziehen; daß Deutschland und seine Zukunft ein Gegenstand geworden waren, der mir eben so nahe lag, mich innerlich eben so sehr beschäftigte, wie die Natur.

Jedermann fragte sich selber, was soll aus Deutschland werden. Wer sonst gewöhnt war, sich seiner bestimmten Thätigkeit ganz hinzugeben, war jetzt mehr oder weniger gewaltsam aus dieser herausgerissen. Viele lebten mehr für die unbestimmte Zukunft, als

für die unsichere Gegenwart. Da zeigten sich nun die Folgen der Ansicht, die sich in mir ausgebildet hatten, und die zu verfolgen ich gezwungen war. Denn als ich, eben so wie die meisten, mir die Frage vorlegte, was wird aus Deutschland werden, erlangte ich ein Resultat, welches in der Gestalt, in welcher es hervortreten mußte, zwar anfänglich von mehreren Seiten gebilligt ward, ja mir, wo ich es äußerte, Beifall und Anhänger erwarb: doch konnte ich mir nicht verbergen, daß dieser Beifall auf einem Irrthume beruhe, und daß er, wenn ich mich öffentlich auszusprechen wagte, bald verschwinden müsse. Die Meisten und selbst die Bedeutendsten ängstigte und quälte die Unsicherheit der Gegenwart, sie suchten die nahe Hülfe. Selbst auf dem Wiener Congreß suchte man sie in Constitutionen, die doch mehr oder weniger eine Aehnlichkeit mit der französischen hatten, und sich höchstens dadurch unterschieden, daß es von dem Regenten abhing, sie zu g[illegible]en, und daß man seine Stellung der Constitution gegenüber, positiver aussprach und sicher zu stellen suchte.

Die öffentliche Stimmung war aber mehr oder weniger revolutionair; alle herrschenden Ansichten des

Volkes hatten einen französischen Anstrich; geistig, wie früher äußerlich, wurden wir noch fortdauernd von unsern Nachbarn beherrscht und die Ketten, die wir seit Jahrhunderten getragen hatten, ließen sich nicht so leicht, am wenigsten durch Heere zerbrechen. Zwar stand das Volk den Franzosen feindlich gegenüber: aber diese Stellung war eine durchaus äußerliche; das Volk ging von denselben Principien aus, hatte sich auf den nämlichen Standpunkt gestellt; und so scharf der Gegensatz erschien, so war er doch nur ein relativer, der nicht ein eigenthümliches Leben versprach, vielmehr, wie ich vorauszusehen glaubte, mit einer Indifferenz, mit einer Neutralisation zu enden drohte. Und leider war das Positive des scheinbaren Gegensatzes ganz auf der französischen Seite, so daß, wenn wir uns des Ausdruckes der Physiker bedienen, Frankreich die Richtung des elektrischen Stromes bestimmte, und dieser Deutschland immer mehr zu überschwemmen drohte. Was Napoleon durch äußere Gewalt erreichen wollte, schien jetzt durch eine innere Fortleitung gelungen zu sein. Zwar die elektrische Spannung steigerte sich immermehr. Man hatte sogar einen Ausdruck gefunden für die negative opponirende Stellung. So innig ich nun auch

mit Deutschland verbunden war, so entschieden sträubte sich mein ganzes Wesen gegen diese angenommene Benennung, das Deutschthum war mir verhaßt. Wenn eine geschichtliche Epoche ein solches Zauberwort gefunden hat, dann wird es schnell zu einem Götzen, in ein hohles Gespenst verwandelt, dem man sich abergläubisch unterwirft und es als solches verehrt. Ich erlebte es, wie dieses Gespenst schon in den Zeiten des Druckes zum Vorscheine kam, und trat ihm auch damals entschieden entgegen. Ich ahnete den Kampf, den ich zu bestehen hatte. Meine Ansicht wich im Princip von der herrschenden ab; es war nicht dieses oder jenes, was ich bekämpfte, sondern eben das Princip. Wenn ich hier und da mit der öffentlichen Meinung übereinzustimmen schien, wenn man mir beistimmte, ja sich mir anschließen zu können glaubte, wenn Viele sogar auf mich rechnen zu können meinten, so war das doch eine Täuschung, die ich durchaus nicht veranlaßt hatte. Man nannte mich daher später mit völligem Unrecht einen Verräther der sogenannten guten Sache. Kühne Aeußerungen, auch gegen die Mächtigen, wurden mit lautem Beifall unterschrieben; ein jeder glaubte sich dann zu hören, und

die Wenigsten merkten, daß ich ein ganz Anderer war und mich als ein solcher fortdauernd behauptete. Wohl mochte in Vielen etwas, meiner Ansicht Verwandtes sich zu gestalten suchen, aber keiner hat es sich in dem ganzen Zusammenhange, wie es das Dasein in allen seinen Richtungen umfaßt, klar zu machen gesucht. Später zwar fing diese meine Ansicht an, sich auszubilden, aber meist in einer Einseitigkeit, die ich nicht zu billigen vermochte.

Ich ward nicht willkürlich, als ich aus dem Kriege zurückkam, politischer Schriftsteller; damit ich zur Ruhe kam, mußte ich auch aus meinem Innersten heraus eine eigene innere Heimath erkämpfen, und wenn ich mich im Kriege an die Heere und ihre großen Feldherren anschloß, ein völlig Unbedeutender und Geringer, so stand ich hier ganz allein, und sah es wohl ein, wie bedenklich der Kampf war, den ich durchzufechten hatte. Die beiden politischen Werke, die ich herausgab: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden", ausgearbeitet in den Jahren 1815 und 1816 und im Druck erschienen 1817; und „Die Caricaturen des Heiligsten" 1819—1821, legten den Grund zu Allem, was ich in einer Reihe von Jahren später erlebte;

jene Schrift war die erste, welche die Gegenwart und die nächste Zukunft zum Gegenstand einer allgemeineren geistigen Betrachtung machte. Sie erregte einiges Aufsehen; eine Menge Schriften ähnlicher Art erschienen später, selbst von bedeutenden und hochgestellten Schriftstellern. Die Ansicht, die meiner Darstellung zu Grunde lag, war von der herrschenden zu abweichend, um allgemein verstanden zu werden; aber die geistig freie Stellung, die versöhnende Tendenz sprach an, die Momente des Kampfes, die in der Schrift verborgen lagen, erkannte man nicht, oder wollte sie nicht erkennen, denn die rücksichtslosen und oft kühnen Aeußerungen suchte man zu benutzen und hielt sich an diese. Aber eben deswegen war der Einfluß, den diese Schrift in der Zeit ihrer Erscheinung ausübte, nicht der von mir erwünschte und selbst nur ein vorübergehender. Das Positive, welches doch in viele ernstere Gemüther eindrang, kam erst später in mancherlei Formen zum Vorschein.

Ich bin einige Mal in den späteren Jahren meines Lebens Gegenstand einer mehr oder weniger allgemeinen literarischen Aufmerksamkeit gewesen, und wenn es nun auch nicht meine Absicht sein darf, jetzt ver=

gessene Streitigkeiten zu erneuern, oder mich zu vertheidigen, so soll doch diese Schrift die Zeit, in welcher ich lebte und die Art, wie ich sie durchlebte, darstellen und ein Bild derselben späteren Geschlechtern hinterlassen. Wer sich aber selbst zum Gegenstande macht, hat doch die Verpflichtung, sich als einen solchen zu behandeln. Er muß fähig sein, sich von sich selber zu trennen, und wenn das Subjective der Auffassung sich auch nicht verdrängen läßt, so kann dieses doch objectiv behandelt werden, und man wird einräumen, daß er selber doch besser als irgend ein anderer wissen wird, was er gewollt hat. Was man aber mit Recht fordern kann, ist, daß er jetzt, seinen Gegnern gegenüber, diesen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Im Gedränge entgegengesetzter Ansichten ist dieses nicht möglich; und wenn ich, als streitende Partei, mir vielleicht weniger vorzuwerfen habe, so liegt dies offenbar darin, daß wir, ich und die Wenigen, die sich mit mir zu verbinden wagten, in einer Ecclesia pressa lebten. Meine Gegner bildeten öffentlich, in der Literatur wenigstens, die entschiedenste mächtige Majorität, und in dieser allein kommen jene Extravaganzen zum Vorschein, die sich die schwächere Partei

nicht erlauben darf. Eine jede bedrängte Gemeinde erscheint tadelloser, ruhiger, mäßiger, ohne es eben innerlich zu sein, und alle Excesse der Anhänger einer mächtigen Majorität den ursprünglichen Leitern derselben zuschreiben zu wollen, wäre höchst unbillig. Wenn ich nun in meiner nachfolgenden Darstellung das, was meine Absicht war, begreiflich zu machen suche, und zwar auf eine so einfache und allgemein verständliche Weise, wie es mir möglich ist, so bin ich doch verpflichtet, denselben Versuch mit meinen Gegnern anzustellen; nicht wie sie in der Geschichte der damaligen Zeit erschienen, vielmehr die Momente, die in ihr lagen und eine solche Erscheinung hervorriefen, müssen erklärt werden, und eine jede solche Erklärung enthält in der That nicht bloß eine Entschuldigung, sondern auch eine Rechtfertigung.

So bin ich freilich genöthigt, den Gegenstand des Kampfes, der nicht allein in der Literatur laut ward, sondern auch in mein bürgerliches Leben eindrang, einige Freunde, wenigstens vorübergehend, von mir trennte, mich mit den hohen Behörden des Staates in mancherlei bedenkliche Berührungen brachte, zu entwickeln. Nun liegt es zwar in der Natur der

Sache, daß ein solcher Streit, wenn er Gegenstand der Betrachtung werden soll, in der Art, wie er eben geführt wurde, beendigt sein muß; und wenn auch der tiefere Grund der Parteiung in einer andern Form fortbestehen mag, so muß doch die besondere Form, unter welcher sie hervortrat und in ihren Gegensätzen sich gestaltete, verschwunden sein. Dieses kann nun wohl mit Wahrheit von den Turnstreitigkeiten behauptet werden. Da diese aber, einflußreich, wie sie einige Jahre lang in mein Leben eingriffen, doch nur eine Art Krise bildeten, durch welche meine Verhältnisse vorübergehend in Bewegung gesetzt wurden, so bin ich genöthigt, mein Verhältniß zur herrschenden Meinung allgemeiner aufzufassen und aus einander zu setzen. Man befürchte nicht, daß ich mich in ausführliche doktrinäre Erörterungen verlieren werde; es ist hier nicht von der wissenschaftlichen Begründung einer Ansicht, sondern nur von ihren Resultaten die Rede, und diese werden hoffentlich schon in ihrem Zusammenhange verständlich sein.

Die Lehre von der Perfectibilität des Menschengeschlechts kann geleugnet werden: aber diejenigen, die sie zu leugnen wagen, werden kaum die Consequenz ihrer Behauptung verfolgen können; denn wäre die Geschichte in ihrem Fortgange keine Entwickelung, dann würde sie, als ein Ganzes betrachtet, ohne Sinn und Verstand sein, und dieses Sinnlose und Unverständige müßte nothwendig auch für das kleinste Moment der Geschichte gelten, ja es müßte sich auf die eigene Behauptung ausdehnen; so daß diese sich eben, da sie doch eine verständige sein will, aufheben würde, indem sie sich ausspräche. Ein jeder sittliche Mensch will das Resultat seines Lebens nicht bloß für sich fest halten; wenn er das Reinste und Tüchtigste, was er zu erstreben sucht, überschaut, so ist es nicht allein sein Wunsch, es ist zugleich seine Absicht, daß es ein Bleibendes sei und eine Zukunft entwickle. Die Perfectibilität des Geschlechts hat eine doppelte Richtung, eine sittliche und eine intellectuelle, die Reflection trennt sie, und ist geneigt, der letzteren Richtung, wenn auch nicht einen größern Werth, denn das wagt sie kaum, so doch eine größere Macht zuzuschreiben, sie darf die überwiegend sittliche Richtung als die geringere und

diejenigen, die sich, durch diese geleitet, auszeichnen, als zur Masse gehörig betrachten. Es war nun von jeher meine Absicht, diese verdrängte Persönlichkeit zu heben, ja in der Geschichte der mächtigern geistigen gleich zu stellen; daher freute ich mich, als ich später in meinen Novellen Gelegenheit fand, einen tüchtigen Bauernstand, der in den einfachsten Verhältnissen in entfernten nördlichen Gebirgen lebt, hervorzuheben und das Interesse für ihn zu gewinnen.

Die wahre Sittlichkeit ist zugleich im höhern geschichtlichen Sinne verständig; und wie klein und unbemerkt ein aus der Sittlichkeit entsprungener Wirkungskreis auch sein mag, so bildet er doch ein wahrhaft geschichtliches Entwickelungsmoment, ist nie von dem geistigen Fortschritte der ganzen Geschichte getrennt. Indem ein solches verständig sittliches Leben alle Verhältnisse in der engsten Umgebung mit klarer Umsicht ordnet, Erziehung und bürgerliche Stellung beherrscht, bildet es in der verworrenen Zeit einen gesunden Lebenspunkt, der eben als ein solcher eine nicht zu messende Macht nach allen Seiten ausübt. Ich habe Männer der Art gekannt, die ich unbedenklich, obgleich nur Bauern oder Handwerker, der geschichtlichen Be-

deutung ihres Lebens nach, neben meine berühmtesten Freunde zu stellen wage; und wenn auch diese den mächtigen Einfluß, den Himmelskörpern ähnlich, in weite Entfernung auszudehnen vermögen, während jene nur in der unmittelbarsten Berührung thätig sind, so entsteht doch dadurch eine innige Anregung; es ist als schlügen die Pulse der Geschichte wärmer, als träte das Erkennen selbst in seinem heiligsten Gegenstande uns belebend und erfrischend näher.

Wenn ich einen solchen Mann in seiner wahrhaft erhabenen Einfachheit betrachtete, dann fragte ich mich: was giebt ihm diese Gewalt? wie wirst du über dich selber klar, wenn er dir erscheint, als trüge er eine tiefe Lehre vor, wenn du in seiner Nähe bist? Wie viele Familien habe ich gekannt, wo der Hausherr die tiefste Religiosität in irgend einer Form suchte, nach welcher er im trüben Sinnen rang, während ein anderer sie passiv und scheinbar beruhigt in einer überlieferten Lehre zu besitzen schien: und dennoch, wie verworren, ja widerwärtig zerstört war das ganze Leben beider!

Mir schien es immer, als wäre die Art, wie der höhere Bürger den tüchtigen Handwerker oder Bauer

behandelt, viel tadelnswerther, als die Art, wie der Adel sich in der Gesellschaft, der Masse nach, dem Bürger gegenüber zu benehmen pflegt. Es ist bekannt, wie heftig man sich über die Behandlungsweise des Adels zu beklagen pflegt, ja welch ein wichtiges Element in der unruhigen Bewegung der Zeit das Mißvergnügen der Bürger über das Betragen des Adels gebildet hat: aber wie viele ausgezeichnete Handwerker und Bauern werden aus der sogenannten guten Gesellschaft der höhern Bürgerklasse ausgeschlossen, und zwar, irre ich nicht, in Deutschland entschiedener, als in Frankreich und England; im nördlichen Deutschland entschiedener, als im südlichen. Ich will zugeben, daß eine gesellige Mischung der höheren und niederen Bürgerklasse, die plötzlich eingeführt würde, etwas Unwahres und Gekünsteltes haben würde: aber wenn man sonst einwirft, daß der Unterschied der Bildung, dieses wesentliche und nicht abzuweisende Element der Trennung, den genauern Umgang zwischen beiden aufheben muß, so darf man nicht vergessen, daß das Tadelnswerthe eben die Entstehung dieser Trennung ist. In der That hängt sie zu genau mit unserer Sucht, uns in die höheren adligen Klassen hineinzudrängen, zusammen,

während wir ihnen ihren Hochmuth vorwerfen. In den Bädern, wo der Adel sich gewöhnlich abzuschließen sucht, hörte ich oft die heftigsten Klagen. „Freunde, sagte ich, wir können uns ja auch abschließen; wenn die Bürger dies eben so entschieden thäten, so verlöre ja das wechselseitige Ausschließen alle Bedeutung; es würde sich dann zeigen, in welchem, in sich auf solche Weise abgesonderten Kreise das anmuthigere, heitere, geist- und im edlern Sinne genußreichere Leben, sich zu entwickeln vermöchte. Auf jeden Fall sind es ja eben Eure Klagen, die den Adel höher stellen.“ Ich habe unter sonst schätzenswerthen adlichen Freunden, sowie unter den reichen bürgerlichen viele gekannt, welche ihre ultra demokratischen Grundsätze laut predigten; aber sie blieben im eigentlichsten Sinne nur Grundsätze, sie ruheten im Grunde wie ein Präcipitat, und vermochten sich nicht in dem allumfassenden Leben aufzulösen. Ich habe für das blos Abstracte und Doctrinäre dieser demokratischen Gesinnung einen sichern Maaßstab; er zeigt sich unmittelbar in dem Verhältniß, welches sich in der Familie zwischen Herrn und Dienerschaft bildet; wer der letztern nur Pflichten und keine Rechte zugesteht, wer glauben kann, der Diener

sei, so lange er in seinem Dienst ist, nur für ihn da, der mag seine liberalen Grundsätze so scharfsinnig und geistreich entwickeln wie er will, ein ächter wahrer Demokrat ist er nie.

Es giebt eine wahrhaft freie Gesinnung, aus welcher sich der Unterschied der Stände mit Sicherheit bildet, ja in desto reineren Umrissen sich gestaltet, je wahrer ihre Demokratie hervortritt; diese ist da, wo Herr und Diener sich wechselseitig gelten lassen als das, was sie sind. Hier ist der eigentliche Keim einer organischen Entwickelung der Gesellschaft. Wenn ihr euch über die Schlechtigkeit der Dienerschaft beklagt, so vergeßt nie, daß sie durch euch hervorgerufen ward, denn nur Mißtrauen hat sie euch gegenüber feindlich gestellt. Wenn ihr behauptet, daß ein unbedingtes Vertrauen eine Thorheit wäre, so beweist dieses nur, wie groß eure Schuld sei, denn in ihr liegt der Abgrund der Trennung. Allerdings auch in der bösen Natur der Diener; wenn aber der Bessere täglich betet: „führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel," was ist der Inhalt seines Gebetes? Offenbar dieses: „Gestalte alle Verhältnisse um uns her so, daß sie eine fortdauernde Ermunterung zum Guten

und eine Abwehr des Bösen werden." Wer aber als ein Untreuer behandelt wird, muß eine feste reine Gesinnung besitzen, wenn er treu bleibt; ein solcher steht höher als sein Herr, er beherrscht die ungünstigen lockenden Verhältnisse, und ist eben, je entschiedener er sich seinem Herrn unterwirft, gehorsam und treu bleibt, desto gewisser Herr da, wo es allein werth ist, die Herrschaft zu besitzen: während der mißtrauische Herr, der durch die äußeren Verhältnisse der Erscheinung dazu berufen war, den Diener, dem er dienen soll, wenn er der wahre Herr ist, zum Guten zu ermuntern, schwankende Entschlüsse zu befestigen, der Knecht ist, da, wo dieser in seiner wahren Gestalt hervortritt.

Männer, die finanzielle Verhältnisse gründlich erforscht haben, behaupten, daß diese in ihrem ursprünglichen Typus dieselben bleiben, die in der Familie herrschen müssen, selbst wenn von den Geldangelegenheiten in einem großen Handelshause, ja in einem mächtigen Staate die Rede ist. Dasselbe gilt nun von allen rein menschlichen Verhältnissen; wo in dem engen Kreise der Familie Herren und Diener sich wechselseitig vertrauen, da stehen auch Mann und Frau wie Gehirn und Herz sich gegenüber. Die Frau will

nicht emancipirt sein, oder vielmehr sie ist es im wahrsten Sinne; das gesunde Herz ist nicht dem Gehirn unterworfen, eben die Gesundheit stellt es frei, denn beide leben in der allumfassenden Einheit der Organisation. Das Herz leitet alle äußeren Verhältnisse, indem es sich diesen hingiebt und sie dem stillen inneren Mittelpunkte des leiblich gewordenen Daseins zuführt. Diese ganz im Innersten des Daseins versenkte Thätigkeit des Herzens macht es zum Träger der nach außen gehenden Thätigkeit des Gehirns. So giebt sich die ganze Pflanzenwelt für die Thierwelt hin, indem sie die Elemente der todten Natur besiegt und für eine immer reifere Selbstbestimmung gewinnt. Daher verhält sich das sinnliche thierische Leben zur Pflanzenwelt wie der Mann zum Weibe; daher vermag nur die Vegetation uns zu gewinnen für die Natur, daß wir ein Herz zu ihr fassen; daher wird im Manne die Selbstbestimmung völlige Hingebung, und er ist ganz Herz, wie er ganz Leib und in seiner leiblichen Entwickelung ganz Pflanze ist. Wo Gehirn und Herz in einen Kampf um gegenseitige Gerechtsame verwickelt werden, da erfolgt der Tod unausbleiblich. Durch alle thierische Entwickelung hindurch bis zum Menschen will

sich die wahre Monogamie dieser edeln Organe ausbilden, durch wechselseitige völlige Hingebung. Der Mann erwirbt nicht die Zuneigung des Weibes dadurch, daß er weibisch wird, so wenig wie die Frau den Mann dadurch, daß sie männisch wird; je männlicher der Mann, je weiblicher das Weib, desto freier stehen beide einander gegenüber. So ward durch das Christenthum das lebendige Moment der Ehe in das gesellige Verhältniß hineingebildet, und suchte sich als ritterliche Gesinnung in der schönen Zeit des Mittelalters darzustellen. Das Weib ist frei durch die Unterwerfung; wehe dem Manne, der nicht weiß, wo der Frau die Herrschaft gebührt. In allen geselligen Verhältnissen ist die Frau das, still aber tief, ordnende Wesen, welches den Kampf, selbst während seiner Dauer, in dem Innern der Familie schlichtet, wie die stumm sich entwickelnde Pflanze das heitere Leben der Gegend festhält, während die Elemente wüthen, und es wieder auftauchen läßt, wenn sie verstummen. Daher ist alle ächt freie Thätigkeit des Weibes wie das Herz in dem Leibe, so in der Familie versenkt, und der Mann vermag nur frei aufzuathmen aus der innern geordneten Atmosphäre, wenn er sich seinem

gesunden Herzen völlig hingiebt. Dieses Versenktsein in der Familie ist die wahre Bedeutung der Keuschheit des Weibes; sie ist das stillmahnende Gewissen des Mannes. Ich habe in einer Novelle, die wenig Beifall fand, weil sie zu unbefangen meine Ansicht des Staats aussprach, dieses Verhältniß zwischen Mann und Frau darzustellen gesucht. Die Art und Weise aber, wie die sogenannte Emancipation der Frauen sich in der neuesten Zeit durch alberne Männer und geniale Weiber ausgesprochen hat, ist ein zu tiefes Zeichen der innern unnatürlichen Verkehrtheit, die sehr gefährlich sein würde, wenn sie nicht nothwendig als eine solche anerkannt werden müßte. Es ist ein Ausschlag, der, während er schwankend im Innern des organischen Lebens sich herumtrieb, die Ansteckung beförderte. Diejenigen Unwissenden, die Heilkünstler der Zeit sein wollen, haben noch immer die gefährliche Maxime, solche Ausschläge, wenn sie sich bilden wollen, selbst auf die gewaltsamste Weise zuzückzudrängen.

Was ich hier bildlich auszudrücken versucht habe, indem ich das Verhältniß zwischen Mann und Frau mit dem zwischen Gehirn und Herz verglich, wird,

glaube ich, allgemein verstanden werden, ja man kann es trivial nennen: aber die Gewalt, mit welcher es sich in unsere Vorstellungsweise eindrängt, wird verkannt; das Bild wird als ein Gleichniß betrachtet, dessen man sich wohl zur Versinnlichung gelegentlich bedienen kann, auf welches man aber keinesweges ernsthaft zu achten habe. Die Ueberzeugung, die mit meinem Leben gewachsen ist, daß die sinnliche Natur ein in der Entwickelung begriffenes Uebersinnliches, Geistiges sei, daß anstatt ein Geistiges dadurch klar zu machen, daß wir es versinnlichen, wir das Sinnliche selbst nur in seiner Wahrheit zu fassen vermögen, indem wir es vergeistigen, ist eben diejenige, die ich allgemein anerkannt wünsche.

Wo Herz und Gehirn sich gegenüber in reiner Eigenthümlichkeit ihrer Functionen thätig sind, da ist die Gesundheit, d. h. die durchsichtige organische Einheit in allen Gebilden zugleich gesetzt. Diese edelsten Organe stellen die auseinandergegangenen Centralpunkte der Ellipse, die sich selbst fassende und ordnende Sonnenferne wie Sonnennähe in der planetarischen Bahn der Familien dar. Die Familie lebt so geordnet in dem Mittelpunkte des ewigen Gottes, durch ihn in

ihrer Form bestätigt und für eine höhere Entwickelung gereinigt, nicht aufgehoben.

Eine jede Familie ist ein lebendiges Organ des Staats; wie die Familie so die Staaten und umgekehrt. Es gab wohl Gelehrte, die behaupten wollten, es entstünden aus den Familien die Staaten: aber in ihrer, ursprünglichen, bloß sinnlichen Form sind jene todt und erhalten nur dann ihren eigentlichen höhern Werth, wenn sie durch den lebendigen Geist des Staats gehoben werden. In demselben Maße als dieser entweicht, sinkt die Familie unter die Geschlechtsvereinigung der Thiere: wie sie durch den göttlichen Geist, der den Staat lenkt, über diese gehoben wird. So wird bei rohen Völkern die Frau eine Sclavin, der Kranke und Alte von der Familie hülflos entfernt und dem Tode preisgegeben. In und mit dem Staate veredelt sich das sinnliche Geschlechtsverhältniß zur Liebe, die den Diener gewinnt, das Kind geistig belebt, die Mutter dem Manne gleichstellt. Man bedauert, daß das Kind hülfloser als die Jungen der Thiere zur Welt kommt und von der Natur verlassen erscheint: aber es ist eben sein Vorzug. „Es ist nackt, sagt man, und kommt wehklagend zur Welt: aber nur

deswegen, weil es losgesprochen ist von der Natur. Das Junge findet der Mutter Brust, dem Kinde muß sie gereicht werden; das Thier ist kurz nach der Geburt Herr seiner Bewegungen, die natürliche Lage des Kindes dahingegen ist, auf dem Rücken zu liegen; es ist ursprünglich schon von der Natur losgerissen, die das Thier trägt, und in die Arme der Liebe gelegt, es ist geboren, um getragen zu werden.

Wie in meiner Kindheit die Pflanzenwelt, zogen mich in meinem Alter die Familien an, die sicher und mit reinem Vertrauen in der Ordnung des Staates ruhten, wie das Kind in den Armen der Mutter. Die trotzige Zeit sträubt sich gegen diese Vergleichung des Staats mit der Familie, und findet sich erniedrigt, wenn der König Vater des Landes genannt wird. Warum wird der Staat Vaterland genannt, die Sprache des Landes aber die Muttersprache? Deswegen, weil der Staat, insofern er geordnet vor uns liegt und sein höchstes lebendiges Centrum in einem persönlichen König findet, von allen Punkten aus immer von neuem gestaltet werden muß, von jeder Familie eine bestimmte That fordert; und diese That ist die des Mannes, des Vaters. Die Sprache aber ist

das Organ des Geistes, der Keim wechselseitiger Verständigung ruht in ihr, sie ist die wunderbare neue mütterliche Natur zur Liebe gehoben; denn die ersten Versuche die Speisen zu zermalmen erscheinen als etwas Vereinzeltes, Willkürliches; so auch die ersten Versuche des Fortkriechens; die ersten, Einzelnes bezeichnenden Worte; — aber alle diese, anscheinend freien Aeußerungen erhalten erst ihre wahre Bedeutung, wenn sie, in ein Höheres, Umfassenderes sich versenkend, aufhören willkürlich zu sein, und bewußtlos werden. Dadurch verliert sich die ursprünglich willkürliche Zermalmung in den Nahrungsprozeß; der willkürliche Versuch des Kriechens in die bewußtlos freie, mannigfaltige Bewegung des Gehens; das vereinzelte Wort in die keimenden Gedanken. — Die ersten willkürlichen bewußten Zermalmungen trennen das sich nährende Kind von der Mutter Brust; die selbständig fortschreitenden Bewegungen das gehende Kind von der Mutter Arme; die ersten Worte das denkende Kind von der Mutter Lippen. Aber indem die Aeußerungen sich einem Höhern hingeben, wird das Kind im großartigern Sinne frei; die Trennung selbst wird die innigste Vereinigung. Der thierische Nahrungsprozeß steigert

sich zum gemeinschaftlichen der Familie; die freie Bewegung zur hülfreichen; die freien Gedanken zur Verständigung. — So wie hier das Kind zur Mutter, so verhält sich die Familie zum Staate; — sie wird frei, indem die willkürliche Freiheit, die bestimmte Stellung, die scheinbar trennende in eine höhere im Staate hineinwächst, ohne die Bestimmtheit zu verlieren.

Wenn ich Familien für die Betrachtung aufsuchte, dann waren mir diejenigen am liebsten, die von den verworrenen Strömungen der Geschichte am wenigsten berührt, während sie doch von dem stillen, friedlichen Geist des Staats durchdrungen und gehoben waren: da trat dieser ordnend hervor, friedlich, nicht zerstörend, ein mildes Lebenslicht, nicht ein zerstörendes Feuer; da bildete sich durch den Vater, in stummer zwar, aber sicherer und reinlich umgrenzter bestimmter Thätigkeit, die bürgerliche That, welche die Familie als ein lebendiges Organ in den Staat versetzte. Der Vater war in solchen Familien zugleich der Bürger, desto tüchtiger, je mehr ich ihn als ganz für seine Familie lebend erblickte. Indem ich solche Familien betrachtete, lernte ich es, wie die sinnlichen Güter

aufhörten ein Mammon zu sein. Du kannst nicht Gott dienen und dem Mammon, sagt der Herr. Aber dieser Dämon ruht nur in der starr gewordenen Sinnlichkeit, die sich Gott gleichstellen will, nicht in demjenigen, der alle Güter opfert, indem er sie fördert und vermehrt. Wir sollen sie ordnen, fördern, besitzen, aber als besäßen wir sie nicht. Dadurch wird der Besitz zum Eigenthum gesteigert, wird Ausdruck des an uns ergangenen Rufes der bestimmten That, der persönlichen Eigenthümlichkeit, die in ihrer Bestimmtheit und innerhalb ihrer Grenzen frei ist. Hier, und hier allein, ist die Stätte der bürgerlichen Freiheit. Sie ist Ausdruck der bürgerlichen Tüchtigkeit. Und weil der Geist, der die Staaten lenkt, ein göttlicher ist; so wird eine jede Familie ein lebendiger Punkt der Entwickelung des Staats; daher ist die bürgerliche Familie nothwendig religiös, und der exacteste Ausdruck des Lebens einer solchen ist der göttliche Segen, der den Familienvater in den sich entwickelnden Staat und den Staat in die sich entwickelnde Familie setzt, und zwar nicht theilweise, sondern ganz.

Ich habe solche Familien gekannt, zwar nur wenige, Handwerker und Bauern. Der tüchtige Hausvater

beherrschte nicht seine Familie allein, sondern seine ganze Umgebung; er lebte in der entfernten Gegend im Dorfe, in dem Städtchen, als das Gewissen; das Untüchtige, und Leere wagte sich nicht in seine Nähe. Er pflegte wohl zu sagen: „um die Politik bekümmere ich mich nicht, in der engen Umgebung, in welcher ich lebe, habe ich zu viel zu thun; meiner Hände Werk wird von Gott gesegnet; wo diejenigen, die mein Handwerk treiben, sich mir anschließen, wird dieses gefördert durch die gemeinschaftliche That; wo Mißverständnisse und schlechte Wirthschaft, Streitigkeiten unter den Einwohnern der Gegend hervorrufen und man meinen [illegible] wünscht, darf ich ihn nicht zurückhalten. In allen diesen Verhältnissen weiß ich, was ich zu thun habe, und hoffe mit Zuversicht, daß es mir gelingen soll. Wenn meine Angelegenheiten mich in die allgemeine Verwirrung hineinziehen, da helfe ich, wo ich helfen kann, und bin stumm, wo ich nicht zu helfen weiß. Eine jede unbestimmte, allgemeine Klage ist mir eine unbeschreibliche Thorheit."

Ein solcher tüchtiger Familienvater war jederzeit positiv praktisch, er räsonnirte nicht über Staatsprincipien, aber eben so wenig verlor er sich in religiöse

Grübeleien. Die religiösen bürgerlichen Familienverhältnisse, in welchen er lebte, erkannte er an, wie die Natur; sein klarer Verstand wußte genau, wo er sich ihnen unterwerfen müßte; er wagte nie einen Kampf mit diesen, in welchem er unterlag, selbst das Tadelnswerthe schien er zu dulden, um es von innen heraus desto sicherer zu vernichten. Nicht als wenn er mit dem Schlechten ein Bündniß schlösse, nicht als wenn er durch List und Kabale Etwas zu gewinnen hoffte, als wollte er aus der Lüge die Wahrheit entwickeln: er war der offenste aller Menschen. Indem er nun [illegible] und umsichtig ganz für die Familie, ganz mit seinen Zünftigen vereinigt, ganz in seiner engen Umgebung lebte, schloß die bestimmte That sich immer an eine andere eben so bestimmte. Nie ging er über die Grenze des Gegebenen hinaus; eben deswegen hatte die thätige Seele einen fügsamen sinnnlichen Leib und stellte sich in diesem dar. War etwa das Dasein eines solchen Bürgers ein spießbürgerlich enges, alle höhere Ansichten des Staats ausschließendes? keineswegs. Der bürgerliche Leib stellte sich in immer größerem, innerlich reicherem Umfange dar: aber jede Thätigkeit hatte ihre bestimmte Gestaltung, wie durch eine organische Glie-

derung; nie verlor sie sich ins Allgemeine und Unbestimmte.

Wenn ich nun freilich gestehen muß, daß ich einen solchen Familienvater selten traf; daß ich ihn, wenn ich näher trat, nie für ganz rein und untadelhaft erkannte: da drängten sich mir unmittelbar die Fragen auf: wodurch entsteht die Macht, die er ausübt, lebt er nicht, als der Herrscher seiner Umgebung, mehr durch die Lebenskraft seines Daseins, als durch die geordneten Verhältnisse, die ihn umgeben, und die Rechtsinstitutionen, die ihn schützen? Er kann sie nicht entbehren, sie sind ihm, was das fruchtbare Erdreich der Pflanze ist, aber sie können ihn so wenig erzeugen, wie der Dünger die Pflanze. Woher ist dieses Mächtige in ihm entstanden? Er ist zwar legitim, conservativ, aber das Positive in ihm ist die fortschreitende Entwickelung. Ist es nicht entsprungen aus einer höhern Ordnung der Dinge? ist das, was ihn in Bewegung setzt durch die göttliche Gnade, nicht die Freiheit selber, ist er nicht, wo er steht, Souverain? Wenn die Staatsverhältnisse in schwankende Unordnung gerathen und alle Verhältnisse unsicher werden, wenn seine scheinbar enge Umgebung erschüttert wird und

nun anstatt das Verworrene für immer weitere Kreise zu ordnen, die Verwirrung selbst fortzupflanzen droht, an wen soll der Verstand des Staats sich wenden, wenn nicht an ihn? Ist er nicht in der bestimmten Umgebung, und eben in dieser, wie der freie Mensch in seinem von der Natur unabänderlich geordneten Leibe, der Freie, ja der Gesetzgeber? Dann fragte ich mich: giebt es eine andere bürgerliche Freiheit als diese? Und antwortetete auf das allerbestimmteste und mit einer Ueberzeugung, die mein ganzes Dasein beherrschte: nein, nur hier, nur so ist die Freiheit, und es giebt keine andere. Du sollst der Obrigkeit gehorchen, die ihre Gewalt von Gott hat; und wenn wir sie nicht hier erkennen, so erkennen wir sie auch nicht in den größten Verhältnissen.

Durch die Ebbe und Fluth hebt und senkt sich das Meer nach demselben ordnenden Gesetze, welches den Himmelskörpern ihre Bahn bestimmt, und dennoch wird dieses auf mannigfaltige Weise verhüllt in den Meerbusen; wo das bewegte Wasser von den mannigfaltig gestalteten Ufern zurückgestoßen wird, wo die Flüsse in allen Richtungen sich ergießen, entstehen Strömungen nach allen Weltgegenden, die mit einander käm-

pfen, alle aber vereinigt, die mächtigen Bewegungen, die durch das Gesetz des Weltalls hervorgerufen werden, so zu verbergen vermögen, daß sie gar nicht zum Vorscheine kommen. In der Ostsee ist die Ebbe und Fluth gar nicht zu erkennen: ist sie etwa wirklich verschwunden?

Auf der reizenden Insel, auf welcher ich meine Kindheit und Jugend verlebte, findet man auf der Südküste einen Binnensee, in welchem, wenn auch nicht sehr stark, dennoch die Ebbe und Fluth zum Erstaunen derer, die sie nicht erwarten, sich zeigt. Der ausgezeichnete und kundige dänische Admiral Loevenörn hat den Grund dieser Erscheinung gefunden. Der Binnensee, allenthalben kreisförmig umschlossen, hat eine enge Oeffnung nach der Ostsee zu; hier tritt die Küste wie ein abgestumpfter breiter Kegel trichterförmig aus einander, an diesem doppelten Ufer brechen sich die Strömungen immer mehr, je näher die Wellen der engen Oeffnung zugedrängt werden; hier sind sie verschwunden und das in dem ganzen weiten Meerbusen nicht zu erkennende durch das Weltall bestimmte Gesetz kommt zum Vorschein.

Es giebt kein klareres Bild des stillordnenden organischen Staatsgesetzes, wie es zugleich in der stillen, scheinbar von allen Seiten beherrschten Seele des tüchtigen Bürgers zum Vorschein kömmt, als dieses. Er huldigt dem Gesetz, welches ihn bindet, und ist eben daher in fortdauernder geordneter freier Entwickelung begriffen. Fragt ihr, ob er conservativ oder progressiv sei, so hat dieser Gegensatz eben in ihm gar keinen Sinn; es ist ja eben dieser nichtige Gegensatz, der das Unglück aller Staaten erzeugt. Der ächte Bürger ist conservativ und legitim, weil er progressiv und liberal ist; gäbe er dasjenige auf, in seiner bestimmten Form, welches sich entwickeln soll, dann verlöre ja die Entwickelung selbst allen Sinn, ja ließe sich gar nicht denken; und gäbe er diese auf, so verlöre ja das, was er erhalten will, die bestimmte Lebendigkeit, er schleppte sich, einem Wahnsinnigen ähnlich, mit einer Leiche.

Indem ich mit gewissenhafter Aufmerksamkeit die eigenthümliche und eben daher freie, ja in seinem Umkreise gebietende Gewalt eines solchen Bürgers mit demselben Sinn auffaßte, mit welchem ich eine jede lebendige Gestalt in der Natur zu betrachten pflegte, war es mir besonders darum zu thun, die todten und

abgestorbenen Elemente von den lebendigen sorgfältig zu unterscheiden. Wie die Ebbe und Fluth, obgleich geschwächt durch die Strömungen, die Gesetze des Weltalls dennoch offenbarte, so suchte ich in dem still-geordneten Dasein des tüchtigen Bürgers das ordnende Gesetz des Staats zu erkennen; in ihm erkannte ich eine eigene, sich in ihrer Eigenthümlichkeit fassende, also freie Form des Daseins. Wie das Schneeglöcklein in dem rauhen März nicht dadurch seine eigene besondere Form findet, daß es trotzig gegen die Härte der Jahreszeit auftritt, die Stürme abhalten, über die Temperatur gebieten will, sondern dadurch, daß es sich in das stille Geschäft der eigenen Entwickelung versenkt, und so den kommenden Frühling weissagt, die noch späteren Monate mit ihrer lebendigen Fülle verkündet: so erschien mir der tüchtige Bürger. Welches ist nun das Gesetz, was still waltend in der rauhen Witterung des noch siegenden Winters die zarte Blüthe gedeihen läßt? Ist es nicht dasselbe, welches die üppige Vegetation, die grünenden Fluren, die mächtigen Waldungen für den Sommer entwickelt? Will dieses mächtige Princip die anmuthige Form, in ihrer zarten Gestaltung, etwa einem allgemeinen vegetativen Schema-

tismus opfern? lebt sie nicht in der Kraft des zukünftigen warmen Sommers, als wäre dieser selbst ganz in die Pflanze versunken, als wäre er, obgleich später erscheinend, nur dazu da, ihre Entwickelung zu fördern? ruht sie nicht sicher und zuversichtlich, von der Macht des zukünftigen Sommers getragen, mitten in Frost und Kälte, wie das waffenlos der Natur preisgebene Kind in den Armen der Mutter?

So begrüßte ich den Frühling des Staats in dem rauhen März, und wagte es, ihn zu verkündigen, obgleich ich die Gefahren und die rauhe, Manches zerstörende, Witterung des Aprils und Mai's kannte und nicht ohne Sorge erwartete.

Ist nicht dasjenige frei, welches sich in seiner eigensten Gestalt zu entwickeln vermag? welches in seiner engen, scheinbar schwachen Form sich selbst zu fassen und durch alle Stufen der Entwickelung darzustellen die Macht hat? Wenn es den Sommer zu weissagen vermag, ruht dann nicht dieser ganz als zuversichtliche Verkündigung in seinem Innern, als sein Heiligthum? Ist nun die Geschichte einer Macht anvertraut, die ihre Entwickelung bis zur Reife leitet, liegt dann nicht ihr ganzer zukünftiger Reichthum in der schwachen Ge-

staltung, die den drohenden Strömungen einer verwilderten Zeit entrissen, hier im Stillen gedeiht, ja selbst lebendig um sich her Leben erweckt und im Bilde der göttlichen Leitung der Geschichte jegliches in seiner Art hervorruft und gedeihen läßt?

Die Dichter suchen das geliebte Mädchen als das concentrirte Bild der ganzen Natur darzustellen, wenn es in seiner sittlichen wie leiblichen Schönheit dem Geliebten gegenüber tritt. Es liegt in dieser Auffassung eine tiefe Wahrheit, wenn diese Liebe nicht als eine vorübergehende Leidenschaft, die schnell entstanden in der Verbindung sich neutralisirt, vielmehr als eine in allen ihren Organen und Gliedmaßen geweissagte Familie sich äußert, als ein Frühling, der für den zukünftigen Sommer das warme Leben mit seinen tausend wechselnden Gestalten in lichtvoller Eintracht verhüllt.

Ich lernte es, zu einem solchen Bürger mit seiner Familie, wie zu einem heiligen göttlichen Tempel, Wallfahrten anzustellen. Zwar fand ich ihn schwach, das vernachlässigte Dach ließ den Regen durch, die Stürme warfen die Ziegeln ab, und das oft unsichere Gebäude erbebte in seinem Innern: aber die Mauern waren dennoch fest auf sicherem Grunde gebaut, und das schöne

Ebenmaaß des Gebäudes hatte sich in der Zerstörung erhalten, selbst wenn dieses einer Ruine gleich sah. Daher war das volle Leben noch nicht entwichen; es war die Pflanze, die ihre Blüthe gegen die Erde neigte und in stillem Sinne, wie im stummen Gebet, die Sonne anflehte, daß sie erfrischend erscheinen möge. Sie kam, und die Blüthe richtete sich auf, ihr entgegen.

Während ich um mich her das wilde Geschrei nach einer Freiheit hörte, die für mich keinen Sinn hatte, während man laut nach Gleichheit schrie, da, wo ich eine reiche Mannigfaltigkeit verschiedener Formen suchte, während man, wüthend aufgeregt, Rechte forderte, die einen jeden den Andern feindlich gegenüber stellten, da ich mich nach Liebe sehnte, die nur in wechselseitiger Hingebung gedeiht, fing ich an, meiner Jugend Träume zu begreifen. Die stille Neigung, die das Kind schon einsam in die Natur hineinzog, das wunderbar reiche Gespräch, welches unbegriffen und doch verstanden, wie das Flüstern der Blätter in dem mächtigen Walde, mich ergriff, hatte seine höchste Deutung erhalten. Wie nennst du, fragte ich, jenes weissagende Princip, welches eine geordnete lebendige Zukunft in sich trägt? Es war mir, als schwebte meine Kindheit vor mir, als

hätte ich das Wort erkannt und könnte es nicht wieder finden, als hätte die herrliche Mutter mir es ins Ohr geflüstert, als hätte ich es ganz leise dicht an dem Ohre vernommen, aber als klänge es jetzt mächtig und laut aus meinem Innersten wieder hervor; es war der Glaube des Kindes. Damals, leise vernommen, erhielt es innerlich eine große Kraft; jetzt trat es mir laut verkündigend entgegen: aber das innere Echo hallte von dem erstarrten Gebirge zurück und vermochte nicht, es in Bewegung zu setzen. In meiner Kindheit begriff man nicht, wie das laute, leidenschaftlich bewegte Kind zugleich ganz in unklarem Sinnen verloren, die stille Einsamkeit suchte: jetzt stand, was damals unbegriffen dennoch ein ganzes Leben als sein inneres Selbstverständniß in Anspruch nahm, mit seinem ganzen Reichthum und Klarheit vor mir, ich erkannte es. Mich durchdrang eine wunderbare Freude, wenn ich es erforschte; der Schatz bot sich mir selber an, und dennoch vermochte ich nicht, mir ihn anzueignen. Ich sah es, ich erlebte es, es fing ein Wendepunkt in meinem ganzen Dasein an; ich hörte eine Stimme, die mir zurief: du sollst wieder Kind werden! ich hörte sie, aber sie hatte keine Macht über

mich. Nur wo sie mir, wie die Pflanzen und Thiere in meiner Kindheit, als ein anderes, als ein fremdes, als eine liebliche Natur entgegentrat, zog sie mich an, daß ich von ihr nicht lassen konnte.

Diesen Zustand meiner innern Entwickelung, wie er mich in meiner Kindheit und Jugend bewegte, habe ich aus früheren Epochen meines Lebens anzudeuten gesucht.

Das Hauptresultat meiner Ansicht, in so fern diese meine Lehre formte, war nun folgendes: der Staat könne nicht in der Zeit als Staat entstehen; was nicht den Keim einer lebendigen Organisation in sich trage, könne einen solchen auch niemals aus irgend einer Einrichtung erhalten. Diesen organischen und organisirenden Keim müsse man im ganzen Staate und in einem jeden Bürger desselben vorfinden, und damit der Staat sich entwickele, müsse er schon von vorn herein als ein im Ganzen und auch in jedem Punkte Lebendiges betrachtet werden. Der Staat, davon hatte ich mich überzeugt, sei durch das thierische Leben vorgebildet; wie in dem Embryo alle Organe schon da sind und sich in und mit einander entwickeln, und keines hinzugefügt werden kann von außen her: so ist auch mit

dem Keime, wo dieser sich als ein lebendiger Staat verwirklichen soll, niemals ein bloß Allgemeines, welches so oder so sich formen läßt, vielmehr jederzeit mit dem Staate die bestimmte Form desselben gegeben. Dieser Staat ist also ein bestimmt gestalteter, und eben so wie durch das thierische Leben, so auch durch das vegetative vorgebildet, in so fern es nämlich in der Zeit die verschiedenen Stadien der Entwickelung durchläuft. Zwar hängt das Gedeihen des Staats, wie das Gedeihen des wachsenden Lebens überhaupt, von Verhältnissen ab, die außer ihm zu liegen scheinen, und der Staat ist in so fern durch die zahmen Thiere und Pflanzen vorgebildet, die wir vorzugsweise die kulturfähigen zu nennen pflegen: diese Thiere und Pflanzen aber sind solche, die zu einem bestimmten geschichtlichen Zwecke vervielfältigt und in ihrer bestimmten Form gefördert werden sollen. So wie es nun unmöglich ist, eine Thierheit oder Pflanzlichkeit überhaupt, die sich willkürlich gestalten ließe, zu Grunde zu legen, vielmehr die Thierheit, so wie die Pflanzlichkeit sich schon in wirklichen Thieren und Pflanzen, Ochsen, Schafen, Pferden bis zu den Hunden herab, in Getreidearten, Gemüsen, Waldbäumen, die ihre unabänderliche Form

haben, darstellen, über welche wir nichts vermögen: so sind eben so entschieden die bestimmten culturfähigen Momente des Staats gegeben; diese nenne ich die Bürger; und weil hier eine jede Person die nämliche Bedeutung hat, die wir bei der Gattung der Thiere und Pflanzen vorfinden, so beruht eine jede Entwickelung des Staates darauf, daß wir die Persönlichkeit der Bürger erstens erkennen, dann, wie wir sie eben erkannt haben, pflegen. Nun giebt es zwar allgemeine Elemente, in welchen der Bürger lebt und die das Gedeihen desselben bedingen, wie die Umgebung, in welcher die Pflanze wächst: der für die Pflanze gedeihliche Boden, die Verhältnisse von Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit der Atmosphäre, Dämmerung und helles Licht. Diese sind in einer Rücksicht allgemein, und der Willkür ist es überlassen, das Gedeihen der Pflanze durch eine verständige Einrichtung zu fördern, und durch eine unverständige zu hemmen. Aber niemals darf eine solche Pflege ihrer Beziehung auf die bestimmte Pflanze entsagen, ja selbst die äußeren Elemente sind ihrem Wesen nach gegeben und nur bedingte Verhältnisse stehen in unserer Gewalt. Eine Pflanze fordert einen magern Boden, und

es wäre lächerlich, aus irgend einem allgemeinen Wohlwollen ihr einen fetten aufdringen zu wollen; eine fordert, verglichen mit einer andern, eine größere Kälte, und es wäre unverständig zu behaupten, man nähme sich der Pflanzen mehr an, wenn man ihr eine größere Wärme böte. Ein jeder Blumenliebhaber weiß recht gut, daß man nicht alle Pflanzen auf gleiche Weise reichlich begießen darf, daß man einige in Schatten stellen muß, wenn andere nur im vollen Licht gedeihen. Nun behauptet man zwar, das sei eine thörichte Ansicht und auf die Entwickelung des Staats angewandt, eine höchst unwürdige, denn der Mensch sei frei und sein Lebensprincip der Wille. Dieser aber könne sich willkürlich so oder anders gestalten. Die Pflanze aber, wie das Thier, sei vielmehr an ihre Form gebunden und dieses Unfreie schließe eben die Geschichte aus; der Mensch sei nicht ein unabänderlich bestimmtes Naturprodukt, wie ich thörichter Weise annähme, und dieses ist nun allerdings der Hauptpunkt auf welchem die Differenz mit meinen Freunden beruht.

Der Mensch ist, wie das Thier, ein sinnliches Wesen, die Form seiner Sinnlichkeit ist bedingt durch

eine unabänderliche Gestaltung seines Leibes; keiner kann den sinnlichen Verstand der Menschen auf eine andere Gestalt übertragen. So ist eine ganz unabänderliche Gestalt die nothwendige Trägerin der menschlichen Freiheit, des Verstandes so wie der Sittlichkeit. Was dieses Unabänderliche entwickelt, offenbart die Freiheit, ja sie setzt die Gestalt in freie Thätigkeit, und wenn wir willkürlich über die Gestalt gebieten wollen, werden wir in Knechte verwandelt, wie eine jede sinnliche Ausschweifung, ein jedes unregelmäßige Dasein uns beweist. Wir sind nur geistig frei, in sofern die Natur und ihre Gewalt von uns unbedingt anerkannt wird. Mens sana in corpore sano. Nun ist die Frage diese: ist der Mensch, geistig betrachtet, nur als Gattung da, wie die Thiere und Pflanzen? so daß wir, wie bei diesen, nur auf die Gattung zu sehen und die nämliche Form unter die nämlichen Bedingungen der Pflege zu stellen haben, damit sie gedeihen? Also, wie der Kosmopolit, wenn er jener abstracten Ansicht huldigt, behaupten müßte, daß eine allgemeine Menschheit an die Stelle der organischen Einheit aller Menschen, oder wie der Volksthümliche, von demselben Standpunkte aus, behaupten müßte, daß eine allgemeine Deutschheit an

die Stelle der organischen Einheit aller Deutschen zu setzen sei.

Nun ist allerdings unsere Behauptung diese, daß ein jedes menschliche Individuum seine unüberwindliche Gestaltung habe, daß diese, eine geistige und geschichtliche eines jeden Menschen, aber sein Heiligstes sei, das Pfund der heiligen Schrift, das, wozu er nicht von Menschen, auch nicht durch sich selber, sondern von Gott berufen ist. Diese Gabe kann er willkürlich gebrauchen und mißbrauchen, den Staat fördern oder unterdrücken, wie der Gärtner die bestimmte Pflanze, die seiner Obhut übertragen ist; ihre Form kann er aber niemals ändern. Da nun der Mensch, als Individuum in den Staat gesetzt, zugleich sein eigener Pfleger ist, so findet er in sich, und zwar ein jeder, je reiner er sich prüft, ein ihm Anvertrautes, welches, seiner innersten Natur nach, nicht entstanden ist in den Erscheinungen der sinnlichen Welt, nicht bedingt ist durch Natur oder geschichtliche Verhältnisse. Allerdings kömmt diese bestimmte Gabe, dieser lebendige Keim nur in einer durch die göttliche Leitung der Geschichte bedingten Umgebung zum Vorschein, und sie würde gar nicht erscheinen können, wenn sie

nicht von dieser genau so geordneten Natur, von dieser so geordneten Geschichte getragen würde; daß du lebst in diesem südlichen oder nördlichen Lande, daß du geboren und erzogen bist in einer armen oder reichen, vornehmen oder geringen Familie, daß du zur bestimmten Thätigkeit berufen bist, in diesem oder jenem gebildeten oder rohen Staate, hängt eben so wenig von dir ab, wie dein göttlicher Beruf: aber dieser letztere ist nicht dazu da, daß er sich in der Unbestimmtheit der Umgebung verlieren soll, vielmehr dazu, seine eigenste Gestalt, sein inneres, besonderes Dasein zu behaupten. So gedeiht die Pflanze nur in ihrer Art, in ihrer ganz scheinbar bedingten Form, durch ein gegebenes, sicheres Verhältniß der Luftfeuchtigkeit, der Temperatur und des Lichts; sie scheint ein bloßes Produkt dieser Verhältnisse zu sein: aber die letzteren sind in der That nur da, damit ein Höheres zum Vorschein komme, und daher erhalten diese Verhältnisse selber erst ihre Bedeutung durch die Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen, und was wir das Klima nennen, steigerte sich zur lebendigen Landesphysiognomie. So steht auch der Mensch, Weib wie Mann, als leibliche Organisation in einem bestimmten

Lande, als geschichtliche Organisation in einem bestimmten Staate; und wenn wir sagen — das Höchste, was man überhaupt von einem Menschen sagen kann — er habe seinen Beruf erkannt, so ist er auch dazu da, diesen geltend zu machen, der nicht von Menschen, sondern von Gott ist, und hier gilt es allerdings, und an einen jeden Bürger ergeht der Ruf: du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Wer nun seinen göttlichen Beruf erkannt hat und diesem folgt, der ist, behaupten wir, der Herr der Umgebung, in welcher er lebt, wird nie ein Knecht derselben; wie die Pflanze, wenn sie freudig wächst und gedeiht, Herr des Klima's ist, dieses beherrscht, daß es für sie und zu ihrem Gedeihen da ist. Nun behaupte ich: das Wesen eines Staates ist eben dieses, daß ein Volk in und mit der freien Gestaltung aller seiner Bürger sich entwickelt. Allerdings hängt diese Entwickelung nicht ab von dem Gutdünken des Menschen, sie steht in einer höhern Hand, und wie zu viel Trockenheit oder Feuchtigkeit, zu viel Kälte oder Wärme, den Pflanzenwuchs hemmt, und selbst, als zehrende Insectenwelt, die unbändige Begierde auf lange Zeit den Saamen der Zukunft zu vernichten scheint: so trifft der strafende Gott Völker

und Fürsten, daß sie in der eigenen Verwirrung zu Grunde gehen. Aber selbst dieser Untergang ist nur scheinbar. Auf den durch Ungewitter verwüsteten Feldern scheint jeder Keim für die Zukunft verloren, in dem zerrütteten Staate jede Hoffnung verschwunden; aber wie dort hier und da ein einzelnes Samenkorn sich dem drohenden Verhängniß entzieht, wie hier und da ein Keim unbemerkt die ersten Stufen der Entwickelung trägt: so bewahrt in stiller Zurückgezogenheit, ja selbst in scheinbarem Untergange, der Mann, der seinen Beruf erkannte, nicht bloß in der harten Verschlossenheit des Saamens, sondern auch in der unbemerkten Entwickelung der Familie die lebendige Zukunft des Staats; und dieses gilt, wie in der verwüsteten Gegend von einer jeden Pflanzenform, mag sie als mächtiger Baum oder als unscheinbarer Grashalm gestaltet sein, so von dem geringsten Bürger sowohl als von dem Mächtigen und Großen, ja von dem Fürsten. Wenn daher eine freudige Zeit in der Geschichte hervortritt, so tritt auch der Staat, an seine Vergangenheit geknüpft, in seiner früheren Entwickelung wieder hervor, wie die verwüstete Gegend sich mit allerlei Gewächs bedeckt. Nur daß in der Geschichte

alle Gestalten eine Gesammtgestalt darstellen, von einer gemeinsamen Entwickelung ergriffen, die bestimmt ist, die sich offenbarende leitende Liebe Gottes immer herrlicher zu enthüllen.

So bewahrt allerdings ein jeder Mensch die Stätte der göttlichen Freiheit in seinem Innersten, in seinem Beruf; und nachdem ich das Gedeihen derselben erkannt hatte, da, wo in einer innern Einfachheit des Lebens, in der Thätigkeit des Mannes, der die unwandelbaren Keime des Berufs in sich trug, in der Entwickelung der stillen Familien, die im Einklange mit den gegebenen Verhältnissen, nicht gestört durch die Verwirrung der Zeit, sich anmuthig vor meinen Augen darstellte, hatte sich der stille Naturgenuß meiner Kindheit und Jugend, die Idylle meines frühern Lebens zur Geschichte gesteigert, und meine frische zuversichtliche Hoffnung begrüßte den Frühling jetzt wie damals, hier wie dort.

So war mir der Staat eine höhere Natur geworden, eine in sich geschlossene Organisation, deren zukünftige höhere Reife in und mit anderen lebendigen Staaten mir als göttlicher Zweck vorschwebte. Die Stände erschienen nicht als Erzeugnisse der Reflexion,

ersonnen, um einer provisorischen Nothdurft abzuhelfen: sie waren, wie der Mensch, ehe er geboren wird, in der lebendigen Entwickelung der Geschichte schon da, und ein jeder Stand in seiner Art bestimmt, nicht allein sich in sich selber zu gestalten, sondern auch alle übrigen Stände zu fördern und zu beleben, indem sie zugleich durch die reine Freiheit des Berufs einen jeden Bürger frei machten. Daß die Stände und ihre Verhältnisse zu einander durch einen äußeren Zwang sich wechselseitig, ihrem Wesen nach, bedingten, also in einen fortdauernden Rechtskrieg verwickelt waren, gehörte zwar zur Erscheinung derselben, aber nicht zu ihrem Wesen; dieses war jederzeit ein positiv lebendiges besonderer Art, und äußerte sich durch die, einem jeden Stande eigenthümliche innere Lebenskraft, in und mit welcher alle übrigen Stände gefördert und belebt wurden; nur wo ein Stand ganz und gar für die übrigen lebte, stellte ein jeder sein eigenes Wesen dar. Im Staate, als solchem, konnte nichts erscheinen, was sich nicht in der organischen Wirklichkeit des ganzen Staats darstellte; wie Alles in dem organischen Leibe leiblich ist. Daher steigerten sich alle Vereine des Staats nothwendig zu Corporationen, die

eine desto größere Bedeutung für den ganzen Staat hatten, je eigenthümlicher sie sich in sich abschlossen, nicht um einem vereinzelten schlechten Interesse zu leben, sondern um die innere Lebenskraft zu gewinnen, die sich nicht erhalten kann, ohne erfrischt zu werden durch das Gesammtleben aller Stände. Daher mußte ich ein Vertheidiger der Zünfte werden und die überhandnehmende Bildung einer wilden Gewerbefreiheit bekämpfen. Zwar waren die alten Zünfte an ihrer eigenen Versumpfung erstorben und diese erzeugte die zerstörende Gewerbfreiheit, als eine nothwendige Krankheit; aber der Staat stirbt nie, wie der König nie stirbt. Eine jede Krankheit ist eine Krise der Erneuerung, wie gefährlich sie auch erscheinen mag. Die Zünfte sollen nicht eine bloße Vereinigung vereinzelter geistloser Beschäftigungen sein, es sollen sich höhere geistige Momente in diese hineinbilden, die von dem ganzen Staat in seiner Gesammtentwickelung ausgehen. Die Zünfte gestalten sich in ihrer Art mit innerer, größerer Sicherheit zwar nur in dem langsamen von Gott geleiteten Gange der Geschichte, und erkennen sich wechselseitig nur in ihrem eigenthümlichen Wesen, indem sie mit dem Staate einer höheren Reife

entgegengehen. Da diese langsam wachsende Reife der Staaten in Gottes Hand steht, so wäre es eine Thorheit, sie, für eine bestimmte Zeit, als vollendet auffassen und bestimmen zu wollen; ja ein jeder Versuch der Art würde sich selbst vernichten, und die Ansicht der Staaten, die mir eine göttliche ist, in eine solche verkehren, die ich aus voller Ueberzeugung bekämpfe. Alles, was im Staate äußerlich eingerichtet wird, ist ein Provisorisches, es soll ein Daseiendes, sich Entwickelndes schützen; es vermag nichts zu erzeugen. Das Mißverständniß, als ließe die lebendige Entwickelung sich in eine, aus der Reflexion entstandenen Einrichtung verwandeln, ist die ursprüngliche Sünde aller Reflexionen, die sein will wie Gott, und die es nicht begreift, daß im Bilde Gottes erschaffen zu sein, nichts heißt, als im freien Sinne sich entwickeln, und daß, was die ganze Welt, so wie sie da ist, die ganze Schöpfung in der göttlichen Fülle der Zeit offenbaren will, sich nie in einer bestimmten sinnlichen Zeit fassen läßt. So haben die Anhänger des St. Simon, des Fourier, die Communisten, in der That eine tiefe Wahrheit ergriffen, aber dadurch, daß sie ein Göttliches, als ginge es von ihnen aus, als ließe es sich

durch ihre Einrichtung verwirklichen, auffaßten, unmittelbar in einen gefährlichen Wahnsinn verkehrt.

Da der dritte Stand sich besonders auf eine mächtige Weise in der neueren Geschichte gehoben hat; da durch ihn die größten Hoffnungen, aber aus ihm auch die gefährlichsten Verirrungen entstanden sind, so sei es mir vergönnt, seine organisirende Bedeutung hervorzuheben. In ihm bildete sich die große Mannigfaltigkeit der Vereine, der Zünfte. Wie sie naturgemäß entstehen, können sie nie erzeugt werden durch äußere Veranstaltungen: der Staat aber ist dazu berufen, den lebendigen Keim zu schützen; und wie auf den Aeltern die Pflicht ruht, in dem Kinde die Absicht Gottes mit ihm zu erforschen und durch Erziehung und Unterricht zu pflegen, damit es werde, wozu Gott es berufen hat, und nicht, wozu wir es thörichter Weise bestimmen mögen, so hat der Staat die Verpflichtung, Vereine, die sich bilden wollen aus dem freien Grund eines freiwilligen Einverständnisses anzuerkennen, zu schützen und zu befördern.

Wir können nun die Art und Weise, wie solche Vereine sich bilden werden, nicht bestimmen; das in der Gegenwart Unbestimmbare, obgleich aus einer be-

stimmten Vergangenheit eine sichere Zukunft tragende, wie es in der Fülle der Zeit sich gestalten will, gehört zu ihrem Wesen. Damit uns aber diese hoffnungsreiche Zukunft, die allerdings nur in und mit dem tieferen Sinne der heranwachsenden Bürger hervortreten kann, begreiflicher werde, wagen wir es, eine solche Zukunft in einem engen Kreise der Gewerbe anzudeuten. Wir wählen das Handwerk der Schuster. Der zweckmäßig erzogene und unterrichtete Knabe, dem dieses Gewerbe durch äußere Verhältnisse nahe gerückt ist, dem es aber nicht aufgedrungen wird, der es vielmehr selbst wählt, findet einen rohen Naturstoff vor sich, der auf bestimmte Weise behandelt in seine Hände kömmt. Die thierische Haut, in Leder verwandelt, ist das Material seines Handwerks. Aber dieses Produkt ist zugleich für mancherlei andere Gewerbe bestimmt. Der gebildetere Schuster wird nun, wie in einer eigenthümlichen, ihm näher tretenden Welt, sich mit der Bereitung des Leders aus der thierischen Haut genau bekannt machen; selbst ein wissenschaftliches Element wird ihm näher treten; der Gärbeprozeß wird ihn für die Chemie gewinnen. Unserer Ueberzeugung nach sollten an die Stelle der unbestimm-

ten, allgemeinen technischen Schulen, Zunftschulen sich bilden; in unserem jetzigen Falle würde dem gebildeten Schuster nun eben die Theorie des Gärbens am nächsten liegen, und wie man eine lebendige Sprache durch das unmittelbare Sprechen derselben sicherer in seine Gewalt bekömmt, als durch eine Grammatik, so würde auch hier das persönlich nahe liegende Bedürfniß den allgemeinen Zusammenhang des Gärbeprozesses mit verwandten chemischen Prozessen allmählig entwickeln, und von dem bestimmten besonderen Punkte ausgehend, sich selbst für die wissenschaftlich theoretische Chemie reicher entfalten. So würde das beschränkte Gewerbe sich dem höheren Wissenschaftlichen nähern, ohne in diesem sich zu verlieren. Aber entschiedener würde die auf den praktischen Gebrauch gerichtete Lederbereitung ihm eine eigenthümliche Aufgabe werden, ohne diese zu kennen, würde er das Material, welches er benutzen soll, nicht hinlänglich beherrschen können. Eben so wichtig müßte der Umsatz des Leders für sein zünftiges Interesse sein. Was ich hier von dem Schuster gesagt habe, gilt eben so entschieden von dem Gärber, von einem jedem Handwerker, der das Leder bearbeitet, und so entsteht eine erweiterte Zunft, indem

das nahe Verwandte vereinigt wird. Der Lederhändler wird in die Mitte des allgemeinen Welthandels durch ein materielles, wie der Gärber in die Mitte eines wissenschaftlichen Interesses hineingezogen, und wo eine eigenthümliche Welt sich auf diese Weise in einem jeden Mitgliede der Zunft ausbildet, da wird dieses nothwendig ein lebendiges Organ des Staates sein; es wird in immer größerem Sinne das Gedeihen sämmtlicher Gewerbe für seine eigene Existenz fordern. Jedes Mitglied einer solchen Zunft ist nicht starr an seine Beschäftigung gefesselt; der Schuster kann, wenn Neigung und äußere Verhältnisse es erlauben, Gärber oder Lederhändler werden.

Eine Zunft, deren Sinn auf eine solche Weise bürgerlich erweitert ist und die, je reifer sie wird, desto entschiedener zur Corporation sich ausbildet, enthält nothwendig ein sittliches Element in sich, es stellt sich durch den Stolz dar, der bewußtlos die Zuversicht eines eigenen Lebens ausspricht. Durch das zünftige Ehrgefühl, welches alles Unwürdige abstößt und ein jedes Mitglied der Zunft auf seinem durch Tüchtigkeit errungenen Standpunkt für frei erklärt, bildet sich ein religiöses Gewissen, welches das Werk der Hände

weiht und allem Erwerb einen höheren Sinn giebt. Zeigten sich doch alle diese Keime eines höheren religiösen Sinnes selbst in den alten verfallenen Zünften und gingen mit diesen zu Grunde.

Solchen Zünften, in dem Maaße als sie ihre lebendige Bedeutung erlangen, kann der Staat Manches anvertrauen, was jetzt nur durch äußere Veranstaltung und durch Zwang erreicht wird, ja manche Aufgabe des Staats würde hier ihre wahre Lösung finden. Die Repräsentanten der Stände sollen gewählt werden. Welchem Bürger gebührt das Wahlrecht? Ist es nicht seltsam, daß die europäischen freien Staaten sich constituirt haben, ohne die Aufgabe, die das Fundament ihrer Bildung ist, gelöst zu haben? Der Besitz kann allein keine Berechtigung haben. Dieser ist todt, bis er Eigenthum, Ausdruck lebendiger Eigenthümlichkeit wird. Wer aber, selbst arm, in einer Corporation als freies Mitglied lebt, der ist Bürger. Und es giebt keine andere. Die Corporationen wählen, und so wie diese organisch heranwachsen, bilden sie ein sittliches Element aller Wahlen. Das Heben der Abgaben fordert Beamte, die einen gewissen Theil derselben verzehren. Das Gewissen der Corporationen

würde sicherer und ohne Unkosten die Stelle der meisten Beamten ersetzen; die allgemeinen Armenanstalten, die das sittliche Moment persönlicher Theilnahme in allen Seelen zu ersticken drohen, würden den Familien näher gerückt, und diese würden durch die Armen in sittlicher Rücksicht viel mehr erhalten, als sie verschenkten. Ich nenne diese Punkte nur, die sich in vielen anderen Richtungen entwickeln ließen.

So oft werden Einrichtungen und Gesetze organische genannt, ohne daß man im Stande ist, die Berechtigung für einen solchen Ausdruck nachzuweisen; denn wie kann innerhalb des bloß Todten und Unorganischen und aus diesem etwas Organisches entstehen? Halten wir die Consequenz des Begriffs der Organisation fest, so sind in den freiesten Staaten die meisten Einrichtungen und Gesetze außerhalb des genannten Begriffs liegend, und der Gärtner könnte eben sowohl die Stützen für die Schlingpflanzen, die Mistbeete und Gewächshäuser, die Wahl der zweckmäßigen Erde, die Bewässerung u. s. w. organische Einrichtungen nennen. Die Bestimmung zweckmäßiger Nutzmittel ist keinesweges ein organisches Gesetz, und der Zusammenhang der dabei unter den ver-

schiedenen Mitteln stattfindet, und sich nachweisen läßt, ist nur ein logischer. Es ist aber leicht einzusehen, daß eine consequent durchgeführte organische Auffassung des Staates und der Geschichte desselben, als eine organische Entwickelung zur Reife, nothwendig eine monarchische sein müßte; denn das Lebensprincip, die inwohnende Seele der Organisation, d. h. die Persönlichkeit derselben in ihrer Einheit, ist zwar allenthalben und nicht bloß in diesem oder jenem Organ, die allgemeine Persönlichkeit aber, der sich in der organisirenden Geschichte offenbarende Gott, ist selbst der Unsichtbare. Dennoch muß ein einigendes Gebilde in einer jeden Organisation, in so fern sie erscheint, nothwendig zum Vorschein kommen. Die unsinnige Vorstellung, daß dieses Gebilde ein bloßer Gedanke sei, der in seiner Nacktheit und ohne eine organische Wirklichkeit zu erhalten, dennoch in einer bestimmten Person, auf die man ihn überträgt, sein solle, müßte ich freilich auf das Bestimmteste abweisen. Diese unwirkliche Persönlichkeit, die als solche das Innerste des organischen Staatslebens repräsentiren sollte, wäre einem metallischen Herzen ähnlich, welches durch galvanische Ketten das Gefäßsystem ersetzte, und so in

dem wesentlichen Todten, in der Leiche, ein widerwärtiges Scheinleben hervorriefe. Das ist ja eben das Bewunderungswürdige der Organisation, daß, was von ihr ergriffen ist, sich ihr ganz hingeben muß; sie besitzt es ganz, oder gar nicht. Dieser tolle Fetischismus unserer Tage ist das allerdings consequente Produkt einer logischen Barbarei, die sich recht exakt durch eine Person, die man König nennt, und die, wie man sagt, herrschen, aber nicht regieren soll, ausgedrückt findet; als wenn die Herrschaft sich durch irgend etwas Anderes als durch das Regieren darstellen ließe. So versenkt sich das Herz in die vegetative Tiefe des Leibes und ordnet die gesammten Pulsschläge desselben, d. h. es regieret alle Verhältnisse, alle Organe, ohne die Selbständigkeit ihrer Functionen zu hemmen, und von einem jeden Punkte der mannigfaltigen Functionen strömt das Blut wieder dem Herzen zu, und jene werden in der organischen Einheit ihrer Entwickelung repräsentirt. Aber hier tritt die Differenz zwischen der herrschenden Lehre und derjenigen, die ich zu vertreten geboren ward, erst recht schneidend hervor; sie haben beide eben nichts mit einander gemein. Die Puppe, der Fetisch, den sie

nicht in die Mitte der Organisation zu versenken den Muth haben, sondern an die Spitze derselben stellen, ist recht eigentlich der Schlußpunkt eines aus Schlüssen zusammengesetzten todten Staates, das Princip aller modernen Constitutionen in ihrer Consequenz gedacht. Ich spreche allerdings in meinen früher genannten Schriften von einem constitutionellen Staat, ja als ein wichtiges und wesentliches Moment erwarte ich diesen für den Staat, in welchem ich lebe und dem ich diene; auch habe ich in der durch meine späteren Streitigkeiten veranlaßten Schrift (die gute Sache 1819) den Ausdruck gebraucht: ein jeder nicht constituoneller Staat ist ein interimistischer. Ein modern liberaler Schriftsteller hat sich auf diese Aeußerung berufen, natürlich ohne zu bedenken, was ich Constitution nenne, und daß mein Interimisticum ein solches ist, welches mit seinem in einem entschiedenen Widerspruche steht. Der König des von mir erkannten, sich geschichtlich entwickelnden Staats regiert alle Pulsschläge desselben; erweckt und belebt ein jedes Organ in seiner Art, und die Selbstbestimmung einer jeden Persönlichkeit des Staats ist, was sie ist, nur durch die gänzliche Hingebung. Habt ihr den Sinn der

Treue, den Sinn der Liebe verloren, so ist euch auch die eigentliche Freiheit eines jeden Bürgers ein unauflösbares Räthsel geworden. Die wahre Knechtschaft, Tyrannei, die ärger ist, als irgend eine orientalische, ist die des construirenden logischen Begriffs, der modernen Constitutionen. Glücklicherweise kommt sie nie zum Schluß, zur Ruhe; das wahre unsterbliche Leben des Staats, wie die sechzigjährige Erfahrung unserer unglücklichen Nachbaren zeigt, sträubte sich gegen die tödtende Consequenz; und der logisch construirte Staat muß immer von neuem in Frage gestellt werden. Wenn die Hingebung, die sich dem König opfert und durch ihn dem Staat, eine bloß legitime, gesetzliche genannt wird, dann ist dieses freilich immer ein Zeichen, daß sie sich aus einem innern, nicht aufgehobenen Widerspruche herausbildet, daß das Gesetz nicht durch die Liebe bestätigt ist. Ist aber die Hingebung Liebe geworden, dann giebt es keinen tieferen Ausdruck für die Persönlichkeit des Königs, als den, er sei aus göttlicher Gnade da; denn er stellt den innersten Pulsschlag der Organisation dar; das anregende Princip aller Organe, welches nur da ist, insofern es organisch verwirklicht wird.

Es ist merkwürdig, wie Ausdrücke, die sich nur von unserem Standpunkte aus erklären lassen, eine lange wichtige Bedeutung erhalten haben; wie die freieste Gesinnung den König als den Repräsentanten der göttlichen Gnade betrachtet, wie man in den durch den Tod wechselnden königlichen Persönlichkeiten die Unsterblichkeit des Königshauses sah; der König stirbt nie, so sprach man in dem Lande, wo man den König ermordete und das Königthum noch immer in einen todten Götzen verwandelt.

Zwei Richtungen erkennen wir, die über die bloß unmittelbare sinnliche Entwickelung hervorragen. Sie trennen sich nicht von dem sinnlichen Staat, aber sie umfassen doch zugleich alle Staaten, ja das ganze sinnliche Dasein; sie beherrschen alle, erscheinen aber nie als die Herrschenden in dem wahrhaft gesunden Staate; wo sie sinnlich herrschen wollen, vernichten sie sich selber. Diese Richtungen werden durch Wissenschaft und Religion bezeichnet. Von beiden gilt, was der Heiland, der geistige Repräsentant beider, von sich sagt: der Erste unter Euch soll der Letzte sein, und der geistige Herr ist es nur, indem er ein Diener wird. Was das Gehirn

in der Organisation ist, das ist die Wissenschaft im Staate. Es giebt Sinne, wie Geschmack und Geruch, die sich dem leiblichen Leben ganz hingeben, Ohr und Auge aber umfassen eine Unendlichkeit. Der gesunde Staat trägt den Kopf aufrecht und findet sich nicht gefesselt, obgleich der freie Kopf alle executive Gewalt, alle That dem Herzen übertragen muß. Nicht die Geschichte allein, die sich selber vernimmt (wer Ohren zu hören hat, der hört), sondern auch die Natur, die sich selbst wahrnimmt, tritt in das Bewußtsein der Völker hinein: aber die erste wird nicht vernommen, die zweite nicht wahrgenommen unmittelbar, vielmehr durch vermittelnde hoch begabte Organe, durch welche die mannigfaltigen äußeren Verhältnisse innerlich werden. Die bildende Kunst, die Musik spricht uns nicht unmittelbar an, sondern nur so, wie sie durch talentvolle Persönlichkeiten enthüllt wird. Die in sich abgeschlossene Natur steigert sich zum Bewußtsein des Geschlechts nur durch die begabten Forscher, d. h. durch die angebornen Talente, die heimisch sind in bestimmten Richtungen der Schöpfung, und sich in einer tiefen eigenthümlichen Persönlichkeit, die früher da war als der Forscher, aussprechen;

aus, und wer den Sinn geübt hat, das Eigenthümliche des Bewußtseins in seiner Allgemeinheit zu erkennen, der entdeckt es auch, wo es in den äußeren Verhältnissen verborgen, kaum erkennbar, zum Vorschein kömmt; wie der Naturforscher selbst in den kleinsten und niedersten Thieren die Nerven erkennt und, wo sie sich nicht erkennen lassen, dennoch mit Sicherheit annimmt. Dieser ausgebildete Sinn für das Eigenthümliche, die Sonderung der verschiedenen Geister und zugleich die Anerkennung eines jeden in seiner Art, ist die höchste Gabe der göttlichen Liebe. Für diesen Sinn offenbart sich nicht allein das organisirende Princip eines jeden Staats in sich, sondern auch das friedlich organisirende Princip aller Staaten unter einander, ja des ganzen Menschengeschlechts. Denn dieses Princip spricht sich nur da aus, wo eine jede Völkerbildung als eine solche anerkannt wird, die nicht bloß durch und für eine andere da ist, sondern in sich selber ein eigenes Lebensprincip trägt und aus diesem sich entwickelt. So sind alle Wissenschaften auf die Befreiung der Persönlichkeiten gerichtet; das gemeinschaftliche geistige Einverständniß derselben. Die Staaten werden lebendige Persönlich-

keiten, die sich wechselseitig anerkennen, fördern, die Corporationen in den Staaten werden Organe, die in sich und mit dem Staate selbständig sind, wie der Bürger in der Corporation frei ist.

Daß die ganze Organisation eines Staats das religiöse Princip desselben ist, wird aus dem, was wir dargestellt haben, von selbst klar. Nur das Göttliche wird, nicht allein als ein vorübergehendes Element, sondern ganz, als ein Selbst, in einer jeden Person. Und so lebt ein jeder Bürger im Staate und für denselben, ja geht völlig in ihm auf, in so fern beide göttlicher Art sind; aber eben deswegen ist der Staat selber in und für einen jeden Bürger und geht in ihm auf, in so fern dieser sein innerstes lebendiges Wesen ergreift. Was den Staat von dem Bürger trennt, trennt auch den Bürger von dem Staate innerlich, und so weit, wie diese innere Trennung reicht, reicht auch die bloß äußere Beziehung, das äußere hemmende Verhältniß zwischen beiden. Der Bürger unterliegt dem Gesetze. Soweit aber der Bürger als Haupt der Familie, als Interessent der Zunft, als Mitglied der Bürgerschaft von der Liebe durchdrungen ist, ist er zugleich frei (die Liebe macht frei); ein in sich abgeschlossenes Selbst.

Daher steigern sich alle äußeren Verhältnisse zu inneren; indem er beherrscht wird, nimmt er zugleich an der Herrschaft Theil und repräsentirt sich selber. In einem jeden Staate, in so fern das göttliche Princip der Entwickelung in ihm frei waltet, wird selbst das zwingende Element der Gesetzlichkeit zur Freiheit gesteigert; der ächte Bürger ist eben selbständiger, je entschiedener er sich dem Gesetz unterwirft, denn es ist dazu da, ihn für den Staat, als eine göttliche Entwickelung und durch den Staat als ein persönliches Selbst zu gewinnen. Aber diese Entwickelung des Staates ist die göttliche That, die unsterbliche im Ganzen und in einer jeden Person, und in sofern dieses Fortschreiten nicht durch unsere particuläre Ueberlegung, nicht durch Institutionen und Einrichtungen, also nicht durch eigenes Verdienst da ist, erkennen wir es allenthalben als die Offenbarung göttlicher Gnade. Wo der Staat sich als eine höher geordnete Organisation, in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt des Königs erkennt, ist dieser der eigentliche Repräsentant der göttlichen Gnade; ja eben der König ist am entschiedensten, wie der reinste Punkt der Selbstbestimmung, so auch der völligen Hingebung; denn nicht ein do-

etrinäres und ideelles Princip des Staats bestimmt seine That, obgleich er durch jenes geleitet wird, vielmehr der jedesmalige Zustand des Volks, der selbst nur beherrscht werden kann, dadurch, daß er anerkannt wird. Der christliche König ist dazu da, wenn der Staat erkrankt ist, die Krankheit als eine eigene zu fühlen; die Sünden des Volkes zu tragen, aber auch durch göttliche Gnade zu heilen. Daher ist der ächte König (dem Heiland darin ähnlich,) wie die Liberalen sich richtig äußern, der Diener des Staats und eben dadurch der mächtige Herrscher desselben. Daher besteht die wahre Größe eines Königs darin, daß er der reinste Ausdruck der Zeit selbst in ihrer Verirrung ist, aber zugleich der heilende. Er wird nie gewaltsam äußere Verhältnisse, nie die innere herrschende Meinung, die er nicht überwältigen kann, bloß äußerlich unterdrücken wollen. Sie ist eine Fügung, die Gott zugelassen hat. Er soll sie verklären und durch weise Leitung beherrschen, dann ist die göttliche Gnade, in deren liebender Macht die gesunde Entwickelung liegt, in ihm thätig. Wo eine solche göttliche Macht als die erscheinende königliche hervortritt, da wird der rohe äußere Besitz innerer Ausdruck einer Eigenthümlichkeit,

lebendiges Eigenthum, freier persönlicher Leib, und ein jeder besitzt, was ihm gebührt, und ist in diesem Besitze frei. Ihr stellt die Frage: wie eine Repräsentation einzurichten sei? — Ein jeder, in Gott Freier, ist Repräsentant, aus sich selber; aber auch durch den König, in so fern er es zugleich aus sich selber ist. Mag ein besonderer Stand als der adlige, der bürgerliche, der Bauernstand, der gelehrte und geistliche, die Zunft oder die besondere Persönlichkeit als eine Repräsentation hervortreten; in so fern sie als solche das göttliche Princip des Staates in sich tragen, nicht wie der König für den ganzen Staat, wohl aber innerhalb ihres Berufs. Wenn sie diesen als eine göttliche Aufgabe fassen, ruht die Macht in ihr, die in der Peripherie des Staates den König ins Centrum stellt.

Ich habe diese Darstellung aus der durchgeführten Consequenz des Begriffs der Organisation entwickelt: sie läßt sich, wie ein jeder einsehen wird, auch als ein in sich geschlossenes nothwendiges Gedankensystem auffassen; als ein bloß immanentes, selbstbestimmendes Denkgesetz begreifen; der leitende Gott bleibt dann innerhalb der Organisation nur Ausdruck seines eigenen

nothwendigen Denkens. So hat sich diese meine Ansicht auch in der That gestaltet, und es hat sich später eine Philosophie gebildet, welche die Wahrheit und das Leben, den Staat und die Geschichte aller Staaten, als eine bloße Consequenz, nicht als die eines Daseienden, dessen Wirklichkeit als solche sich nicht aus einem bloßen Denken erklären läßt, sondern nur als eine klar Durchdachte in grundloser Absichtlichkeit hervortreten läßt, weil sie da ist. Daß sie aber da ist, verwandelt sie zur Schöpfung, zur göttlichen That, und durch diese erkannte ich den leitenden, schaffenden Gott in seiner Liebe, wie in seinem Gesetz, in seiner sich immer mehr enthüllenden geschichtlichen That, wie in seiner durch das Gesetz gerichteten natürlichen Schöpfung. So ward ich von der unruhigen politischen Bewegung, ja durch diese zu demjenigen zurückgeleitet, was innere Aufgabe meines ganzen Lebens war.

Manches, was ich hier ausgesprochen habe, wird man, wenn Gott mir es vergönnt, in anderen Schriften, aus einem anderen Standpunkte entwickelt finden; Manches war auch früher angedeutet, ja ist gewissermaßen trivial geworden. Gegen Aeußerungen

dieser Art muß ich die Priorität der meinigen behaupten. Wo es mir in der Naturwissenschaft vergönnt war, Gedanken auszusprechen, die später aus einem anderen Standpunkte hervortraten, ohne daß man sich meiner erinnerte, habe ich niemals es der Mühe werth gefunden, mich darüber zu äußern. Es ist möglich, daß Manches ein einfaches Plagiat war, aber die Möglichkeit, daß es in Beziehung auf die sich äußernde Persönlichkeit ein Ursprüngliches sein könnte, läßt sich niemals abweisen, ja diese Möglichkeit erschien mir als die schmeichelhafteste und für mich die glücklichste; denn nicht, was nachgesprochen wurde (ein völlig Unbedeutendes), vielmehr, was zum zweiten Male ursprünglich aus einer anderen Seele entstand, enthielt eine Bestätigung, die ich mit Freuden willkommen hieß. Wohl aber bin ich hier genöthigt, diese Priorität zu behaupten, nicht allein, wenn von Aeußerungen die Rede ist, die später laut wurden; ich muß mich auch auf die Ursprünglichkeit meiner Gedankenreihe berufen, wenn Aeusserungen vorkommen, die früher da waren; denn, was ich hier zu geben beabsichtige, ist ja, was ich innerlich sowohl als äußerlich erlebte und durchlebte. Das Erlebte würde ja aber als ein Erdachtes, als ein Erlogenes erschei-

nen, wenn Etwas darin vorkäme, was als ein Plagiat aus einem fremden Leben angeheftet wäre.

Der Mann, wenn er sein Leben darstellen will, hat immer mehr ein Inneres als ein Aeußeres zu erzählen, mehr einen gefundenen Zweck, den er erreichen will, einen Mittelpunkt seines Daseins, von welchem er ausgeht. Der Jüngling sucht diesen, und dieses Suchen wirft ihn in äußere Verhältnisse, die ihn hierhin und dorthin ziehen, und ihn immer von Neuem irre führen würden, wenn nicht eine göttliche Leitung seine fortschreitende Entwickelung ordnete. Ich nun bekenne, daß mein Denken nur aus einem Erlebten entsprang, und daß eben so, wie eine tiefe Sehnsucht in meiner Kindheit und Jugend mich innerlich mit der Natur, wie sie da war, verband, so später die unruhige Geschichte in ihrer Verwirrung mich gefangen nahm, daß, wie ich meinen Beruf zu erkennen anfing, die stille Idylle meiner Kindheit sich zum tragischen Ernste des Mannes gestaltete. Schelling hat mir gestanden, daß ich ihm vorschwebte, als er vor fast vierzig Jahren sich so äußerte: Einen kenne ich, er erkennt nicht, ist aber eine lebendige Persönlichkeit des Erkennens.

Aber Keinen giebt es, der entschiedener von sich zu bekennen gezwungen ist, daß er erst spät zum Manne heranreifte, wenn er es überhaupt im ächtesten Sinne geworden ist. Wie oft in der Gesellschaft, so in der Literatur, haben Wohlwollende meine unverwüstliche Jugend gepriesen. Daß ich als Greis noch Jüngling blieb, ist für diejenigen, die mir überhaupt ihre Aufmerksamkeit gönnten, fast das vorherrschend mich bezeichnende Prädikat geworden; leider ist es im obigen Sinne nur zu wahr. In meiner Kindheit fiel das stille Sinnen, welches mich in die Einsamkeit trieb, neben dem wilden Treiben in der Mitte der Gesellen so auf, daß man jenes als ein Gesuchtes, Manierirtes zu betrachten nur zu geneigt war; aber dieser Widerspruch geht durch mein ganzes Leben, und ist selbst jetzt in meinem Alter noch da, keinesweges aufgelöst, wenn auch abgestumpft.

Es ist nichts gewöhnlicher, als daß die Menschen sich als extraordinäre Wesen zu betrachten suchen. Diese Ansicht pflegt in Allem, was sie erleben, und wie sie sich selbst Gegenstand der Beobachtung werden, sich zu bilden; besonders aber dann, wenn sie sich etwas vorzuwerfen haben und dadurch leiden. Eine jede Hemmung ihres Wesens soll eine äußere sein,

d. h. eine unverschuldete, und so muß ich leider gestehen, daß ich mich einer Zeit nähere, deren Ereignisse nur zu leicht die Farbe jener allgemein herrschenden Schwäche tragen mögen. Einerseits war ich während des Kampfes in heftiger Bewegung, leidenschaftlich aufgeregt, trotzig und verzagt. Ich habe es oft erlebt und erlebe es noch, daß man glaubt, mich leicht handhaben zu können; ich erscheine als ein weicher, gutmüthiger und durchaus nachgiebiger Mann, und bin es auch. Bei einem jeden Kampfe mit Männern, mit welchen ich in irgend einer Berührung gelebt habe, war ich jederzeit der Ueberwundene, selbst wenn man mir allgemein den Preis des Sieges zuerkannte; ja diese Angst, die mich zu überwältigen pflegt, ward oft nach kleinen Differenzen den Freunden beschwerlich, denn nichts ist bei Streitigkeiten unkluger, als sie ausgleichen zu wollen, wenn die Differenz eine innere ist, diese steigert sich dann natürlich immer höher, und wenn das gemeine Sprichwort sagt, „der Vernünftige giebt nach,“ so ist dieses kein inneres Nachgeben, welches nicht stattfinden kann, sondern eben die Macht einer inneren Ueberzeugung, die den Sprüngen und zwecklosen Angriffen des Gegners gleichgültig zusieht.

Ich aber spreche mich immer tiefer, heftiger in den Streit hinein, je unmöglicher ein Einverständniß wird. Diese zugestandene Schwäche von meiner Seite zeigte sich immer, wo ich mit Menschen in persönliche Beziehung trat, sei es durch die bloße gewinnende Gegenwart, sei es durch tiefere freundschaftliche Zuneigung. In solchen Verhältnissen nämlich war der Streit nicht ein äußerer, nicht ein solcher, der in eine Betrachtung übergehen konnte, es war vielmehr ein innerer, ein Kampf mit mir selber, der nicht geschlichtet werden konnte, weil er eben aus Quellen entsprang, die mein tiefstes Innerstes erschütterten. Die Waffen, mit welchen ich bekämpft wurde, selbst die stumpfsten Einwendungen, die mir völlig unpassend und albern erschienen, wie sehr sie mich auch überraschten und mir fremd waren, traten mir dann verletzend entgegen, als wären sie aus irgend einer schlechtbewahrten Seite meiner eignen Seele entsprungen, und verständigere Freunde begriffen nicht, wie ich mich oft mit dem unkundigsten und oberflächlichsten Menschen in Streit einlassen konnte. Aber es war in der That nichts Anderes, als eine unüberwindliche Zuneigung zu dem, dessen persönliche Gegenwart meiner eigenen

Persönlichkeit innerlicher geworden war. Es war die particulärste Aeußerung derselben Macht, die mich mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur und mit den wechselnden Ereignissen der Geschichte verband.

In einer Gesellschaft, von der späterhin ausführlich die Rede sein wird, in der philomathischen, hielt ich vor wenigen Versammelten eine Rede über die Bedeutung eines freien Vereins für Wissenschaft und Kunst, welche in den durch Max verlegten und gesammelten Schriften abgedruckt ist. Sie wurde vor der Zeit der heftigen Kämpfe, die später behandelt werden sollen, vorgetragen, und ich nenne sie eine meiner gelungensten. Ich war nicht mehr jung, und ganz wie sie gedruckt ist, stellte sie das Eigenthümliche der inneren gährenden Bewegung meines ganzen Daseins dar. Man erlaube mir folgende Stelle aus dieser Rede hier mitzutheilen:

„Es giebt Viele, die einen gefährlichen Mittelweg einschlagen, sie haben capitulirt mit der Masse; immer besonnen sich selbst belauschend, achten sie auf jede eigene, wie auf jede fremde Aeußerung, rechts und links blicken sie, mit stets gespitzten Ohren um sich; horchen hier, lauern dort, und merken nicht, daß alles

Tüchtige und Wahre durch dies kümmerliche Leben verloren geht. Aber wir wollen uns einer jeden Empfindung, die aus der Quelle ewiger Wahrheit entsprang, unbedingt und ganz ergeben; das Schlechte soll in seiner Nichtigkeit erscheinen, das Große soll uns ganz gewinnen; ich will mich in allen Richtungen äußern, beweglich sein wie die Luft, erstarren wie der Fels, auflodern wie das Feuer, in Thränenströme mich ergießen wie der stürzende Gießbach, den Uebermuth will ich nicht von mir weisen, ich will das Recht behaupten, Unrecht zu haben, und hineintauchen in das aufgesprossene frische fröhliche Leben, rücksichtslos und unbefangen. Unter Gewittern und Stürmen gedeiht das heiterste Dasein, nur starre Fichten, Moos und Flechten unter den kalten nördlichen Nebeln."

Daher war mir eine Gesellschaft so nothwendig, in welcher ein jeder dem Andern sich ganz hingab; keine Aeußerung einzeln und abgerissen verstand. Ich wollte versuchen, einen geschichtlichen Organismus im Kleinen zu bilden, eine Freimaurerei, die eine Wahrheit wäre; eine protestantische, die von dem Glauben der Gesellschaft an sich selber, von der Gesinnung aus-

ginge und nicht, wie die, im schlechten Sinne katholische, herrschende, mit ihren Orden und Graden, mit ihren Rosenkränzen und Werkheiligkeiten, mit ihren allegorischen Zaubermitteln und Wallfahrten zu Heiligenbildern hier und dort. Ein jeder, dachte ich mir, der uns ganz versteht und aus dem Ganzen, gehört uns zu; wir sind allerdings denen ein Geheimniß, wir wären freilich denen unverständlich, die uns nicht verstehen. Wir aber wollen uns Jedermann aufschließen. Eben von diesem Gesichtspunkte aus entstand meine Polemik gegen die Freimaurer, ein Haß gegen ein jedes Geheimniß, welches sich äußerlich abschließen wollte. Allerdings ist eine jede Organisation ihr eigenes Geheimniß, allerdings stellt sie sich in einer eigenthümlichen Gestalt dar, die sich als eine solche erhalten und behaupten soll: aber eben je innerlich sicherer diese Gestalt ist, desto freier schließt sie sich thätig für ihre Welt auf, gewinnt sie und macht sie doch in jeder bestimmten Form frei.

Auch von einer andern Seite suchte ich den Gedanken, der mich durchdrang, zu verwirklichen. Die Stiftung der philomathischen Gesellschaft ging nicht von mir aus. Einer meiner liebsten Freunde, der

Professor der Chemie, Fischer, machte den Vorschlag. Die Gesellschaft bestand aus wissenschaftlich gebildeten Männern, aber keineswegs allein aus Professoren. Ein jeder sollte aus dem Schatz seiner Studien Gegenstände behandeln und vortragen, die ein allgemeines wissenschaftliches Interesse hätten; ein allgemein geistiges Verständniß sollte den großen äußeren Laienkreis ausschließen, aber, wie ich meinte, eben nur deswegen sich in sich selber versenken, um dadurch ein mächtigeres Organ zu beleben, welches in kräftiger That, mit ächter tiefer Popularität das Volk zu gewinnen verstünde.

Diese Neigung, um mich her eine Verbrüderung hervorzurufen, die einen Keim höherer organischer Einheit aus sich entwickelte, war der Grundzug meines ganzen geselligen Lebens; es ist der lebendige Trieb aller beweglichen Menschen, wenn sich ein Höheres ihnen nähert, und ihre Thätigkeit in Anspruch nimmt. Es liegt etwas wahrhaft Tragisches in einer Beobachtung, die sich dem Aufmerksamen aufdringt, wenn wir die reife Jugend betrachten. Eine Menge fruchtbarer Keime treten unter den günstigsten Verhältnissen hervor, blühende Hoffnungen zeigen sich als Lebens-

säfte, die der Sonne entgegenquellen. Die Dichter sprechen von einer Sehnsucht, die uns in die unbestimmte Ferne treibt; von einer Ahnung, in welcher der reiche Frühling des Lebens uns begrüßt, von der Jugend überschwenglichen Träumen. Aber diese, eben weil sie Alles in unbestimmten schwankenden Trieben enthalten, zeigen nichts Bestimmtes. Mir schien von jeher der bestimmte Trieb, der sich in eine eigenthümlich begrenzte Thätigkeit einschloß, jener blühende Mai, wo der Jugend Träume mit des Mannes beschränkter und doch unendlicher That sich verbanden, vorzüglich der Beachtung werth. Und wenn ich vielleicht etwas Ursprüngliches und Eigenthümliches besitze, so ist es keinesweges jener Trieb der organisirenden Geselligkeit, der, innerhalb bestimmter Grenzen, verwandte Seelen für eine gemeinschaftliche That verbrüdert. Diesen findet man allenthalben, und er ist unbezwingbar da, wo ein höheres Leben sich Raum verschaffen will. Vielmehr darin glaube ich etwas Eigenthümliches zu besitzen, daß ich gezwungen bin, das Bestimmte, was ich und die mit mir Verbündeten wollen, in eine größere, die mannigfaltigsten Verbindungen umfassende, erhaltende Einheit zu versetzen, und aus dieser

thätig zu sein. Diese unwiderstehliche Neigung verschmolz so mit dem beschränkten geselligen Triebe, daß sie, getrennt von diesem, ihre eigene Stätte nicht zu begreifen vermochte. So konnte mich als Kind zwar der Uebermuth des quellenden Frühlings oft mächtiger selbst als andere ergreifen, daß ich in bewußtloser Fröhlichkeit mich jubelnd verlor. Aber ich war gezwungen, mich aus diesem lärmenden Jubel zurückzuziehen; daß ich der Vertraute der Pflanzenformen ward, daß ich ein Gespräch mit der Natur und ihren mannigfaltigen Gestalten anfing, das war die Mythe, das Mährchen meiner Kindheit, und doch zugleich der eigentliche Keim aller Entwickelung, aller Wissenschaftlichkeit. Dieser mährchenhafte Standpunkt ist mir geblieben mein ganzes Leben hindurch; ich habe mich in die wilden Spiele des denkenden und handelnden Geschlechts mannigfaltig hineingestürzt, daß diejenigen, die mit mir lebten, selbst die Behörden, mich wohl einen unruhigen Kopf nannten, so wie die Philosophen, denen ich mich anschloß, über die unüberwindliche Subjectivität meiner Richtung klagten. Aber diese, mit einer jeden That verbundene Selbstbetrachtung, diese heftige, kämpfende, unruhige Beweg-

lichkeit, die eine über jeder Bewegung schwebende, vermittelnde, meist strafende Ansicht in sich trägt, hat mich von jeher in die Einsamkeit getrieben. Wo diese mir auf längere Zeit versagt ward, da durchzuckte mich ein Gefühl des innersten Todes, der Vernichtung. Denn nichts Besonderes, selbst eine in ihrer Vereinzelung nationale großartige Bewegung als Kampf und Krieg, als ein staatsbildendes Princip, so wenig als eine Wissenschaft oder Kunst, konnten mich befriedigen. Ein jedes, auch das Höchste, mußte in ein Höheres hineintreten und Alles, wie bedeutungsvoll es auch war, nicht in einem bloßen Monolog sich einseitig verlieren; dieser sich vielmehr dramatisch in ein lebendiges Gespräch verwandeln, und sich so aus den Quellen wechselseitiger Verständigung des Fremdartigsten entwickeln. So ward die allgemeine Betrachtung, die mich in der ersten Schrift (die gegenwärtige Zeit u. s. w.) an die gegebenen Verhältnisse knüpfte, in der zweiten (die Caricaturen des Heiligsten) zu einem Dialog, aus welchem alle besonderen Formen des Staatslebens lebendig hervorwuchsen, den Gipfel einer Blüthezeit erreichten, und in dem Gespräche die einseitige Behauptung fortsetzend, sich zu vernichten

und eben in diesem Vernichtungsprozeß das Grab der Vereinzelung zu sprengen, den Tod zu überwinden und ein höheres Leben wechselseitigen Einverständnisses zu gewinnen suchten. Es ist dieselbe Oscillation zwischen äußerer Beweglichkeit und innerer Reue und Beruhigung, die mein ganzes Leben durchdringt. Ja, je älter ich werde, desto stärker wird daher die Neigung zur Einsamkeit, desto mächtiger gestaltet sich mein äußeres bewegliches Leben als ein stilles, inneres. Nicht, daß ich dem Aeußeren zu entsagen vermöchte, es läßt mich noch immer nicht los; aber die stumme Nacht ist mir lebendiger geworden, als der unruhige Tag. Allmälig ist mir dieser verkürzt, jene gewachsen. Verwandte und Freunde fanden sich geängstigt, wenn meine Schlafzeit immer tiefer in die Nacht hinein sich zurückzog; wie oft habe ich es hören müssen: Der Schlaf um Mitternacht sei der einzig wahrhaft gesunde und erquickende. Ich weiß es selbst nicht, wie die Stunde immer später ward, bis endlich (fast das halbe Jahr hindurch) die aufgehende Sonne mich, einem Gespenste gleich, in mein tägliches Grab trägt: und doch wird, wer mich kennt, nicht behaupten, daß ich mich unter den bewegten Menschen des Tages gespensterähnlich

wie ein dürres Knochengerippe abstracter Begriffe, herumtreibe. Ich vermag zu genießen, was die schöne Gegenwart mir giebt, fast wie in meiner Jugend; dieses bewegliche Leben reicht in meine Nacht hinein, ja es sind nicht bloß die friedlichen Geister, die mich in die Einsamkeit begleiten, auch die finstern Dämonen drängen sich, und eben hier mit der größten Gewalt, an mich heran, und das wissenschaftlichste Studium ringt in der stillen Nacht mit diesen eben sowohl als mit dem beweglichen Momente des Tages. Aber es ist nicht der Tag, den ich eben durchlebte, mit seinen Ereignissen, die mich vielleicht in der Gesellschaft lebhaft ergriffen, mich erheiterten oder erschütterten, der mich in die Nacht hinein verfolgt; erst wenn dieser verklungen ist, wird die äußere Nacht ein anderer innerer Tag, am klarsten und bedeutendsten, wenn ich mich ganz einem besondern, vor Allem einem naturwissenschaftlichen, Studium hingebe. Eben das aller Bestimmteste, in seiner beschränkten Gestaltung Sicherste, wird mir dann das Liebste; die abgeschlossenste Form in der strengsten Gesetzlichkeit spricht mich als ein freies Leben aus einer höhern Welt an. Ob es mir, wie ich zu hoffen wage, gelingen wird, was

mir die Nacht aus einem reichen Leben schenkte, so zu bannen und fest zu halten, daß es mir am Tage Rede stehen muß, weiß ich noch nicht. Es ist die letzte Arbeit meines Alters.

Man hat mich, wenn man mir als Lehrer wohlwollend ein besonderes Verdienst zuschreiben wollte, gewöhnlich den anregenden Lehrer genannt, und ich gestehe, der Grund dieser Benennung hat mich oft genug beunruhigt. Ich habe mir die Frage vorgelegt: was hat man damit ausdrücken wollen? Die Beantwortung hing zu genau zusammen mit der ganzen Bedeutung meiner vieljährigen Beschäftigung, als daß ich sie nicht mit großem Ernst zum Gegenstand einer genauen Prüfung zu machen gezwungen ward; hatte ich doch die Epochen einer tiefen Anregung, die von mir ausging, oft genug erlebt. In meinem engen jugendlichen Kreise war von einer solchen Anregung nicht die Rede. Ich gehörte als Kind den Kindern, die mich umgaben, nur dann zu, wenn ich mich bewußtlos, wie sie, in ihre Spiele mischte. Wie ich dennoch dazu kam, selbst auf der Schule Redner zu werden, ja Schriftsteller, das weiß ich nicht. Der Einfluß, den ich etwa ausübte, verlor sich so ganz in dem wechselseitigen des gemein-

schaftlichen Lebens, daß ich mich wundern muß, wenn er sich bei gegebenen Veranlassungen als ein besonderer hervorhob und gestaltete. Dasselbe war während der Zeit meiner Studien durchaus der Fall, ja dasjenige, was man ein Anregendes nannte, dasjenige, was mir eine gewinnende Sprache verlieh, war doch nur die Speculation. Bin ich der Anreger, wie man mich zu nennen beliebte, so muß ich bekennen, ich bin es durch Schelling geworden. Er hat mir die Zunge gelöst; doch hoffe ich, meine eigene.

Daß, wenn wir im hohen Alter auf das eigene Leben zurückblicken, wir nicht geneigt sein werden, es als ein bedeutungsloses zu betrachten, ist begreiflich.

Was heißt anregen? Wodurch unterscheidet es sich von der Erregung oder vollends von der Aufregung? Das Erregen heißt offenbar, das geistig Unlebendige in das Lebendige, als den ersten Moment einer Bewegung zu versenken; das Erregen hat nichts Geistiges in sich, sein Resultalt ist die bloße Empfindung; in dieser ist zwar der Gegenstand nur da, insofern er aufgenommen wird durch eine Selbstthat, diese aber ist selbst nur da, in so fern sie sich ganz in den Gegenstand verliert und als Selbstthat verschwindet. Die

beiden Momente des Gegensatzes in der Empfindung gehen so in einander auf, daß sie sich als solche gar nicht erkennen lassen. Denn der Gegenstand ist nur da für und durch die Aufnahme; also gar nicht als etwas außer uns, sondern nur als ein Aufgenommenes. Für das kleine Kind ist der Gegenstand nur ein Empfundenes, aber auch das Kind geht in dem Moment der Empfindung ganz auf, daher ist es, wo es sein Dasein gefördert empfindet, ganz Freude, und frühere oder spätere hemmende Empfindungen sind für das Kind nicht da; eben so ist es in einem andern Moment ganz Schmerz, und eben das gesundeste Geschrei, wenn das Kind sich gehemmt fühlt, klingt, als gölte es sein Leben. Es ist in diesem Moment des Schmerzes gar nichts von einer früher da gewesenen oder später zu erwartenden Lust übrig geblieben. Das ist die Erregung.

Eine Aufregung hat zwar ein geistiges Moment in sich, doch kann man wohl auch Thiere aufregen; das Wild, wenn es sich einer ganzen Koppel Hunde zeigt, muß allerdings als ein Aufregungsmittel betrachtet werden, und ein aufregender Redner ist offenbar derjenige, der einem Haufen Menschen, wie einer Kop=

pel von Hunden das rechte Wild vorzuführen weiß. Bei einer jeden Aufregung ist das selbständige Princip ein äußerliches, eine jede aufgeregte Masse, und zwar je heftiger und mächtiger die Bewegung ist, die in ihr entsteht, desto entschiedener, muß als eine durchaus passive betrachtet werden. Dadurch unterscheidet sie sich ganz von der Anregung. Der Anregende nämlich will nicht herrschen, er will eine belebende Thätigkeit außer sich setzen, er will befreien. Daher ist die Anregung eben so still, wie die Aufregung stürmisch und lärmend; jene ist jederzeit beruhigend. Der Angeregte erhält eine Aufgabe scheinbar von außen, aber ist diese nicht etwa als eine bloß mitgetheilte und, auf der dumpfen Stufe der Erregung festgehalten, stehen geblieben, — was auf den Universitäten von einer nur viel zu großen Masse der dort behandelten Gegenstände gilt, — ist sie weiter vorgeschritten nicht bloß als ein Aufregendes, welches zwar innere Bewegung erzeugt, aber nur so lange als der aufregende Gegenstand äußerlich gegeben ist, so wird sie auf der dritten höheren Stufe eine eigene Aufgabe.

Es ist mir nur immer seltsam gewesen, wenn, indem man zugab, daß ich durch Vorträge und Schrif-

ten Viele angeregt habe, dieses Lob dennoch bei Vielen einen Tadel zu enthalten schien. Wenn ich dem Grunde dieses Tadels nachforschte, so lautete er etwa so: es wurde zugestanden, daß ich besonders auf solchen Universitäten, welche durch eine lange Reihe von Jahren in eine Verdumpfung versunken waren, eine frische geistige Thätigkeit zu erregen vermochte, die, wenn ich mich entfernte, mit einigen nachhallenden Oscillationen verschwand. Aber was ich mittheilte, war nicht bestimmt genug, Manches unreif und Vieles willkürlich ersonnen oder falsch. Es lag in diesem ausgesprochenen Tadel, den ich hier nicht gemildert, sondern in seiner härtesten Form wieder gegeben habe, zugleich der Grund, warum man mich von der Berliner Universität so lange entfernt zu halten suchte.

Ich fragte mich nun selbst ernsthaft: ob dieser Vorwurf ein gerechter sei, und wie er sich mit dem Lobe einer geistigen Anregung verbinden ließe? Da fand ich denn eine schneidende Differenz, die nirgends klarer ausgesprochen ist, als in der Verordnung, die kurz nach dem Kriege damals unter Schuckmann erschien und die Norm enthielt für die Zeugnisse, die den Jünglingen ertheilt werden sollten, wenn sie die preußischen

Universitäten bezogen. Etwas ist darin völlig richtig und kann nicht scharf genug ausgedrückt werden. Was in der Schule mitgetheilt wird, muß bestimmt sein, alle Gestalt und alle Verhältnisse müssen klar, deutlich und in unüberwindlicher Sicherheit hervortreten und wie sie mitgetheilt, so auch aufgenommen werden. Es kömmt gar nicht darauf an, die Mässe des Mitgetheilten zu häufen, ja diese muß vielmehr beschränkt werden, weil sie in ihrer bestimmten Form völlig bewältigt werden soll. Der Schulunterricht in seinen ersten Stadien ist eine Fortsetzung des Naturprozesses, der die streng geordnete organische Gestalt schuf und der das Bewußtsein in diese begrub. Bei den Thieren liegt dieser Unterricht in der unsichtbaren Gattung, und daher ist alle Thätigkeit auf Erhaltung und Fortpflanzung beschränkt, und das Ziel des Naturunterrichts nennen wir Instinkt. Der Unterricht ist lediglich für die Gattung da, diese bildet die Schule und alle Individuen werden ihr preisgegeben. Nun giebt es in der Geschichte, wie in der Natur, ein Fertiges, welches auf gleiche Weise für alle Individuen gilt; für die Auffassung der sinnlichen Natur die Mathematik, und für die Auffassung der Geschichte die

Sprache; aber die letztere nur, in so fern sie in einer völlig abgeschlossenen, nicht mehr abzuändernden Form vor uns liegt. So treten uns die Sprachformen geistig bedeutender Völker als die Trägerinnen des Vernehmens, wie die Mathematik als die Trägerin des Wahrnehmens entgegen. Der Streit zwischen Humanisten und Realisten kann nie abgeschlossen werden, wenn die Streitenden sich nicht auf dieses ursprüngliche Fundament aller Richtungen zurückziehen. Die unorganische Natur ist, wie die alte Geschichte, das Abgeschlossene, von aller fortschreitenden Entwickelung zugleich Ausgeschlossene; aber wie das ganze Leben der alten Welt, die Natursicherheit, das Klassische in Mythen und Staatsformen, in Wissenschaft und Kunst, mit seiner Entwickelung durch die Kenntniß der Sprache gegeben wird, so wird mit der sicheren mathematischen Form der unorganischen Natur zugleich die lebendige uns gegeben; jene als die Grammatik der Natur, diese als die Mathematik der Geschichte. Die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte hat sich eine eigene Aufgabe gestellt, die sie selbständig zu lösen hat. Es ist die Macht einer innern fortschreitenden Entwickelung, die sich nicht von dem Fertigen und Vollendeten trennt,

von diesem vielmehr mit großer Sicherheit getragen wird. Diese Entwickelung will nicht bloß äußere, in sich vollendete geschichtliche Formen innerlich setzen, sie hat den mächtigen Kampf mit allen Momenten des Daseins gewagt, und wenn alle geistige Thätigkeit sich früher rückwärts wandte, der Vergangenheit zu, so ist sie jetzt vorwärts gewandt, einer bedeutenden Zukunft entgegen. So ist vorbildlich in der Natur das Lebendige in und mit dem Unorganischen gegeben, und alle Entwickelung gedeiht im Schooße des unabänderlich Bestimmten und ohne dieses nie. Liegt nun die ganze Zukunft der Geschichte in der geistigen Bewältigung des ganzen Daseins als Natur, so ist die streng bestimmte innere Form alles Wahrnehmens als Mathematik die erste Grundlage aller Bildung für die Natur, wie die alten Sprachformen für die Geschichte, und der Streit zwischen Humanisten und Realisten ist nur zu schlichten, indem man das Verhältniß der Grammatik zur Mathematik in den Schulen rein auffaßt und bestimmt. Zwei Hauptrichtungen aller ursprünglichen Talente sind in unseren Tagen tiefer von allem wechselseitigen Einverständniß getrennt, als man für gewöhnlich anzunehmen pflegt; sie schließen sich für

die Naturforschung auf, oder für die Geschichte. Diese beiden, auch innerlich getrennt, einander noch fremd, stehen sich in Deutschland am entschiedensten gegenüber. Der Deutsche hat den Widerspruch der humanistischen und realistischen Bildung in seiner Tiefe zu lösen. Die Scholarchen der Ultralegitimität wollen streng das Recht der Vergangenheit behaupten, der Ultraliberalismus der Techniker überläßt sich einer grundlosen Zukunft, die nicht ihre Grundlage in einer bloßen abstracten Mathematik findet, dieser vielmehr erst dann eine historische Bedeutung zu ertheilen vermag, wenn sie in der lebendigen Entwickelung des Geschlechts Wurzel gefaßt hat. Daher bilden sich zweierlei gleich strenge und gleich reiche Schulen aus der nämlichen Grundlage heraus; völlig innerlich getrennt, bleiben beide gleich geist- und bedeutungslos. Der Streit über den Unterricht ist erst dann geschlichtet, wenn beide Richtungen in ihrer Eigenthümlichkeit innerlich von einander getrennt, aber eben dadurch innerlich vereinigt das wechselseitige Verständniß suchen. Dann erst wird sich auch die ächte Universität bilden und die Zeugnisse werden eine Wahrheit sein. Die Deutschen legen großen Werth auf die geschichtliche Bedeutung

ihrer Universitäten, und zwar mit Recht. Aber noch ist es ihnen nicht völlig klar geworden, daß sie ein heftig kämpfendes Mittelalter erreicht haben, in welchem sie ein bis dahin völlig unscheinbares Element geistiger Bildung in sich aufnehmen sollen, um lebendig in der lebendigen Gegenwart sich zu gestalten. Man muß vor's Erste anerkennen, daß die Naturrichtung nicht bloß eine technische, sondern auch eine geschichtlich-geistige ist, so wie man erkennen muß, daß die sprachliche nicht bloß sich zu einer referirenden, sondern zu einer naturgeschichtlichen gestalten muß, wenn sie in und für die Gegenwart leben soll. Jetzt wird noch immer die sprachliche Entwickelung auf gleiche Weise für Alle angewandt und die mathematische dem Zufall überlassen. Zu allen anderen Geschäften in der Welt werden diejenigen bestimmt, die nicht zum Schulmeister taugen, und ich höre hier das Urtheil der Bauern und Handwerker: Der Junge ist so dämlich oder so schwach, er bringt nichts vor sich, wir müssen ihn studiren lassen. —

Es ist nun völlig klar, daß der bloße Unterricht niemals in sich abschließen dürfte. Wenn dasjenige, was historisch begriffen werden sollte, an der Gram-

matik kleben blieb, und nur ein grammatikalisches Gesetz ausdrückte, so würde alles Lebendige in der Bildung verwelken. Wenn die Naturwissenschaft nur Mathematik wäre, so würde sie, von der Masse beherrscht, diese niemals bewältigen können; wir würden für den Staat gewiß nur Laboranten und für die Industrie nur Techniker erhalten. Nun ist der Sinn der oben genannten Verfügung offenbar dieser: Daß Alles, was über den Unterricht herausragt und sich in der Seele des Schülers eigenthümlich gestalten will, als eine Störung betrachtet wird, als ein wild Genialisches, welches auf der Schule höchstens geduldet, niemals aber gepflegt werden soll. Es ist sehr seltsam, wenn wir erfahren, wie nach dem Befreiungskriege, an welchem ich Theil genommen hatte, eben dasjenige, für welches ich kämpfte, als eine Art Monstrum betrachtet wurde, welches, wo es zum Vorschein kam, sogleich in den Windeln zu ersticken sei. Es war der Dunst des alten Berlinismus, der mir tödtend entgegenhauchte; es war der alte Nicolai, den ich mit seinem Nothanker aus der Tiefe, in welche ich beide versunken wähnte, auftauchen sah.

Als ich von Halle nach Breslau versetzt wurde, hielt ich es, da dort eine neue Universität errichtet werden sollte, für nützlich, einen Versuch zu wagen, der sich freilich jederzeit anstellen ließe, aber doch jetzt am natürlichsten schien. Als der Senat, welcher erwählt worden war, sich versammelte, suchte ich meine Collegen dahin zu bringen, daß wir bei allen Angelegenheiten, insofern es nur irgend möglich wäre, einem jeden vereinzelten Verhältniß zum Ministerium zu entgehen suchen möchten. „Wir wollen, äußerte ich mich, in geselligen Kreisen, und eben so im Senat, uns fortdauernd als Corporation zeigen; gehören wir doch zu den wenigen noch geduldeten. Je lebendiger unsere eigenthümliche Thätigkeit sich zeigt, desto selbständiger stehen wir da. Diese Neigung sich in sich abzuschließen, hat nun freilich eine jede Corporation, und sie fehlt auch auf den Universitäten keineswegs. Freunde hörten gern zu, wenn ich davon sprach, wie alle Angelegenheiten gemeinschaftlich getrieben werden könnten, wie wir das freigewählte Oberhaupt während der Zeit seines Regiments ehren und ihm gehorchen müßten wie dieses durch die freiwillige Unterwerfung von unserer Seite gehoben, auch dem ganzen Institute und

einem jeden Mitgliede desselben eine höhere Bedeutung ertheilen würde. Die vier Fakultäten müßten sich so innig wie möglich vereinigen. Die mannigfaltigen Institute, die durch die fortschreitenden Wissenschaften nothwendig wurden, fordern zwar eine immer größere Unterstützung von Seiten des Staats, und machen uns von diesem immer abhängiger: aber wenn die Directoren sich durchaus als Beamte der Korporation betrachten, wenn alle Angelegenheiten der Institute und Wünsche für die Erweiterung von der gesammten Korporation ausgehen, so daß nie eine Fakultät von der andern, noch weniger ein einzelner Professor von der Fakultät getrennt, den Behörden gegenüber träte; wenn wir fortdauernd den Blick auf die gesammte Literatur werfen, jederzeit frei von einseitigem Kastengeist bei einer jeden möglichen Erledigung einer Lehrerstelle, den geeignetsten Nachfolger wählen; wenn selbst persönliche Bedrängniß und Wünsche vertrauungsvoll der Korporation übergeben werden; wenn wir in den disciplinarischen Verhältnissen eine jede Gelegenheit vermeiden, die eine Einmischung der Behörde in unsere inneren Angelegenheiten herhorzurufen vermag, — dann leidet es keinen Zweifel, daß man dem frischen und korporati=

ven Leben Vertrauen schenken, und es als eine Thatsache betrachten wird. Dieses Streben nach Selbständigkeit darf nie als eine zudringliche Opposition erscheinen, selbst wo es abgewiesen wird, ist es dennoch nützlich, selbst wo die Abweisung geduldig ertragen wird, heilsam; denn die Erfahrung wird nach längerer oder kürzerer Zeit darthun, daß eine in sich lebendige Korporation nie theilweise, sondern immer ganz gehemmt und gestört wird. Die billige und rechte Unterwerfung unter die Behörden, wenn sie von dem Ganzen ausgeht, wird eben dazu dienen, die Bedeutung der Korporation immer deutlicher darzustellen.

Ich war nicht jung genug, um zu glauben, daß dieser Entschluß, selbst wenn er von allen, oder wenigstens von einer überwiegenden Majorität gefaßt wurde, sofort zur That heranreifen würde; denn ich wußte nur zu gut, daß die geistige innere Vereinigung aller Wissenschaften, die das eigentliche belebende Princip bilden sollte, und wirklich auch bei der Entstehung der Universitäten gebildet hat, längst verschwunden war. Die verschiedenen Fakultäten führen jetzt nicht mehr ein gemeinschaftliches Leben, sie stehen in der That nur meist neben einander, äußerlich, nicht innerlich verbun-

den. Wenn ich überzeugt war, daß die Alles verbindende Philosophie, wie in alten Zeiten, so auch jetzt der eigentliche Ausdruck der Einheit aller Wissenschaften war, so war zwar diese Herrschaft, die sie auszuüben berechtigt ist, mir vollkommen klar, ja die blühende Hoffnung meiner fröhlichen Jugend gründete sich auf diese und hatte mich vorzüglich an Deutschland gefesselt; aber diese Hoffnung war längst verschwunden. Ich sah es nur zu klar ein, daß nicht die Begeisterung im Anfange des Jahrhunderts, sondern nur der langsame Gang der Geschichte nach und nach herbeiführen sollte, was das rasche auflodernde Leben schon in der Reife zu besitzen wähnt. Aber diese verschwundene Hoffnung, die, was nur auf geschichtlichem Wege zu erlangen war, durch eigene That erringen wollte, hatte sich in einen religiösen Glauben verwandelt, der nicht schwankte; denn er ging nicht von der eigenen, sondern von der göttlichen That aus. So konnte ich es erleben, daß Alles mir unter meinen Händen mißlang, ohne mich irre zu machen. Denn wie die Fakultäten unter einander, waren auch die Mitglieder derselben von einander getrennt, und an die eigene vereinzelte That gewiesen. Ein jeder Director der Institute, ein

jeder Lehrer in seinem Familien-, wie in seinem Geschäftsleben, war an die höchsten Behörden geknüpft, ja er erlangte die eigentliche, für seine Thätigkeit wünschenswerthe Bedeutung am sichersten, wenn er sich von der Korporation ab- und den höchsten Behörden zuwandte. Die Vereinigung der Lehrer in den Fakultäten unter einander hatte auf geschichtlichem Wege ihr inneres Fundament verloren, und Rektor und Senat übten nur eine scheinbare Gewalt aus, die immer hohler werden mußte. So war die Intervention des Ministeriums geschichtlich nothwendig geworden, und das in sich Zerfallene, Abgestorbene konnte, selbst bis zu den kleinsten Lebensäußerungen, nur äußerlich zusammengehalten werden. Obgleich nun dadurch eine neue mannigfaltige administrative Behörde, die der Staat mit großer Anstrengung erhalten mußte, nach und nach als eine traurige Nothwendigkeit hervorwuchs, weil, was sich nicht selbst zu tragen vermag, freilich getragen werden muß, so erkannte ich dennoch die große geschichtliche Bedeutung der Universitätsbehörden. Sie stellen nämlich das eine krankhafte Extrem der heftigen Schwingungen der Zeit dar. Das Maaß der gesunden Pulsschläge findet nur die ruhig fort-

schreitende Geschichte. Aber, von einem solchen Glauben durchdrungen, dürfen wir nicht unthätig sein. In einer jeden, auch bis auf den Tod erkrankten Organisation finden wir in einem jeden Organ einen verborgenen Keim der Gesundheit; in ihm ist die Erhaltung, in seiner bestimmten Thätigkeit offenbart sich die zu erwartende Gesundheit der ganzen Organisation: und so ist ein jeder in der Korporation berufen, im Sinne der zukünftigen gesunden Thätigkeit sich zu äußern. — Was ich nun, als ich das Verhältniß der Universität zu ihrer höhern Behörde ins Auge faßte, erfuhr, mußte mich freilich von dem unscheinbaren Erfolge einer jeden eigenen Thätigkeit überzeugen, aber dennoch blieb mir diese, mit der völligen Hingebung in die höhere Leitung, wie hier, so in allen Richtungen des Lebens, die einzig bedeutende. — Wenn ich mich berufen fühlte, den Ursprung der Krankheit, die unscheinbaren Momente der Hoffnung in der Gegenwart, die auf eine zukünftige Heilung hinleiten konnten, zu verkündigen, so mußte ich zwar inne werden, daß diese Verkündigung kaum vernommen, ihre Bedeutung aber in der gewaltsamen Bewegung der Zeit noch weniger erkannt

werden konnte. Wie ein stilles Flüstern mochte das verkündigte Wort doch in dieser oder jener Seele wiederklingen, hier und da Wurzel fassen, und in spätern Zeiten leise als ein Gewissensruf vernommen werden. Wohl sah ich ein, daß eine Lehre, wie meine, eine vollständige innere Aufopferung forderte, und daß ich für diese, selbst von den wilden Schwingungen der Zeit ergriffen, keineswegs rein genug war. Aber die Macht des Glaubens hatte mich innerlich ergriffen, durch alle meine Schriften, die, wenn sie in ihrer unvollkommenen Form zu Grunde gehen, ich gern preisgebe, geht, wie durch ein Labyrinth, der leitende Faden, und wer Ohren zum Hören hatte, der hat gehört. Vergänglicher noch, in der schnell vorübergehenden Form, war die Rede; war sie aber still anregend, nicht stürmisch aufregend, versenkte sie das ihr verliehene Heiligthum in die horchende Seele, als eine innere Lebensquelle, dann war die Absicht erreicht und die Zukunft in den freigesprochenen Seelen vorbereitet.

Dasselbe nun, was der äußerlich alle Momente beherrschenden Administration, als einem eigenthümlichen Organ außerhalb der Korporation, eine geschichtliche Bedeutung gab, mußte auch, und besonders nach dem

Kriege, ein anderes Gebilde in einer andern Richtung hervorrufen. Der Staat war den in sich zerfallenen Bürgern fremd geworden; ein jeder stand als ein Einzelner dem mächtigen Staate gegenüber; diesem fand er sich preisgegeben; seine innerste, freie Persönlichkeit in der nächsten Nähe nirgends wahrhaft geschützt. Da entstand ein Kampf zwischen dem Staate, als ein Ganzes und den vereinzelten Bürgern, als Familienvätern. Der Krieg hatte diesen Kampf zurückgedrängt; die gemeinschaftliche Gefahr hatte die Unterthanen mit dem König, die Bürger mit dem Staate, und eben dadurch die Bürger unter einander zu einer gemeinschaftlichen That verbunden. Dieses erkannte man, und mit Recht, als die innere wohlthätigste Folge des Krieges. — Aber wie soll dieses Gut erhalten werden? fragte sich mit Sorge ein Jeder, der sein Vaterland lieb hatte. Die zurückgekommene Jugend hat zwar eine gute Schule durchlebt, und man konnte hoffen, daß sie Früchte tragen würde: aber welche? Würde die Gesinnung, so lobenswerth sie auch sein mochte, eine Stätte finden, um sich zu äußern? Dieses schien mehr als zweifelhaft. Der Formalismus der Geschäfte würde die Zurückkommenden in Anspruch nehmen, das Beste

wie ein Rausch verschwinden, ja eine schlechtere Zeit, als die vor dem Kriege, konnte man erwarten, denn von jetzt an fehlte das aufregende Gefühl der großen Gefahr, die Vernichtung drohend über uns schwebte. Mit ängstlicher Sorge würden Männer, die eine große Gewalt besaßen, eine jede lebendigere Bewegung zu verdrängen suchen. Hatte man es doch erlebt, wie diese mitten im Kriege unablässig thätig waren, wie sie den siegreichen Fortgang zu hemmen suchten und wirklich hemmten, wie sie von einer jeden Begeisterung, von einer jeden höhern Lebensregung des Volks, wie vor einem Schreckbilde zurücktraten. Lag nicht in den früheren Staatseinrichtungen die Ohnmacht, die uns den Feinden unterworfen hatte? und würden diese, wenn alle alte Verhältnisse wieder hervorträten, nicht mit Gewißheit von neuem entstehen? — Was so schön errungen war, sollte erhalten werden, ja lebendiger, bedeutungsvoller sich entwickeln.

Gewiß diejenigen, auf welchen diese Sorge ruhte, waren die Besten, die Herrlichsten im Volke, es waren dieselben, die den Sinn stählten und aufrecht erhielten während der Unterdrückung; die den stillen Krieg führten, und das Volk unsichtbar bewaffneten, bis es offen

kämpfen konnte; welche der verwüstenden schleichenden Gesinnung nachforschten und sie unterdrückten, wo sie sich regen wollte. Hatten doch selbst viele während der Kämpfe ihre dunklen Absichten nie aufgegeben. Man erinnerte sich, wie in Reichenbach, als nach dem Rückzuge die Hoffnung eines glücklichen Fortganges zu schwanken anfing, der Vorschlag sich hervorwagte, das Bündniß mit den Russen aufzuheben und diese zur Rückkehr nach ihrem Lande zu bewegen. Man berief sich auf die Schwierigkeit, ja auf die Unmöglichkeit, eine große und immer mehr heranwachsende Armee in einer durch die Hin- und Hermärsche eigener und feindlicher Truppen ausgesogenen Provinz zu unterhalten. Der Augenblick, in welchem diese Zuflüsterung der dämonischen Mächte stattfand, war ein sehr bedenklicher; man war im Begriff, das Bündniß mit Oesterreich zu schließen, den Krieg in einen allgemeinen europäischen zu verwandeln. Alle die hoffnungsvollen Keime eines solchen großen Krieges, wie sie in allen Gegenden Deutschlands schlummerten, auch wo sie sich nicht ans Tageslicht wagten, als Wellingtons hartnäckige Kämpfe in Spanien sie unterhielten, waren in Gefahr, in der Geburt erstickt zu werden. Dieser Versuch war, das

mußte ein jeder sich sagen, der entscheidende. Die letzte Reserve der Volksgesinnung war in einen Kampf gezogen; jene zurückzuziehen, diesen aufzugeben, hieße die Unterjochung Europa's auf immer decretiren.

Da trat ein Mann hervor — es war der höchste Beamte der Provinz Schlesien, der spätere Ober-Präsident v. Merckel, derjenige, der die genaueste Kenntniß aller Hülfsmittel der Provinz besaß. „Ich garantire, sprach er, mit meiner Ehre und meinem Leben für die hinlängliche Unterhaltung der heranwachsenden Armee, wenn es sein soll, ein ganzes Jahr hindurch." Der letzte Versuch war den schleichenden Feinden Deutschlands mißlungen, der Krieg wuchs freudig zu einem europäischen heran und die geheimen Gegner waren von jetzt an überwunden, alle späteren Versuche blieben ohnmächtig, sie wurden durch das Glück des Krieges vernichtet, und Merckels Entschlossenheit gehört, wie Graf Yorks erste That, wie Blüchers „Vorwärts", zu den großen Momenten des Befreiungskrieges.

Ich habe, was ich hier erzähle, erst später erfahren, und zwar auf eine Weise, die mich an der Wahrheit desselben nicht zweifeln läßt. Wie man es wohl über-

haupt begreiflich findet, daß das, was ich seit dem Ausbruche des Krieges erfuhr, mehr zufällig war. Mein ganzes inneres Leben war mehr mit den Resultaten der großen Begebenheit beschäftigt, die über die eigene zukünftige Thätigkeit entscheiden sollten, als mit dem verwickelten Zusammenhange der Ereignisse, wenn diese sich nicht unwillkürlich aufdrängten. Ich halte es für meine Pflicht, was mir so bekannt geworden ist, eben hier zu erwähnen; denn dieser, in der Provinz, in welcher ich lebte, mächtige Mann war mein Gegner, und ich lebte fast fortdauernd bis in mein höheres Alter, von meinem Standpunkte aus, in einer steten bedenkilchen Opposition gegen ihn. Wer kann daran zweifeln, daß ein gewandter und umsichtiger Beamte, wenn er mir entgegentrat, mächtige Gründe hatte, mir Widerstand zu leisten. Wenn es etwas Schönes und Tröstliches giebt, was ein langes Leben uns schenkt, so ist es ohne allen Zweifel dieses, daß wir Kämpfe überleben, die nicht bloß äußerlich neutralisirt, sondern auch innerlich geschlichtet werden. Gelingt es mir, was ich, indem ich aus den Erinnerungen durchlebte Streitigkeiten hervorhebe, diese, wie ich wünsche, darzustellen, so sollen sie es beweisen, daß Mitlebende

es wohl vermögen, was sie selbst erlebten, ungetrübt von den Schwankungen einseitiger Ansichten aufzufassen. Es ist zwar nur dann möglich, wenn man den Kampf überlebt hat, wenn man sich selbst aus allen Kämpfen zurückzog, und was man noch zu gestalten und auszubilden beabsichtigt, ruhig der kämpfenden Zeit übergiebt, einer höhern Macht es überlassend, was sich erhalten und was zu Grunde gehen soll.

Nachdem ich so den Standpunkt, von welchem aus die ganze folgende Darstellung beurtheilt sein will, angegeben habe, kehre ich zu der abgebrochen Betrachtung zurück. — Daß so viele Erfahrungen die Besten, selbst nach dem Kriege, gegen einen geheimen Feind bewaffneten, war nur zu begreiflich; daß unter diesen diejenigen, die mir ihr Zutrauen schenkten, an meiner Gesinnung nicht zweifelten, war natürlich, meine Stellung in dem bevorstehendenden Kampf nicht zweifelhaft. Ich war an die heranwachsende Generation der religiösen und wissenschaftlichen Lehrer und der zukünftigen Beamten hingewiesen. Diese sollte ich zur geordneten Thätigkeit, und, wo es galt, zum gesetzmäßigen Kampf ausbilden. Aber diejenigen, die mich entschieden ihren Verbündeten nennen mußten, die mich

vor dem Ausbruche des Krieges in den Momenten der Bewaffnung und während des Krieges an ihrer Seite sahen, unter diesen meine innigsten Freunde, hatten eine bestimmte Ansicht der bedrohlichen Gegenwart gefaßt und die Art der Bewaffnung, die für den bevorstehenden Kampf nothwendig war, zu erkennen geglaubt. Dieser Kampf war kein ersonnener, er hatte sich wie instinktmäßig und daher naturgemäß in den letzten Jahren vor dem Kriege gebildet.

In der Trennung, in welcher Regent, Volk und Heer, und durch diese wieder Religion und Wissenschaft einander fremd geworden waren, nicht ein gemeinschaftliches Leben führten, vielmehr nur äußerlich mit einander capitulirten, lag das Unglück, welches den Staat gestürzt und dem fremden Eroberer preisgegeben hatte. Aus allen Familien waren dadurch die lebendigen Principien des Staates verschwunden; die Eltern dachten nur daran, in der Vereinzelung, dem ihnen fremd gewordenen Regiment gegenüber, (gehörten sie zur Klasse der Gewerbetreibenden) so viel zu erwerben, (gehörten sie zu den Beamten oder Lehrern) so wenig zu leisten und sich so theuer bezahlen zu lassen, wie möglich. So bildete sich die allein herrschende

Ansicht auf gleiche Weise, den Kindern, wie man sich auszudrücken pflegt: einen Weg zu bahnen. Die Töchter werden für eine sogenannte gute Partie ausgebildet; die Knaben einseitig für einen Erwerb und ein einträgliches Amt bestimmt. Alle freie Gesinnung ging in dieser einseitigen verzerrenden Richtung auf. So entstand die Spießbürgerlichkeit, die geiststödtende Engherzigkeit; alles Höhere flüchtete sich in die Poesie, die keine wahre Bedeutung erhalten konnte, weil sie keinen frischen nationalen Boden fand. Daher die armselige Entzückung, die kraftlose Sentimentalität, der vorüberrauschende Jubel, die schwächlichen Thränengüsse, die wie der Regen im Spätherbst über die verwelkten Pflanzen sich ergossen, ohne sie zu beleben.

Das getrennte Regiment hatte das nothwendig gewordene Princip festzuhalten, die Gewerbtreibenden Familienväter für sich zu benutzen; jede Thätigkeit zu belauschen und zu leiten; von den Beamten soviel zu fordern und ihnen so wenig zu geben, wie möglich. Die so beaufsichtigten Gewerbe, die so mit Arbeiten überhäuften, in Armuth lebenden Beamten bildeten einen Haufen, der sich durch das Netz eines fest verschlungenen Staatsformalismus einfangen und mit Bequemlichkeit

behandeln ließ. Dazu waren die Schulen da, die für das Volk wie für die Gelehrten bestimmten. Wenn man auch allen höhern geschichtlichen Sinn nicht aus den letztern verdrängen konnte, so ward er doch, durch die Aussicht auf ein Amt in der Seele der Schüler verkrüppelt. Das Regiment mußte, so schien es, in seiner Consequenz ausgebildet, ein allverzehrendes Ungeheuer werden, bestimmt, Alles, was freudig sich zu entwickeln strebte, vor der Blüthe als Futter zu genießen.

War diese furchtbare Zeit wirklich verschwunden? ruhte die zähe Vergangenheit, die sich so langsam mit der stillen Gewalt von Jahrhunderten ausgebildet hatte, nicht lauernd in der Gegenwart? würde selbst der große Sinn, der den Krieg herbeiführte, sich nicht allmählig in kleinliche Erzählungen der Väter verlieren und so verklingen? Wie leicht vergißt die Geschichte ihre eigene nächste Vergangenheit.

Das stille und doch mächtige geistige Bündniß, welches im Regimente thätig war, wie im Volke, stand noch immer gerüstet da für einen innern unsichtbaren, aber gefährlichen Kampf. Es galt eine künftige Generation für eine mächtige und zugleich sittlich reine Nationa=

lität zu gewinnen. In den von der Spießbürgerlichkeit tief angesteckten Familien, in den, für das dem Volke fremd gewordene Regiment zugerichteteten Schulen lag keine Hoffnung.

Da trat eine aus dem Volke selbst hervorgehende Gestaltung auf, die sich schon vor dem Kriege unabhängig von Familienerziehung und Schulunterricht zu entwickeln anfing. Es war Jahns Turnanstalt in Berlin.

Neben der Sentimentalität der Deutschen, die als ein Extrem eines liebevollen Gemüths sich gebildet hatte, bildete sich in diesem Volke das biderbe Wesen aus, das Extrem der redlichen Offenheit, die sich in formloser Plumpheit gefiel. Solche Figuren kommen wohl allenthalben und unter allen Völkern vor. Shakspeare nennt und beschreibt sie, aber er hütet sich wohl, sie auftreten zu lassen. Der alte Kent im König Lear hatte diese Biderbigkeit als eine Maske angenommen für einen tiefen sittlichen Zweck, und die aufgetragene Rohheit war bedeutungsvoll und tief, weil die edlere Natur überall durchblickte. Auf der deutschen Bühne spielte aber dieses biderbe Wesen einst eine große Rolle, und erschien in mancherlei Modificationen, von den

bloßen plumpen Gesellen, dem Vetter Michel an, bis zu den alten brummenden Vätern. Der herrschende Charakterzug solcher Menschen, wo sie erscheinen, ist: daß sie ein reiner Ausdruck allgemeiner Grundsätze sein wollen und eine jede innerliche lebendige Persönlichkeit hassen. Schon äußerlich lieben sie es, ein physisches Uebergewicht zu zeigen, und wenn sie uns zum Gruße die Hand entgegenreichen, ergreifen sie diese auf eine derbe Art und quetschen die Knöchel zusammen, was sie einen deutschen Händedruck zu nennen pflegen. Daß auf diese Weise selbst der Schwächere stark erscheinen kann, weiß nicht jeder, und viel zartere, deswegen nicht schwächliche Naturen, treten schon vor einem solchen Händedruck scheu zurück. Die conventionelle Freiheit ist jenen ein Greuel; sie wollen, wie sie es nennen, schlechthin wahr sein, und die verletzendste Form dieser Wahrheit ist ihnen die liebste. Selbst die Theilnahme, die solche Menschen zeigen, bietet dem Unglücklichen keinen Trost; die Wohlthat wird unter ihren Händen eine kränkende Beleidigung, und die Gewissenhaftigkeit erscheint, wo sie wirklich da ist, peinlich; ja es giebt eine eben so wahre Gesinnung, die sich aufgefordert fühlt, jener harten und gesetzlichen Form entgegenzu-

treten. Die Liebe selbst, wo sie aus dem eigenen Innersten hervorbrechen möchte, wird als eine Schwachheit abgewiesen, und ihre Stärke ist diesen Leuten unbekannt geblieben. Es war natürlich, daß diese Art während des Druckes, im Kriege und nach demselben, da sie den stärksten Gegensatz zu der Verzerrung französischer Socialität bildete, in ihren vielfältigen Modificationen ein bestimmtes Uebergewicht erhielt. Selbst tiefsinnige und bedeutende Männer mochten in dem derben Wesen das gährende Chaos, aus welchem sich eine frische Regeneration des Volks wohl entwickeln konnte, erkennen. So lange solche Menschen einzeln stehen, mögen sie als moralische Renommisten ihre Umgebung beherrschen, als Hausväter ihre Familie tyrannisiren, als Pietisten in der Gemeinde das Gesetz predigen: aber eine wirkliche, ja tiefere Bedeutung erhält diese Lebensform, wenn sie national wird und durch bestimmte Verhältnisse der Zeit die Masse hinreißt. Sie hört dann auf, ein bloß karikaturartiges Extrem zu sein, und zeigt eine Oscillation des Volkslebens an, voll Bedeutung und Tiefe.

Jahn war in dieser Rücksicht ein, selbst dem kaltblütigen Beobachter, höchst merkwürdiger Mann.

Schon vor dem Kriege hatte er gewußt, in Berlin (und früher schon in Halle) Jünglinge zu gewinnen, immer mehr jüngere heranwachsende Knaben schlossen sich ihm an; die Eltern wurden nicht bloß beruhigt, wenn die Kinder ihm anhingen, sie wurden selbst für das hoffnungsvolle, von allen tändelnden Versuchen pädagogischer Künste, die sie überlebt hatten, befreite, frische Kinderleben gewonnen. Wie heiter erschien es ihnen, wenn sie an die eignen Kinderjahre zurückdachten, die sie in der engen Stube von matten moralischen Kinderschriften umgeben, die Bilderbücher durchblätternd, zugebracht hatten. Wer darf leugnen, daß diese Lebensäußerung, wie sie zuerst in Berlin hervortrat, und mir freilich nur aus der Ferne bekannt ward, ein kühnes Element der Zeit war, welches das Volk durchdrang und im Kriege den Sieg errang. Wer wagt es, wenn wir jetzt ruhig die damalige Zeit überschauen, Jahn sein entschiedenes Verdienst abzusprechen. Es war ein Moment des Volkslebens, welches nothwendig hervortreten mußte, um den einengenden Formalismus der Schule, des Heeres, der Regierungsmaschine, in den innersten Tiefen zu erschüttern.

So wurde das Turnen, wie es sich im Innern in immer größerm Umfange nach dem Kriege ausbildete, ohne allen Zweifel selbst von den bedächtigsten Männern betrachtet. Jahn hatte etwas Wahres, Ursprüngliches in seiner Art; die innere Unendlichkeit einer entschieden ergriffenen einseitigen Richtung verlieh ihm, und durch ihn der Masse, nicht bloß den Jünglingen und Knaben, die sich ihm anschlossen, auch den Familienvätern, die soviel von ihm hofften, eine, wie es schien, unüberwindliche Gewalt. Selbst seine Sprache, die nicht durch mancherlei Erwägungen getrübt wurde, nur der eigenen Sache dienen wollte, hatte eine große Gewalt; und die Vorrede zur Turnkunst wurde auch von geistreichen Männern als eine höchst gelungene, ja meisterhafte Darstellung bewundert.

Ich lernte Jahn persönlich kennen. Er interessirte mich, ich will es nicht leugnen; aber eben die Macht, die er ausübte, war mir grauenhaft. Es lag in der Art der damaligen Zeit, und in meiner äußerlich unbefangenen, sich hingebenden und mittheilenden Natur, daß wir schnell vertraut wurden. Ein Mann, der eine solche Macht ausübte, war mir schon als ein solcher, als ein mächtig geschichtlicher Naturgegenstand anzie-

hend und wichtig. Ich erinnere mich genau, was mich zuerst, und zwar auf immer von ihm trennte, und mir die Augen öffnete über die Gefahr, die eine solche geistige Plumpheit, wenn sie als Erziehungsprincip hervortritt, herbeizuziehen vermochte.

Ich brachte die Ferien in Berlin zu, im Jahre 1817. An einer Straßenecke blieb Jahn stehen, nachdem er eine lange Zeit hindurch sich in Tiraden verloren hatte, die ich aufmerksam verfolgte, um, wenngleich vergeblich, irgend einen wirklichen Inhalt zu erkennen. Ein Kupfer von der Dresdner Madonna hing an der Ecke, und seine Rede fortsetzend, wies er auf dieses hin." Betrachte diese Figur, sagte er, ist sie nicht mit einer durchaus verwerflichen lockenden Sinnlichkeit entworfen?" Er versuchte es, mich auf einige, und eben die schönsten Formen der Gestalt aufmerksam zu machen, und ich schrak vor der sinnlichen Roheit seiner Anschauung zurück.

Die Betrachtungen, die von Jahn angestellt wurden über die zweckmäßigste Folge körperlicher Uebungen, die von ihm und später von Anderen darauf begründete Turnkunst hat gewiß viel Verdienstliches; die Einführung derselben in großen Umkreisen ist lobens-

werth. Daß mit diesen sich ein fröhlicher und frischer Sinn aufschließt, ist gewiß, und es wäre thöricht, ihn zu tadeln. Aber wenn Brüderschaften entstehen, die dasjenige, welches die eigentliche Weihe der stillen sittlichen Bildung in der Mitte der Familien und Schulen ist, aus dieser herausreißen, und einer inneren ins Unbestimmte gehenden Unendlichkeit preisgeben, dann würde aus solchen Verbindungen eine maßlose Einseitigkeit entstehen, die eben, weil sie nicht naturgemäß aus der Familie hervorwuchs, und sich eben so wenig an den geordneten Inhalt des Unterrichts knüpfte, in Ausschweifungen ausarten muß. Die Aufregung, die gleich vom Anfange an, unter meinen Augen entstand und alles Höhere und Heilige von der stillen geistigen Selbstbildung losriß, erschien mir grauenhaft. Ich hielt es für meine Pflicht, das Inhaltsleere und, geistig betrachtet, Geringe dieser ganzen Unternehmung darzuthun, und indem ich, wie vom Anfange meines Auftretens in Deutschland an, alles Heilige und Große, Religion und Vaterland, Wissenschaft und Kunst, an das stille, aber unablässige und mächtige Bemühen der Selbstbildung anzuknüpfen versuchte, indem ich auf den reichen Geist hindeutete, der alle Bedeutendere

Jünglinge auf eine lebendige eigene Aufgabe hinwies, die das eigenthümliche Talent wecken, und von einer jeden gewonnen Seele aus, eine Menge schwellende Knospen eines lebenswarmen Daseins entwickeln sollte, hielt ich es zugleich für meine Pflicht, eine jede Gelegenheit zu ergreifen, um meine Zuhörer zu warnen.

Bei dem schon oben erwähnten Aufenthalte in Berlin, im Jahre 1817 war ich in der Hasenhaide Zeuge der Begeisterung der Jünglinge und Kinder. So von außen betrachtet, lag in diesem Schauspiele etwas Anziehendes, aber eben die Frische der Knaben, die Tüchtigkeit der Jünglinge, die mich hinriß, setzte mich in Verwunderung. Ist es denn in der That nöthig, fragte ich mich, für solche Jünglinge dergleichen tumultuarische Anstalten zu treffen, um sie aus einer heranwachsenden körperlichen Schwäche herauszureißen? Ich erinnerte mich an die raschen jungen Männer, die in den herrlichen Tagen zu Breslau mir zuströmten, und nach wenigen Wochen in taugliche Krieger verwandelt waren. Hier war aber ein bestimmtes Ziel und ein jeder wußte, daß er kämpfen sollte, und für wen. Es war recht eigentlich für das Eigenthum, für Haus und Heerd. Wer irgend etwas

Höheres, für Wissenschaft oder Kunst zu erringen sich bestimmt hatte, oder in irgend einem Gewerbe für die bürgerliche Gesellschaft sich auszubilden trachtete, der stritt für den geweihten Platz, für das geistige Gebäude, in welchem er zu Hause werden sollte, für den Segen, der in diesem Hause den Altar bildete, die unsichtbare geweihte Stätte, die mit ihrer That auch dem Staate eine segensreiche Entwickelung schenkte. Wenn ein Haus, von vielen Familien bewohnt, gefährliche Risse bekommt dann hilft es freilich nicht, an der eigenen kleinen Wohnung, die man im Hause einnimmt, zu flicken und zu putzen; ein jeder stürzt hervor zur gemeinschaftlichen Rettung, aber dennoch ist das Ziel ein bestimmtes, man weiß, was man will.

Als ich, so warnend, hervortrat, und von meinem Lehrstuhle laut gegen die herrschende Aufregung sprach, vereinigten sich die Freunde, um mich zn warnen. Diejenigen, die wie so viele treffliche Männer von den Turnplätzen und der dortigen Begeisterung Vieles erwarteten, suchten mich überhaupt aus Ueberzeugung von dem Kampfe abzuleiten; diejenigen aber, die im Ganzen mit mir wohl eine und dieselbe Meinung theilten, stellten mir die Gefahr vor, welche ich

mich begab. Sie war mir in der That nicht unbekannt. Alles, was ich von den Turnplätzen befürchtete, war mir vor ihrer Bildung warnend entgegengetreten. Die herrschende Ansicht der Zeit, daß eine Abstraktion ein Leben erzeugen könne, da sie doch in ihrer Vollendung nur der Alles umfassende Ausdruck eines in sich Abgeschlossenen wird, war eben mir vielleicht klarer geworden, als den meisten Menschen. Ich sah das mir feindselige Prinzip, wie es sich aus allen Gemüthern den Weg bahnte. Dieser Richtung entgegenzutreten, war mir eine unabweisbare Nothwendigkeit, ich rüstete mich schon lange vor dem Ausbruche des Krieges, um diesen inneren zu bestehen, der mir immer gefährlicher werden mußte, je entschiedener der Sieg war. Es war ein nicht willkürlich gewählter Kampf, sondern ein mir unabweisbar aufgedrungener; ich rang um mein ganzes inneres Dasein, es war ein Streit auf Leben und Tod. Daß eben deswegen weder die Ermahnungen der Anhänger der Turnplätze, noch die Warnungen der Gegner derselben irgend einen Einfluß auf mich hatten, versteht sich von selbst.

Was ich in Berlin erlebte; Jahns Reden, die er vor einem großen Publikum hielt; die seltsame Dul-

dung, wenn auch nicht entschiedene Billigung, die ich auf eine mich überraschende Weise bei den vortreff=lichsten und tiefsinnigsten Männern, die ich liebte und ehrte, vorfand, setzte mich in Erstaunen; ich sah, wie dieser unbestimmte deutsche Patriotismus einen reli=giösen Charakter annahm, und immer drohender ward. Freilich hatten einige Männer es gewagt, die Turn=übungen anzugreifen, aber aus dem kleinlichsten Stand=punkt. Man versuchte es, die Eltern nicht der Ge=sinnung wegen, die auf den Turnplätzen hervorgerufen und genährt wurde, sondern der körperlichen Gesund=heit wegen besorgt zu machen. Solche Gegner wur=den, wie billig, überrannt, und da die allgemein herrschende Begeisterung der Familien wie der Jüng=linge eben der Vernichtung einer so armseligen Lebens=ansicht galt, so war es natürlich, daß jene so, wie sie sich äußerten, vernichtet wurden.

Aber es waren nicht bloß einzelne Männer, die für die Turnplätze gewonnen wurden. Es war zwar eigent=lich vorauszusetzen, daß die plumpe Form und Aeuß=serung derselben, diesen Männern gering, ja wider=wärtig sein mußte; aber sie sahen dieses Uebel vorübergehend als ein nothwendiges an, um ein viel

größeres abzuwenden. Doch es waren, wie gesagt, nicht bloß einzelne Männer, die die Turnplätze unterstützten; der lärmende Kampf der Jünglinge und Knaben, der polternde Jahn an der Spitze, war schon national geworden. Die Behörden fingen an besorgt zu werden, und selbst die Mächtigeren in ihrer Mitte unterstützten die Turnplätze, als vermöchten diese eine hoffnungsvolle Zukunft zu entwickeln. Es blieb mir nicht verborgen, daß das, was ich durchzufechten hatte, in meinen eigenen Reihen angegriffen war, daß ich erscheinen mußte, als wäre ich in ein Bündniß getreten mit der in sich zerfallenen Vergangenheit, mit den Gegnern, die wir bis dahin gemeinschaftlich bekämpft hatten. So war meine Lage eine höchst bedenkliche. In die Familie wollte ich den Sinn hineinpflanzen, der die Gemeinheit überwinden sollte, durch eine sittlich religiöse Reinheit; auch in den Schulen wollte ich den Unterricht, wie alles Erkennen durch und für ein höheres Leben gewinnen, daß nicht ein geistig-getödtetes Wissen für einen todten Staat zugerichtet würde. Zwar bot, was ich wollte, keine augenblickliche Hülfe, die tiefe Krankheit sollte durch eine langsame Heilung überwunden, die Aeuſ-

strungen derselben nicht durch gewaltsame Mittel in das Innerste der verletzten Organisation zurückgeworfen werden.

So kam ich von Berlin zurück, entschlossener als je, die Turnplätze und ihr Treiben auch öffentlich anzugreifen. Es fiel mir um so schwerer, da ich durch meine eben herausgegebene Schrift „Die gegenwärtige Zeit u. s. w." eine gewisse Popularität gewonnen hatte.

Eine mir angeborne Krankheit hatte doch eine gefährliche Wendung genommen.

Diese Krankheit besteht in einem abnormen Zustande des Schleimhautsystems; das vorherrschende Symptom dieser Krankheit in meiner Jugend war eine inflammatorische Angina, die in Halle eine so gefährliche Wendung nahm, daß mein besorgter Freund Reil mir vorschlug, die Tonsillardrüsen wegschneiden zu lassen. Ich hätte mich der Operation unbedenklich unterworfen, aber die convulsivische Bewegung und eine unwiderstehliche Neigung zum Erbrechen, die mein ganzes Leben hindurch bei einer jeden Berührung des Gaumens entstand, machten sie unmöglich. Ich hatte diese Krankheit, wie sie sich bei dem Vater und auch bei den Brüdern und seit meinem siebzehnten

Jahre bei mir geäußert, zum Gegenstand eines eigenen sorgfältigen Studiums gemacht, nicht allein, sondern auch in Verbindung mit den berühmtesten Aerzten Dänemarks und Deutschlands. In der Zeit, als die Angina am heftigsten war, fanden sich auch die Magenkrämpfe ein, und ich begriff, daß diese nur ein anderes Symptom der nämlichen Krankheit genannt werden mußten. Da die Frauen häufig an Magenkrämpfen leiden, so wurde ich mit Heilmitteln gegen diese von allen Seiten bestürmt; die Frauen nicht allein, manche Aerzte auch schienen es nicht zu wissen, daß diese Krämpfe aus den mannigfaltigsten Quellen entspringen und als ein einzelnes Symptom der verschiedenartigsten Krankheiten betrachtet werden müssen. Ich darf mit Wahrheit sagen, daß die Sorgfalt, mit welcher ich meine Krankheit beobachtete, keineswegs aus einer hypochondrischen Besorgniß entstand. Selbst die heftigsten Anfälle ließen nie die Ahnung von irgend einer bedeutenden Gefahr aufkommen; wenn sie verschwunden waren, fühlte ich mich völlig gesund, nur Eins quälte mich. Die Krämpfe entwickelten sich mit dem Alter, die Angina trat zuletzt während des Anfangs meines Aufenthalts in Breslau hervor und

wurde immer mit großer Geduld ertragen. Die Krämpfe dahingegen machten mich launenhaft, verdrießlich, und ich mußte meiner Familie sehr beschwerlich werden. Meine nicht zu widerstrebende Neigung, bei einem jeden vorübergehenden Zustand, in welchem ich mich befand, wenn ich irgend einer zu tadelnden Leidenschaft unterlag, selbst im heftigsten Zorn über mich zu reflectiren, trat auch, wenn die Krämpfe mich quälten und die verdrießliche Laune mich beherrschte, hervor. Es ist ja nur der Krampf, der Deine Laune bestimmt, sagte ich mir, und war selbst offenbar innerlich völlig friedfertig; aber diese Reflection hatte eben so wenig Macht über die Laune, wie das Gefühl über den Schmerz, und veranlaßte tiefer gehende Betrachtungen über das Wesen des menschlichen Willens, die ich freilich hier nicht darstellen darf, die aber auch vereinzelt, wie sie hier nur erscheinen könnten, kaum verständlich sein würden.

Gneisenau hatte mich gewarnt, als er mich, aus dem Kriege zurückgekehrt, im Ganzen gesund wiederfand. „Sie haben sich, sagte er, im Kriege gut gehalten, aber fühlen Sie sich nicht zu sicher." Viele, die, an einer Krankheit leidend, durch die Anstrengun-

gen des Krieges aufgeregt, sich gesunder fühlten, erlebten in der stillen Ruhe des Friedens bedenkliche Rückfälle und auch in Rücksicht meiner behielt er Recht.

Mein Magenkrampf war freilich oft sehr heftig, so daß der Schmerz nicht selten meine Gesichtszüge veränderte, aber die Veränderung, die jetzt stattfand, vermehrte die Schmerzen bedeutend und machte sie zugleich anhaltender. Dieser Krampf verwandelte sich in einen Darmkrampf, der mich öfters ergriff, so daß ich nicht ohne Schauder an diese Zeit zurückdenke. Freilich ward er meistens durch die eigene Schuld, durch einen Diätfehler veranlaßt. Ich erkannte die Nothwendigkeit, ein entscheidendes Mittel dagegen anzuwenden. Ich hoffte viel von Karlsbald, aber meine Stellung war nicht der Art daß ich die Unkosten einer Badereise erschwingen konnte. Da erfuhr ich, daß man die Schulden des westphälischen Königs anerkannte. Ich wandte mich an den Finanz-Minister, damals v. Bülow, der selbst früher westphälischer Finanz-Minister gewesen war. Die Antwort war nicht tröstlich. „Sie müssen sich, antwortete er, an Jerome halten.“ Aber ich ließ mich nicht abschrecken. Der Gehalt der nach Halle berufenen Professoren war die-

sen doch, wie mir schien, bei ihrer Berufung von dem Könige von Preußen eben so wohl garantirt, wie irgend ein anderes Eigenthum. Ich wandte mich jetzt an den Fürsten Hardenberg, sandte ihm die Anweisungen, die mir von dem König von Westphalen bei einer öfter wiederholten erzwungenen Anleihe aus= gestellt waren, zu, reiste selbst nach Berlin, um die Sache zu betreiben, und obgleich ich wenig mehr als 50 pCt. erhielt, war doch diese Summe hinreichend, um, verbunden mit dem geringen Honorar für „die gegenwärtige Zeit", die Reise möglich zu machen.

Bei meinem Aufenthalt in Berlin lernte ich nun den, wie mir schien, gefährlichen Fanatismus der Turnanstalt, die eben im Aufblühen war, kennen. Ich sah, wie er von den trefflichsten, von mir am höchsten geschätzten Männern, wenn auch nicht gebilligt, so doch geduldet, ja unterstützt wurde, und mit blutendem Herzen beschloß ich, den Kampf zu wagen!

Indessen suchte ich für jetzt alle Sorgen zu vergessen, und nur für die Gesundheit zu leben. Wilhelm v. Schütz, der Verfasser des Lacrimas, einer Tragödie, die durch A. W. Schlegels Lob im Anfange

des Jahrhunderts Beifall gewann, ward damals mein Freund. Ich traf ihn in Berlin. Auch er hatte beschlossen, nach Karlsbad zu reisen, und ich fand ihn, der Abredung gemäß, in Hirschberg. Zwischen Prag und Karlsbad wohnte Möller, jener ausgezeichnete Freund, mit dem ich in meiner Jugend in Freiberg so glückliche Tage verlebte. Durch die damalige geistig bewegte Zeit innerlich erschüttert, war ihm die religiöse Frage ernsthaft entgegengetreten, und nach langen Kämpfen zum Entschluß gekommen, ward er Katholik. Eine solche durch Reflexion gewonnene religiöse Ueberzeugung, die sich gegen die herrschende der ganzen Zeit und der gewohnten Umgebung erhalten soll, nimmt fast immer eine harte und strenge Form an. Er war bei meiner Hochzeit zugegen und folgte mir und meiner jungen Frau nach Kopenhagen; er mußte aber Dänemark verlassen, und ich hatte ihn in 14 bis 15 Jahren nicht gesehen. Ich traf ihn jetzt mit einer Tante meiner Frau, die er geheirathet, als Lehrer des jungen Fürsten Kinsky. Wir waren beide sehr erfreut, uns wieder zu finden, und er erschien weniger starr, als ich vermuthet. Er hatte meine Schrift gelesen,

obgleich diese doch wahrscheinlich im Oesterreichischen verboten war. Meine Ansicht über den Katholicismus, die allerdings nur für dessen Blüthezeit im Mittelalter galt, hatte seinen Beifall gefunden. Wir fanden einen freundlichen Anknüpfungspunkt für unsere Gespräche, und ich war nicht geneigt, unsere Unterhaltung durch eine hier unpassende Opposition zu stören. Nur meine Angriffe auf die Jesuiten waren ihm verhaßt. Die inneren geistigen Kämpfe, die er durchlebte, hatten ihm freilich den Verfall der Kirche, die jetzt die seinige war, nicht verbergen können; durch den Protestantismus hindurch, äußerte er, müßte die katholische Kirche regenerirt werden. Es ist seltsam, wie die nämliche Ansicht zu so ganz verschiedenen Resultaten führen kann; denn er hatte eigentlich meine eigene, wie die so vieler ächten Protestanten, ausgesprochen. Nur freilich, daß ich und die mit mir gleich Denkenden niemals annehmen werden, daß die katholische Kirche jetzt schon für diese Regeneration reif, und zwar so an der Zeit wäre, daß der Protestantismus aufhören müsse, weil er, was er zu leisten habe, schon hinlänglich geleistet hätte.

Indessen war diese Zusammenkunft, wie ich nicht zweifle, von beiden Seiten eine sehr erfreuliche, um so mehr, da mein geliebter Freund W. v. Schütz als ein eifriger Anhänger von Adam Müller damals stark zum Katholicismus neigte. Die paar freundlichen Stunden, die wir im Hause meines Freundes Möller zubrachten, verflossen schnell, aber sie sind mir unvergeßlich geblieben.

Meine Schrift hatte in der Familie des Grafen Friedrich Stolberg große Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt. Als ich von der Badereise zurückkam, schickte mir Möller einen Brief der Gräfin, in welchem sie sich mit vieler Wärme über meine Darstellung des Katholicismus des Mittelalters äußerte. Sie sei überzeugt, schrieb sie, daß ich auf dem Wege zur wahren Kirche wäre; der Kampf, den ich noch zu bestehen hätte, sei ihr nicht unbekannt; sie hätte durch diesen viel gelitten: aber sie sei überzeugt, daß er auch in meiner Seele für die Kirche siegreich endigen müsse. Daß ich das innere Christenthum in der katholischen Kirche zu schätzen wußte, erfüllte sie mit Freuden; ich wäre aber, behauptete sie, mit dieser Richtung nicht hinlänglich bekannt. Tauler und Thomas a Kempis

hätte ich zwar mit Recht hervorgehoben, so viele Andere aber nicht genannt. Unter diesen besonders Neri, den ich auch erst durch diesen Brief kennen und schätzen lernte. Der katholisch gewordene Schlosser hätte ihr mein Buch gebracht, und was sie schriebe, wäre auch ganz die Ansicht und die Hoffnung des Grafen. Täglich beteten sie für meine Bekehrung, und erwarteten, daß ich für die Kirche ein rüstiges Werkzeug werden würde.

Möller, indem er diesen Brief, der noch in meinen Händen ist, mir schickte, rechnete wohl auf den Eindruck, den er auf mich machen würde, und daß er dazu beitragen werde, die allseitig gewünschte Bekehrung zu befördern. Auch will ich keineswegs leugnen, daß ich tief gerührt, ja erschüttert wurde, als ich ihn las. Eine von mir so hoch verehrte Familie, einen Mann, dessen edle Gesinnung und religiöse Treue ich bewunderte, in eine so ernste Sorge meinetwegen versetzt zu sehen, rührte mich tief, und wenn die Gräfin behauptete, daß sie sehr wohl bekannt sei mit dem, was mich noch von dem Katholicismus abhielt, so durfte auch ich behaupten, nicht unbekannt zu sein mit dem, was ein edles Gemüth mit innerer Wahr=

heit und Ueberzeugung zum Katholicismus hinziehen konnte. Ich habe den Brief als einen Schatz aufgehoben, aber ich konnte mich nicht entschließen, ihn zu beantworten, denn, was sollte ich schreiben? Später lernte ich die Gräfin bei der Baronin v. Richthofen (einer gebornen Prinzessin Holstein-Beck) persönlich kennen. Sie sprach wenig, war, wie die Baronin behauptete, stiller als gewöhnlich, und beobachtete mich, irre ich nicht, mit schmerzlicher Aufmerksamkeit. Meine Correspondenz mit Möller, die freilich nicht fleißig geführt wurde, ward von jetzt an für viele Jahre unterbrochen.

So angenehm mir nun die Zeit bei meinem Freunde verfloß, so kam sie mir in einer anderen Richtung theuer zu stehen. Möller hatte mir einen sauren Oesterreicher vorgesetzt, und ich glaubte ihn nicht ausschlagen zu dürfen, ward aber von den heftigsten Krämpfen angegriffen und fuhr in einem wahrhaft fürchterlichen Zustande in Karlsbad ein.

Diese Stadt war im Jahre 1817 sehr glänzend. Der König von Preußen hielt sich da auf, der Fürst Hardenberg in seinem Gefolge, eine Menge deutscher Fürsten hatten sich eingefunden, Gesandte mehrerer

deutscher Höfe und kaiserliche Minister waren da, auch Kapo d'Istria lernte ich dort kennen. Mächtige und politisch bedeutende Männer schienen die Haupteinwohner des Städtchens auszumachen. Man könnte glauben, daß eben eine solche Umgebung uns unbedeutenderen Gästen in der Länge wenig Unterhaltung bieten würde. Aber auch in meiner nächsten Umgebung gestaltete sich Alles höchst freundlich. W. v. Schütz, mein Reisegefährte, ist ein geistig gebildeter und interessanter Mann, und selbst seine absonderlichen Ansichten, wenn ich sie auch nicht billigte, hatten für mich etwas Anziehendes. Freilich konnte ich in der Dreifelderwirthschaft nicht das Vorbild der heiligen Dreieinigkeit erkennen, in der Brache nicht den heiligen Geist. Ueber meine Schrift sprach er sich unumwunden aus, und betrachtete mich als einen Ultraliberalen. Er meinte, daß durch das Hin= und Herreden nichts klar werde, und faßte den Entschluß, meine Schrift zu recensiren. Ich munterte ihn dazu auf, und in den Heidelberger Jahrbüchern erschien einige Monate später eine Kritik, die mir freilich die Ueberzeugung abzwang, wie wenig es uns gelungen war, trotz des langen Zusammenlebens uns wechselseitig zu

verständigen. Aber ich habe diesen treuen Freund herzlich liebgewonnen, und werde ihn trotz seiner Uebersetzung und Herausgabe von Casanova immer in treuem Andenken behalten. Wir wohnten Stube an Stube, und sahen uns oft, aber die Umgebung, in welcher wir lebten, war doch sehr verschieden. Er hielt sich an die österreichisch Ultralegitimen, ich an die Liberaleren, wie sie sich freilich nur sparsam in Karlsbad sehen, und noch weniger hören ließen; näher freilich an die freisinnig Loyalen. Merkwürdig war überhaupt die Rolle, die wir auf einer Reise durch das südliche Deutschland spielten, wenn er in den ihm zusagenden, ich in den mir freundlichen Kreisen erschien. In den erstgenannten mußte ich mir es gefallen lassen, ganz übersehen zu werden, während mein Freund als ein entschiedener Anhänger und Vertrauter von Adam Müller ausgezeichnet und gehuldigt wurde. Eine ähnliche Rolle spielte er in der Umgebung solcher Männer, die meine Schrift mit Wohlwollen und Theilnahme aufgenommen hatten. Ich darf aber mit Wahrheit behaupten, daß diese Differenz unser freundschaftliches fröhliches und heiteres Zusammenleben niemals störte.

Der Dichter Achim v. Arnim hielt sich ebenfalls hier auf; ich hatte ihn zuletzt in Berlin gesehen und war sehr erfreut, ihn hier zu treffen; es war eine wahrhaft noble Natur und sein Umgang höchst erfreulich. Wie er mir als Schriftsteller erschien, habe ich schon früher geäußert. Einen meiner vertrautesten Freunde, den Dr. Heinrich Meyer aus Berlin, fand ich zu meiner Freude auch in Karlsbad. Der durch Kenntnisse, Geist und ächte edle vaterländische Gesinnung ausgezeichnete Staatsrath von Rehdiger schloß sich uns an. Nach dem Bade und vor der Promenade vereinigten wir uns zum Frühstück. Es ist bekannt, wie ausgezeichnet wohlschmeckend das Brod in Karlsbad ist, und wie hoch der Genuß des Kaffee's nach dem Sprudel gesteigert wird. Diese Frühstücksstunden sind mir unvergeßlich. Die noch immer tief aufgeregte Zeit, die Großen, die in Karlsbad vereinigt waren, und einen, wenn auch nur vorbereitenden Congreß über deutsche Angelegenheiten, höchst wahrscheinlich veranstalteten, brachten die Rede oft auf politische Gegenstände, die uns alle, nicht bloß äußerlich, etwa als Neuigkeiten, interessirten. Rehdiger war von der Lage Preußens

sowohl während des Wiener Congresses als im Jahr 1817 wohl unterrichtet, und mir waren diese Stunden in dieser Rücksicht wichtig. Aber politische Gegenstände bildeten nicht den einzigen, ja nicht einmal den vorzüglichsten Gegenstand unserer Gespräche. Wir vertrauten uns wechselseitig und hielten oft, selbst mit den gewagtesten und bizarresten Aeußerungen nicht hinter dem Berge.

Die Großen, die hier vereinigt waren, fanden doch manche müßige Stunde. Meine Schrift hatte auch die Aufmerksamkeit der hier versammelten Fürsten und Gesandten auf sich gezogen, und Einige schlossen sich während der Promenade mir an; die Gespräche waren dann fast immer politischen Inhalts. Von einem meiner Bekannten im Gefolge des Fürsten Hardenberg, war öfter die Rede, und man äußerte sich nicht ohne Unwillen über ihn, es war der Dr. Koreff. Dieser in Berlin wohl bekannte Mann hatte große Fähigkeiten und war in seinem Fache wohl unterrichtet. Er war jüdischer Herkunft und besaß einen grenzenlosen Ehrgeiz. Nicht leicht vermochte Jemand durch die zuversichtliche Keckheit und durch die Leichtigkeit, mit der er seine erworbenen Kenntnisse in dem

rechten Augenblicke zur Schau trug, seine Umgebung, mochte sie aus seines Gleichen bestehen, oder aus Fürsten und Großen, so entschieden zu beherrschen, wie er. So hatte er bedeutende Verbindungen schon auf der Universität angeknüpft. Im Kreise der Dichter, der Philosophen, der religiösen Schwärmer erschien er mächtig; er war, was man wollte, und schien in den mannichfaltigsten Kreisen als der am Meisten Unterrichtete, ja als der producirende Mittelpunkt. Er war Phrenolog, Magnetiseur, Alles zur rechten Zeit. Er lebte in innigster Verbindung mit einem ihm in mancher Rücksicht ähnlichen, aber doch auch sehr verschiedenen Abenteurer, Julius Klapproth, durch seine Reisen in Rußland bekannt und als ausgezeichneter Orientalist berühmt. Menschen mit Koreffs Talent und Gewandtheit erhalten nicht selten eine große Gewalt über mächtige Männer, ja wohl auch über Regenten.

Ich lernte Koreff bei meinem ersten Eintritt in Halle 1804 kennen, doch sah ich ihn nur vorübergehend. Er war eben im Begriff, mit Dr. Meckel (dem nachher mit Recht so berühmt gewordenen Lehrer der Anatomie in Halle) nach Paris zu reisen. Hier erschien er bald als ein sehr gesuchter Arzt. Er

machte ein großes Haus, und nach dem Kriege verließ er Paris, um beim Wiener Congreß zu erscheinen. Es gelang ihm daselbst, das Vertrauen des Fürsten Hardenberg im hohen Grade zu erwerben. So sehr er nun auch von Eitelkeit und Ehrsucht beherrscht ward, so würde man doch sehr Unrecht haben, wenn man behaupten wollte, daß ihm bessere Eigenschaften fehlten. Mancher, der ihm viel zu verdanken hatte, benutzte ihn gern, so lange er mächtig war, und schmähte ihn später. Was eben seine Stellung, selbst während er die höchste Gunst des Staatskanzlers genoß, immer bedenklich machen mußte, war die rücksichtslos prahlende Weise, mit welcher er seinen Einfluß zur Schau trug. In Karlsbad nun drängte er sich meist auf eine unschicklich vertrauliche Weise an die dort versammelten Großen. „Ihr Wunsch kann nicht erfüllt werden, sagte er zu einem deutschen Fürsten; diesen berühmten Gelehrten müssen wir besitzen, und was Sie ihm bieten können, wird neben unserem Gebot immer nur geringfügig sein." Der Fürst soll sich bei dem Staatskanzler beklagt, und ihn gefragt haben: ob er denn wirklich von diesem Arzt so beherrscht

werde, daß er sich eine solche Sprache gegen deutsche Fürsten erlauben dürfe. Auch ich hörte solche unwillige Aeußerungen, und hielt es für meine Pflicht, ihn zu warnen. Er war keineswegs hochmüthig; im vertraulichen Zusammensein vielmehr offen und auf eine selbst gutmüthige Weise mittheilsam, ja redlich, versteckt fand ich ihn nie; er konnte die größten Vorwürfe geduldig anhören, und ich glaube nicht, daß er jemals rachsüchtig war. Gewiß gab es Augenblicke, wo er sein Benehmen tief bereute, aber die Sucht, bei allen Gelegenheiten, als der Erste, als der Alles Beherrschende zu erscheinen, überwältigte ihn fortdauernd, und seiner einmal übermächtig gewordenen Natur gegenüber waren alle seine Entschlüsse völlig ohnmächtig. Seine Stellung in der Hardenbergischen Familie ist viel besprochen; ich kenne sie nicht genau genug, um sie hinlänglich beurtheilen zu können. Daß eine Somnambüle in den letzten Jahren hier eine große Rolle spielte, weiß Jedermann. Koreff war zu scharfsinnig, um nicht sein Schicksal vorauszusehen, wenn sein Gönner starb. Bekanntlich gab er seine glänzende Stellung in Berlin auf, und erschien wieder in Paris. Die Rolle, die er hier spielte, und wie er

noch vor wenigen Jahren durch einen seltsamen Prozeß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, ward durch alle europäische Zeitungen bekannt.

Ich ward in Karlsbad von dem Staatskanzler einigemal eingeladen, man weiß, wie liebenswürdig, wie großartig vornehm und doch zugleich anziehend seine Persönlichkeit war.

Im sächsischen Hause schlossen sich öfters die bedeutenderen Karlsbader Gäste unserem Mittagsmahle an, und in der völlig unabhängigen Lage, in welcher ich von Freunden umgeben in einer bedeutenden Zeit, und wenn auch mehr aus der Ferne, von mächtigen Persönlichkeiten mich angeregt sah, verschwand die Zeit meines Aufenthaltes in Karlsbad auf eine so angenehme Weise, wie es selten in Bädern der Fall ist.

Was sehr viel dazu beitrug, mir diesen Aufenthalt sehr angenehm zu machen, war, daß eine Equipage ganz zu meiner Disposition stand. Dr. H. Meyer hatte sie mitgebracht, und so heiter er in unserer Gesellschaft beim Frühstück war, so erlaubte seine Gesundheit ihm doch selten eine Ausfahrt. Ich erinnere mich, daß er nur ein paar Mal, mit v. Schütz und Arnim an meinen fast täglichen Spazierfahrten Theil

nahm. Ich benutzte diese zu geognostischen Untersuchungen des sehr schwierigen Terrains, und als ich einst über Schlackenwalde nach Joachimsthal reisen wollte, schlossen meine Freunde sich mir an. Als wir diesen Ort erreichten, ward ich, abgeleitet von Untersuchungen, die mich sonst ganz in Anspruch nahmen, mehr auf die Geschichte dieser merkwürdigen Stadt hingeführt. Ich erinnerte mich an die alte bedeutende Zeit des Bergbaues, und wie die Benennung „Thaler", die jetzt so allgemein geworden und selbst über Deutschlands Grenzen verbreitet ist, den ersten hier geprägten Silbermünzen ertheilt worden ist; besonders aber dachten wir an die bedeutende Rolle, die diese Stadt in der Reformationsgeschichte gespielt hat, als Luthers herrlicher Schüler Mathesius hier Prediger war. Wir besuchten die große schöne Kirche, wir blickten mit Wehmuth nach der Kanzel hinauf, die er zu besteigen pflegte, um mit der frischen Begeisterung der damaligen Zeit das göttliche Wort zu verkündigen. Hier und da knieeten in der fast leeren Kirche andächtige Katholiken, und ich versetzte mich in die tragische Zeit der böhmischen Geschichte, die mir von jeher trübe und düster erschienen war. Joachimsthal war

wohl zur Zeit der Reformation und als der Bergbau blühte, überwiegend von Sachsen bewohnt; die Böhmen zeigten, selbst wie sie früher durch Huß erregt wurden, das melancholisch Düstere des wendischen Volks. Wenn die tiefe Innerlichkeit des religiösen Gefühls anzog, so schreckte doch auch der wilde Fanatismus einen jeden später zurück. Nie wurden sie mit der geschichtlichen Bewegung, mit dem allgemeinen Fortschreiten der germanischen Stämme vertraut, die orientalische Verschlossenheit verschwand nie, der Hussitenkrieg trug ein völlig mohamedanisches Gepräge und die zerstörende Bekehrungssucht schloß mit einer Verdumpfung des Volkes, die, wie sie uns allenthalben entgegentrat, höchst tragisch erschien. Selbst das stolze Prag, das Herrlichste und Mächtigste, was die europäisch-wendische Zeit erzeugt hat, mit seinen Schlössern, Palästen und herrlichen Kirchen, mit den Resten der wendischen Kunst, die in ihnen vorhanden, konnte, so sehr es auch unsere Theilnahme in Anspruch nahm, die nächtliche Signatur eines gedrückten Geistes niemals verleugnen. Ich verließ trübe gestimmt die Kirche, ich betrachtete mit Wehmuth die Männer und Frauen, die uns begegneten, und Arnim

entschloß sich hier, den schönen Bericht des Mathesius über Luthers letzte Stunden herauszugeben. Er erzählt in der Vorrede, wie sie durch unsere, sonst so heitere Fahrt veranlaßt wurde.

Wie ich mir selbst Karlsbad verordnet hatte, so richtete ich auch mein tägliches Verhalten ganz ein, und weder Koreff, noch Kohlrausch, eben so wenig Meyer, durften mir mit ihrem Rathe beschwerlich fallen. Am wenigsten aber die Bade-Aerzte in Karlsbad. Ein so entschieden und heftig wirkendes Wasser muß freilich mit großer Vorsicht angewendet werden. Aber die Wirkung, die besonders der Sprudel äußert, läßt sich nur durch Selbstbeobachtung verfolgen. Ich hatte in früheren Jahren in Dresden oft genug Gelegenheit, die Badegäste, die voll Hoffnung nach Karlsbad eilten, abgemagert und elend im höchsten Grade zurückkehren zu sehen; es hieß dann immer, das Wasser würde nachwirken. Karlsbad ist unter allen Bädern Deutschlands ohne allen Zweifel das heilsamste, aber auch das gefährlichste.

Ich habe gesagt, daß ich mir selber den Gebrauch dieses Bades verordnete. In Berlin wurde es mir, als ich da ankam, aus dem magnetischen Schlaf einer

Dame angerathen oder vielmehr geboten. Von meinen Erfahrungen über den Magnetismus wird später die Rede sein; hier will ich nur bemerken, daß ich mit meiner Reise nach Berlin, wie oben erwähnt, keine andere Absicht hatte, als mir die Summe zu verschaffen, die für eine Badesaison in Karlsbad nothwendig war. Die Somnambüle hatte mir mancherlei magnetische Vorkehrungen, einen Baum, ich erinnere mich nicht welchen, in ein Gefäß verpflanzt, mit dem ich mich in Rapport setzen sollte, vorgeschrieben, Alles nach der damals in Berlin herrschenden Sitte bei den magnetischen Kuren. Ich achtete nicht darauf, denn ich litt zu dieser Zeit am meisten an einem entschiedenen, vielleicht zu einseitigen Unglauben. Einige Versuche mit dem Sprudelwasser stellte ich allerdings an: ich nahm gleich in den ersten Tagen ein Bad, welches mir so heftige Magenkrämpfe verursachte, daß, da in den Bädern gewöhnlich ein jeder Badegast mit einer Art von Aengstlichkeit auf die Gesundheit aller Uebrigen lauert, mein Zustand ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs ward. Die Sprudelsuppe sagte mir eben so wenig zu. Ich zog mich alle Tage um 7

Uhr zurück, in eine einsame Gegend oder auf meine Stube, und das Bad ist mir sehr heilsam geworden.

So heiter nun auch diese Zeit verfloß, so fehlte es doch nicht an Ereignissen, die alle Anwesenden trübe stimmten. Mich näher betreffend war die gefährliche Krankheit und der Tod des Grafen Constantin Stolberg. Ich hatte ihn im Kriege kennen gelernt, und auch im Bade sahen wir uns oft; er bezeigte mir viel Wohlwollen und ich schätzte ihn hoch. Kurz darauf wurde man durch den plötzlichen Tod einer jungen, schönen, russischen Dame in Schrecken gesetzt. Während unser König sich hier aufhielt, brannte in Berlin das Theater ab. Die Anzahl der preußischen Badegäste war überwiegend groß; nach der ersten Nachricht von diesem Brande eilten Couriere Tag und Nacht zwischen Berlin und Karlsbad; ein jeder drängte sich hinzu, um zu erfahren, wie es in Berlin mit dem Brande stehe; die Aufregung war groß und allgemein. Als der König Karlsbad verließ, erfuhren wir, daß zwischen Bayreuth und Bamberg der Wagen des Königs umgestürzt war, er selbst verletzt. Die ersten Berichte, wie gewöhnlich, sprachen von gefährlichen Folgen des Sturzes. Die Theilnahme äußerte

sich auf die lebhafteste Weise. Die großen Schicksale, die er mit seinem Volke durchlebte, hatten ihn innig mit diesem verbunden. Am Sprudel, auf den Promenaden, war er der alleinige Gegenstand des Gesprächs; Unbekannte fragten, als wären sie lange mit einander vertraut gewesen, nach dem Befinden des allbeliebten Königs, und die Unruhe verschwand nur, als man mit Sicherheit erfuhr, daß er völlig außer Gefahr sei. Noch wärmer sprach sich die allgemeine Liebe aus bei der Feier seines Geburtstages. Hier sah man nun auch, wie groß die Zahl der preußischen Unterthanen war. Karlsbad war 1817 sehr stark besucht, aber irre ich nicht, bestand wenigstens die Hälfte der Badegäste aus Preußen.

Die sechs Wochen, die ich dort zubrachte, waren mir wichtig genug und schnell verflossen. Zu den Badegästen, die ich nur am Sprudel traf, gehörte auch der treffliche Professor Neander, den ich hier zuerst wiedersah, seit er in Halle mein Zuhörer war. Auch dort als Student lebte er völlig still und einsam, von wenigen Freunden umgeben. Ich sah ihn nur in meinem Hörsaal, aber daß er zu meinen bedeutendsten Zuhörern gehörte, wußte ich wohl. Die Studi=

renden beurtheilen sich unter einander gewöhnlich sehr richtig; mit einer Art von achtungsvoller Scheu betrachteten sie den stillen, in sich versunkenen, äußerlich ungeschickten jungen Mann; sie wußten, was er war, und was man von ihm zu erwarten hatte. Wie freute ich mich, ihn in Karlsbad zu finden. Er litt an einer Krankheit, die nicht ohne Gefahr war, und die er nur durch sein einfaches, entsagendes und geordnetes Leben zu beherrschen vermochte. Ich unterhielt mich während des Brunnentrinkens fast ausschließlich mit ihm, und werde nie vergessen, wie belehrend für mich seine Gespräche waren; sie betrafen religiöse Gegenstände, die mir immer wichtiger wurden. Er ward von seiner treuen Schwester begleitet. Die Sorgfalt, die sie zeigte, war in der That rührend. Ein Badearzt hatte alle Stunden streng geordnet; die Zeit, die zwischen dem Trinken eines jeden Bechers verfließen und mit Hin- und Hergehen zugebracht werden sollte, war bis auf Minuten bestimmt. Die Schwester trug eine Uhr in der Hand und reichte ihm genau zur bestimmten Minute den Becher. Dieses geregelte Verhalten bildete nun freilich einen entschiedenen Contrast mit dem meinigen. Diese Stun-

den, die ich mit Neander verlebte, erwähne ich hier zuletzt, sie gehörten der stillen Einsamkeit meines Daseins zu, und gern ward ich der Schüler meines damaligen berühmten Zuhörers. — Doch vermißte ich in Karlsbad zwei sonst gewöhnliche Badegäste, die meinem Aufenthalte eine noch viel größere Bedeutung gegeben hätten, Göthe war nicht da — Werner todt. Die Zeit, in welcher Schelling ein fleißiger Besucher des Badeortes wurde, war noch nicht gekommen.

Wir verließen Karlsbad, um über Franzensbrunnen und Eger eine Reise nach Süddeutschland anzutreten. In diesem Brunnenorte ward ich von den Aerzten mit großer Freundlichkeit aufgenommen. In Wien hatte die ärztliche Richtung der Naturphilosophie durch den als Lehrer allgemein geschätzten Arzt J. Schmidt großen Eingang gefunden. Bei der wenigstens schwankend gewordenen, geologischen Ansicht, fühlte ich mich aber besonders nach dieser Gegend hingezogen durch den wunderbaren Kammerberg, wo mitten aus einem Wernerschen Urgebirge und begleitet von dem sich dicht anschließenden Basalt, die dünnen Schichten vielfältig wechselnder Lavaströme so überraschend hervortreten. Es war unvermeidlich, den koh-

lensauren Franzensbrunnen mit diesem erloschenen Vulkan in Verbindung zu bringen, und eine neue Aufgabe, die sich aufdrängte, stellte mich schwankend zwischen die hinsterbende Ansicht der Wernerschen Geognosie, und die neuere, die immer mächtiger ward. Ich erinnerte mich, wie Werner oft unbefangen zugestanden hatte, daß ihm der Kammerberg ein Räthsel wäre. Ich habe nie von ihm einen Versuch, seine Bildung zu erklären, vernommen. Göthe, der so geneigt war, sich ihm anzuschließen, der den Berg oft genug besucht hatte, äußerte sich jederzeit über seine Structur, wie Werner, unklar und wenig genügend. Wollte man versuchen, die Entstehungsweise der benachbarten, von Werner sogenannten pseudovulkanischen Steinkohlenbränden, die von schlackenartig verbrannten Thonen und Schiefern begleitet waren, welche Werner, mit den großen vulkanischen Erscheinungen völlig unbekannt, zu seiner höchst beschränkten Ansicht verleiteten, mit der Bildung des Kammerberges zu vergleichen: so mußte man sich doch gestehen, daß man hier einer Gebirgsbildung entgegentrat, die dem Werner in doppelter Rücksicht unwillkommen sein mußte. Sie war so tief greifend, daß

sie sich, so wie die Steinkohlenbrände, durchaus nicht erklären ließ; und die wiederholten Lavaströme zeigten sich mitten im Festlande von den Meeresküsten so entfernt, daß das Meereswasser hier den Prozeß nicht zu steigern vermochte. Auch das Vorkommen des Basalts ließ sich doch nicht so auffassen, wie er die Basalte im Erzgebirge aufgefaßt und so siegreich gegen Voigt zu vertheidigen gesucht hatte. Ich nenne diesen Moment, weil er einen Wendepunkt in meinem Leben bildet. Ich hatte den Kammerberg öfter besucht. Mehrere Aerzte und Freunde der Geologie begleiteten mich, und ich hielt einen Vortrag, in welchem ich eine eigene Ansicht über die Entstehung des Basalts zu entwickeln suchte. Aber selbst während des Vortrages übte die Erscheinung eine geheime Gewalt über mich, die jetzt herrschende Geologie genügte mir nicht, die Wernersche mußte verworfen werden, die eigene ward mir zweifelhaft, und es ward mir immer klarer, daß zwar ein großes mir wichtiges Thema der geschichtlichen Bildung der Erde sich immer deutlicher und klarer aufschloß, daß aber weder die Feuer- noch die Wasserprozesse, weder die Lagerungsverhältnisse noch die Chemie uns hinlängliche Aufschlüsse über die

Bildungsprozesse der Gebirge zu geben vermochten. Ich erinnere mich noch, wie ich den Vortrag schloß. „Das Wernersche Wasser, sagte ich, kömmt mir noch immer mächtig genug vor, um das Feuer der Vulkanisten zu löschen, und doch scheint mir die immer hervorwachsende Flamme der letzteren so gewaltig, daß sie das Wasser der Neptunisten zu verdunsten droht." Auch mir waren leider, wie Werner, die Vulkane unbekannt, und wenn man einmal für eine theoretische Ansicht eingenommen ist, so erscheint ein jeder Bericht der Gegner uns verdächtig, am meisten die geologischen, weil in dieser Wissenschaft eine umfassende Darstellung sich niemals als eine reine einfache Aufnahme eines Factums entwerfen läßt. Sie wird jederzeit durch eine Voraussetzung vermittelt, die zweifelhaft und willkürlich erscheint. Mein Standpunkt für die Geologie war nun einmal ein von dem herrschenden vollkommen getrennter, er sollte durch sinnliche Erfahrung bestätiget werden, aber nicht durch diese seine Sicherheit erhalten. So behauptete er sich zwar selbst da, wo er nicht von der Naturwissenschaft des Tages unterstützt wurde: aber entschieden wurde er in seiner Entwickelung gehemmt, wo die Erfahrung verneinend

ihm entgegentrat; er war unabhängig und dennoch völlig abhängig von der Bildung der empirischen Naturwissenschaft.

Ich hatte zwar den Kammerberg in den ersten Jahren des Jahrhunderts besucht, aber damals war mir Werner ein geologischer Prophet, und die Bedeutung der Erscheinung, die mich hier überwältigte, vermochte ich noch nicht zu fassen. Man darf nicht vergessen, daß mir die Geschichte der Natur eine so mächtige war, daß sie, selbst wo sie völlig äußerlich schien, dennoch in die innersten Tiefen einer jeden geistigen Bewegung hineingriff; ich war im eigentlichen Sinne und bin es noch, ein Ultralegitimer, in einem Grade, der kaum geahndet, noch weniger verstanden wurde. Nachdenklich, ja innerlich erschüttert, verließ ich den Berg und kurz darauf den Franzensbrunnen. Diese geologische Untersuchung und die Resultate ergriffen mich um so tiefer, da ich in Breslau schon Werners Tod erfahren hatte. Eine trübe Ahnung überzeugte mich von der Sterblichkeit seiner Geologie, sie wird ihn nicht überleben, dachte ich seufzend, und während ich den Verlust des trefflichen Mannes betrauerte, war

es mir zugleich, als sähe ich eine der schönsten Blüthen meines warmen geistigen Frühlings verwelken.

In Eger sollte ich noch auf eine überraschende Weise an meinen theuren Lehrer erinnert werden. Wir besuchten dort den großen durch mehrere Stockwerke gehenden Saal oder vielmehr Flur, in welchem Wallenstein ermordet wurde. Trügt mich mein Gedächtniß nicht, so ist dieser Saal nicht mehr wie er war. So wie er mir da erschien, hatte er ein durchaus verhängnißvolles Ansehen. Die Treppen, die in dem Hintergrunde zu den höheren Stockwerken führten, gaben ihm etwas Unheimliches, er war wie für einen finstern tragischen Moment bestimmt. Doch der Eindruck, der durch diesen Besuch hervorgerufen ward, verschwand schnell einem lebendigern gegenüber, der mich in heftige Aufregung versetzte. Die älteren Besucher des Franzensbrunnen werden gewiß noch eines merkwürdigen Mannes gedenken, der häufig von den Brunnengästen besucht wurde, die er stets mit großer Freundlichkeit aufnahm. Wenn in dem Saale, den wir verlassen hatten, der Tod als eine gesetzlose Ermordung eines allerdings grauenvollen Helden erschien, zugleich aber als eine Hinrichtung, die der mäch-

tige Herrscher ausgesprochen, aber nicht zu vollführen gewagt hatte: so drängte sich uns der Gedanke an die gesetzliche Tödtung mit widerstrebendem Gefühle auf, wenn wir in die bürgerlich zierliche, reinliche, für eine stille, friedliche Häuslichkeit bereitete Wohnung des kleinen freundlichen heiteren Mannes traten. Es war der Scharfrichter in Eger, er war an die häufigen Besuche selbst der vornehmsten Gäste gewöhnt, und trat uns mit großer Sicherheit und Zuversicht, aber zugleich mit einer liebenswürdigen gutmüthigen Bescheidenheit entgegen. Er hatte, trotz des herrschenden Vorurtheils, welches seine Stellung im Leben mit Schauder umgeben, sich eine allgemeine Achtung zu erwerben gewußt; er besaß eine sehr ausgezeichnete Münzsammlung. Als er mir gegenüberstand, erschrak ich heftig, das gutmüthige, wohlwollende Wesen ließ sein furchtbares Geschäft nicht ahnen; er erinnerte mich aber auf eine unwiderstehliche Weise an den verstorbenen Werner. Es ist möglich, daß es eine Täuschung war; auf jeden Fall war der Mann viel kleiner und rascher; und nebeneinandergestellt sahen sie sich vielleicht gar nicht ähnlich: aber es war in der Totalität seiner Erscheinung Etwas, was mich immer wieder an Werner er=

innerte. Diese Aehnlichkeit zog mich immer von neuem an, und schreckte mich zurück. Dort ein Mann, den ich als einen der Größten des Zeitalters verehrte, und ihm mit warmer Liebe anhing, wenn ich sein ganzes Leben betrachtete; Alles hell, klar, anziehend: wenn er in die geheimnißvollen Tiefen der Schächte hineindrang, schien ein leuchtendes Licht von seiner Person auszugehen, welches nach allen Richtungen die Tiefe erhellte. Hier im Hintergrunde der innersten Persönlichkeit das erschreckende Geschäft. Er stand am lichten Tage, sauber und heiter da, von einer friedlichen häuslichen Einrichtung umgeben, und dennoch mußte ich ihn unwillkürlich auf den Rabenstein versetzen, mit der scharfen Axt bewaffnet, den waffenlos knieenden Verbrecher vor sich. Ich würde mich dieser grauenhaften Vorstellung gar nicht hingegeben haben, wenn Werners Gestalt mir nicht immer von neuem nahe getreten wäre.

Die Münzsammlung des Scharfrichters, die, wenn ich mich recht erinnere, besonders an deutschen Münzen aller Zeitalter reich war, überraschte mich durch die Menge seltener Exemplare. Sie war mit großer geschichtlicher Klarheit geordnet, ich folgte seinem Vor=

trage, unwissend, wie ich in der Numismatik bin, mit großer Aufmerksamkeit; er riß mich hin. Die einfache Klarheit trat mir immer näher, ich behielt den Ueberblick der mannigfaltig wechselnden Münzen aller Zeiten und Völker mit einer Sicherheit und Klarheit, die mir fast zauberhaft schien. Wenn er eine Münze aufhob, beschrieb, mit verwandten verglich, und von diesen durch die zartesten Unterschiede trennte, war es mir immer, als verwandelten sich die Münzen in Fossilien, als sähe ich Werner, wie er leicht zwischen zwei Fingern eine Stufe in die Höhe hob, und sie mit schneidender Schärfe von den nahe verwandten unterschied. Ich war wie von einem märchenhaften Traume umgeben, und während das klarste, bestimmteste, Alles mit scharfer Unterscheidung ergreifende sinnliche Leben mich umgab, war es mir dennoch, als triebe eine dunkle dämonische Welt im Hintergrunde ihren unheimlichen Spuk. Was mich vor wenigen Tagen so heftig erschütterte, Werners Tod, seine schwankende Geologie, und der klar demonstrirende freundliche Scharfrichter in meiner Nähe, versetzten mich in eine dunkle Märchenwelt, und während das Licht einer Alles erhellenden Persönlichkeit von Werner

aus den Scharfrichter erhellte, schien der dunkle Schatte des letzteren sich über die klare durchsichtige Gestalt des verehrten tief geliebten Lehrers zu werfen.

Ich hatte den freundlichen Mann durch einen sehr seltenen dänischen Ducaten, so wie durch meine angespannte Aufmerksamkeit gewonnen; wir blieben die Nacht über in Eger und ich konnte meiner Lust, ihn nochmals zu besuchen, nicht widerstehen: aber ich fühlte doch, daß ich dieser verworrenen Richtung, in die ich hineingezogen war, entfliehen mußte. Wir verließen Eger, und die Reise zerstreute schnell die düsteren phantastischen Träume, in deren Gewalt ich gerathen war.

Wir eilten über Regensburg und Landshut nach München. So sehr ich mich nach Schelling sehnte, so blieb ich doch einige Tage in der alten Universitäts-Stadt. Ich besuchte da zuerst meinen alten Freund, den Professor Stahl. Es war im Anfange des Jahrhunderts unter den Mathematikern von ihm viel die Rede. Er hatte eine Schrift über Hindenburgs Combinationslehre geschrieben und dadurch sich einen Ruf

erworben; jetzt ist er, glaube ich, ganz vergessen. Selbst Hindenburg hat auf die Entwickelung der Mathematik keinen großen Einfluß gehabt, und diese Wissenschaft beschäftigt sich jetzt mit ganz anderen Problemen, die von Gaus, dem Norweger Abel aufgestellt, von Arago, Jacobi, Dirichlet verfolgt, ungleich reichere Resultate darbieten. Aber Stahl war mir persönlich sehr lieb, er war ein, wenngleich stiller, doch unbeschreiblich freundlicher Mann, der sich mit liebevoller und treuer Zuneigung seinen Freunden anschloß, unsern Gesprächen mit Theilnahme zuhörte, ja sich ernsthaft mit Gegenständen beschäftigte, die uns wichtig waren, und zwar aus persönlicher Zuneigung, obgleich er von unserer Seite keine gleiche Theilnahme erwarten konnte. Wir lebten in Jena sehr vertraut mit einander; er wohnte in einem Hause mit Gries, und wir sahen uns täglich. Ich freute mich jedes Mal, wenn ich ihn sah, und er hatte für mich etwas sehr Anziehendes. Auch war ich wohl der Einzige in der Gesellschaft, der durch ihn zu erfahren wünschte, was die Absicht der Combinationslehre war, der sich mit der Methode derselben bekannt zu machen suchte. Jena selbst hatte ich zwar verlassen, aber den Ruf nach Landshut hatte

er als Ordinarius noch erhalten, während ich in der schönsten, frischesten, hoffnungsvollsten Zeit meines Lebens in dieser Stadt ab und zu wieder erschien. Seit 16 Jahren etwa hatte ich ihn nicht gesehen; meine Ankunft konnte er kaum erwarten, und seine Freude, als er mich erblickte, war wahrhaft rührend. Wir waren natürlich gleich nach Jena versetzt, und lebten in der Erinnerung längst verschwundener Tage, welche auch ihm als die heitersten erschienen, die er verlebt hatte.

Das Leben in Landshut gefiel mir sehr, wenigstens unter den Professoren, die ich kennen lernte, herrschte eine unbefangene Vertraulichkeit, die mich ansprach, mich heiter stimmte, wie man sie auf Universitäten nicht immer findet. Doch waren mir die heftigen Streitigkeiten, die hier stattgefunden, nicht unbekannt. Auch war mir die Bekanntschaft des Professor Fuchs interessant und wichtig. Es ist etwas Angenehmes für diejenigen, die mit der Wissenschaft fortschreiten, die Naturforscher im Vorübergehen zu besuchen. Man findet sie fast immer mit irgend einer festern Bestimmung oder Entwickelung des Bekannten, wohl sogar mit einer neuen Entdeckung beschäftigt, und der Ge-

genstand der Unterhaltung ist dann unmittelbar gegeben. Fuchs hatte einige neue Analysen angestellt, hatte für einige Instrumente eine zweckmäßigere Einrichtung getroffen, und die Freude, die der Naturforscher empfindet, wenn er auf die gelungene Arbeit zurückblickt, und die Resultate derselben mittheilen kann, erscheint immer liebenswürdig, und erzeügt schnell eine Vertraulichkeit, die sonst nur nach längerem Umgange, oft gar nicht zum Vorschein kömmt.

Aber eine für mich höchst wichtige Bekanntschaft, die bei meiner damaligen Stimmung geeignet war, ein wichtiges Moment in der Entwickelung meines Lebens zu bilden, machte mir den kurzen Aufenthalt von wenigen Tagen in Landshut auf immer unvergeßlich. Ich lernte hier den theologischen Professor, später Bischof in Regensburg, Sailer, kennen. Seine Uebersetzung von Thomas a Kempis Nachfolge Christi, war mir schon seit längerer Zeit in meinen besten Stunden ein theures Buch geworden. Wir schlossen uns innig an einander; er verleugnete seine Gesinnung nicht, aber er drängte sich nie auf. Was mich zum Katholiken machte, wenn ich mit ihm sprach,

machte ihn in meinen Augen zum Protestanten, und nie trat mir die Einheit des Christenthums in allen seinen Formen inniger, tiefer entgegen; seine offene, unbefangene Freundlichkeit übte eine recht eigentliche religiöse Gewalt über mich aus, und mir war es, wenn ich ihn sah, wenn ich ihn sprechen hörte, als würden mir alle jene, sonst lästigen Ceremonien, alles Nebelwerk des Katholicismus durchsichtig, daß ich den reinen innersten Herzenskern desselben entdeckte. Mein Reisegefährte ward durch seine Nähe erbaut, und wenn wir unter einander waren, galten unsere Gespräche jederzeit dem Gegenstande, der uns innerlich in Bewegung setzte. Aber Sailer wußte den ernsthaftesten Gesprächen eine durchaus freie Bedeutung zu geben. Sie traten völlig natürlich hervor, sie nahmen bald eine rein menschliche, bald eine streng wissenschaftliche, dann selbst andächtige Wendung; immer aber drang das stille Element reiner christlicher Hingebung durch alle Gegenstände hindurch, und eine gläubige Zuversicht, eine unsägliche, liebevolle Freundlichkeit und Milde leuchteten aus Allem hervor, was er sprach und äußerte. Traten Andere hinzu, so nahm zwar die Unterhaltung eine andere Wendung, er ging in die fröh=

liche Richtung der Gespräche unbefangen ein. Leichte Scherze vernahm er gern und erwiderte sie, aber mir war es doch, als leuchtete das heilige Licht der ernsteren Stunden über alle diejenigen, die ihm nahe waren, nicht als ein beschwerliches blendendes, vielmehr als ein Lebenslicht, welches bewußtlos fast alle Aeußerungen leitete, ja freier entwickelte, nicht hemmte oder fesselte. Sailer gehörte nicht zu den sogenannten Geistreichen. Tiefe überraschende Ideen hörte ich von ihm nie, aber der stille Friede, die reine Liebe, des Glaubens grenzenlose Macht gaben dem einfachsten Ausdruck eine wunderbar tiefe Bedeutung. Wir besuchten ihn wenige Stunden nach unserer Ankunft, und von da an trennte er sich den ganzen Tag über gar nicht von uns. Am frühen Morgen erschien er in unserem Gasthofe, begleitete uns bei allen Besuchen, horchte aufmerksam und mit einer Art kindlicher Neugierde, die unbeschreiblich liebenswürdig war, wenn Fuchs mir neu entdeckte Fossilien zeigte, mir die Resultate seiner Analysen erzählte, mir seinen genauen, für die Krystalle bestimmten Winkelmesser oder seinen verbesserten Lampenapparat zeigte. Wir waren, irre ich nicht, bei dem Professor Zimmermann zum Mittag eingeladen

und Sailer nicht. Als wir ihm aber unser Bedauern äußerten, mehrere Stunden von ihm getrennt zu sein, erwiderte er mit kindlicher Unbefangenheit: ich begleite Euch, ich weiß, daß ich meinem guten Freunde willkommen bin. Als unsere Abreise bestimmt war, erschien er früh, frühstückte mit uns, begleitete uns mit Stahl an den Wagen, und mir war es, als hätte ein segnender Geist, dessen leise Töne wie eine höhere Atmosphäre mich umsäuselten, und mir liebevolle, bedeutende Worte zuflüsterten, mich nun verlassen. Was ein begleitender Engel zu bedeuten hatte, ward mir durch seine Nähe klar. Aber diese Universität blieb mir auch aus andern Gründen bedeutend. Ich hatte in Berlin schon 1811 Savigny kennen und schätzen gelernt; die Geschwister seiner Frau, Clemens und Bettina waren mir schon früher bekannt und nahe getreten. Er war während meiner Abwesenheit im Kriege mit seiner Familie nach Breslau geflüchtet, und erschien mit dieser in der traurigen Zeit als ein ermunternder Gast in meinem Hause. Ich hatte ihn eben kurz vor meiner Abreise nach Karlsbad wiedergesehen, und erinnerte mich der Jahre, die er in Landshut zugebracht. Aber auch Schelling, nachdem er erst

Jena, dann Würzburg verlassen hatte, brachte einige Jahre in Landshut zu, und war erst vor Kurzem von hier nach München berufen. So bedeutende Männer hoben zu der Zeit die Landshuter Universität. Irre ich nicht, so war schon von der Verlegung derselben nach München die Rede.

Die Ansicht, daß man die Universitäten nach den Hauptstädten verlegen müsse, war in neueren Zeiten besonders von Preußen ausgegangen, Baiern folgte. Freilich war diese Verbindung der Universitäten mit der Hauptstadt geschichtlich. Die erste Universität nach ihrer umfassenden modernen Bedeutung entstand in Paris, als eine große Verzweigung derselben die in Prag. Wien bewacht den wissenschaftlichen Geist durch seine Universität. Die einzige dänische Universität hat sich in Kopenhagen gebildet. Nur die Engländer und die Schweden entfernten die Universitäten von ihren Hauptstädten; und dennoch erschien in der Geschichte diese Verlegung nach den Hauptstädten nicht günstig. Selbständigkeit schien in diesen nicht gedeihen zu wollen. In Deutschland bildeten sich, wie eine Mannigfaltigkeit der Staaten, so eine zweite der Universitäten; abwechselnd entstanden überwiegende philosophische,

theologische, medicinische Rechts-Schulen, so wie die eines allgemeineren, gründlichen, encyklopädischen Wissens auf den verschiedenen Universitäten. Ueberwiegende Geister gaben diesen einen allerdings vorübergehenden Glanz, aber die genannten Schulen wurden nie bloße vereinzelte Institute, sie blieben in der Verbindung mit der Wissenschaftlichkeit überhaupt (eine Universitas litterarum). Eine jede Universität lauerte auf die bedeutendsten Geister; wenn sie auftauchten, suchten sie dieselben zu gewinnen und den Wetteifer der Fakultäten hervorzurufen. So entstand auf den verschiedensten Punkten Deutschlands ein lebendig oscillirender Wechsel, der alle umfaßte, und eine Geschichte der deutschen geistigen Entwickelung, die sich als eine Geschichte der deutschen Universitäten von Luther an, darstellte, würde, geistreich aufgefaßt, eines der bedeutendsten Werke werden, würde die jetzt überhandnehmende statistisch-tabellarische Auffassung des Universitätlebens zwar nicht verdrängen, wohl aber innerhalb der ihr gebührenden Grenzen verweisen. Ich, der ich gern Alles in seiner lebendigen, geschichtlichen, ja, ich möchte sagen, persönlichen Wirklichkeit auffasse, habe mir viele Jahre hindurch Mühe gegeben, geist-

reiche, junge Männer für diese Aufgabe zu gewinnen. Es ist mir nicht gelungen.

Ueber Freisingen ging der Weg nach München. Ich erinnere mich genau, wie wir aus Freisingen herausfahrend über den dürren, pflanzenleeren Kiesboden erschraken. Zwanzig Jahre später fuhren wir von München aus wieder durch diese Stadt, ich konnte aber die mir früher so fatale Gegend nicht wiederfinden. Diese friedlichen Jahre hatten doch durch zunehmenden Wohlstand, wenn auch dürftig, eine Vegetation hervorgebracht, die den sonst kahlen Kiesboden bedeckte.

München war noch ganz das alte, das Thor stand neben dem Schlosse, wir fuhren durch die engen Straßen und stiegen in dem schwarzen Adler ab; von den prächtigen Gasthöfen, die später entstanden, war nicht die Rede. Man hat oft die Frage aufgeworfen, welche unter beiden Städten, Berlin oder München, die ungünstigste Lage habe? Nun ist es freilich gewiß, daß die erstere Stadt, wenn man aus den östlichen Thoren herausfährt, keinesweges eine anmuthige Gegend

darbietet: aber wer, wie ich, Berlin seit 44 Jahren gekannt, und so aufmerksam als ich auf die Umwandlung der Gegend gewesen ist, der wird doch gestehen müssen, daß diese vielleicht in keiner europäischen Gegend überraschender stattgefunden hat, als auf der westlichen Seite von Berlin. Der Thiergarten, nachdem man den schmerzlichen Verlust mancher alten Lieblingsplätze vergessen hat, ist doch jetzt, sorgfältiger durch den Schaafgraben bewässert, ein lieblicher Park geworden. Die mannigfaltig wechselnde Bauart der immer zunehmenden Villen hinter reichen Blumengärten muß denjenigen, der Berlin verschreien hörte, auf die angenehmste Weise überraschen, und ich höre oft unbefangene Reisende ihr Erstaunen äußern, wenn sie gestehen müssen, hier gefunden zu haben, was sie nicht erwarteten. Freilich fehlt es auch nicht an solchen, denen das Urtheil über die berlinische Einöde, wie es sich vor ihrer Ankunft ausgebildet hat, ein Grundsatz, eine Maxime geworden ist, die ein standhafter und consequenter Mann nicht aufgeben darf. Das „principiis obsta“ verbindet sich mit dem „nihil admirari“, um einen jeden Genuß von einer lieblichen Partie schlechthin auszuschließen, und wer die Alpen

bereist hat, hat sich das schöne Vorrecht errungen, jede Naturscene um Berlin zu verachten. Wenn ich gestehen soll, was ich immer bedaure, so ist es, daß ich monatelang ohne Horizont leben muß; allenthalben von Häusern oder Bäumen umgeben, und wenn ich aus diesen heraus trete, kann ich zwar hier und da weit genug um mich sehen, aber die grenzenlose kahle Ebene bietet keinen Ersatz. Die Majorität des jetzigen Geschlechts theilt freilich nicht meinen Schmerz, denn Zweidrittel ist kurzsichtig.

Betrachtet man nun München, so muß man gestehen, daß der Kiesboden viel trauriger, wüster, trostloser uns umgiebt, als der kahle Sandboden. Jener hat etwas grauenhaft Zerrissenes, und wenn, wie Tieck sich äußert, der weiche Sand die Räder mit sentimentaler Gastfreiheit umfaßt und uns zuruft: „Freund, warum eilst du so? Weile doch etwas bei uns", so scheint der harte Kies, wie ein brummender Wirth, der uns scheltend empfängt und abweist. Ich kenne drei Formen wüster Gegenden, die mir eine Steigerung darzustellen scheinen. Die Sandgegend, wie sie wenigstens im nördlichen Deutschland erscheint, ist mir unter diesen noch immer die mildeste, und ich

finde mich, wenn auch zuletzt in einer weichen Langweile versunken, doch in einer Stimmung, welche die Sehnsucht nach einer fruchtbaren Gegend aufrecht erhält, und wo eine feuchte, grüne baumreiche Oase erscheint, glaube ich einen lange mit Ungeduld erwarteten Freund in ihr zu erkennen; der zerrissene Kiesboden aber macht mich zornig, und ich weise die freundlicheren Gegenden, die mir entgegentreten, scheltend zurück. Die dritte trostlose Steigerung wüster Gegenden zeigt aber das westliche Schweden, nach dem Cattegat zu, die doch tief in das Land hineinreicht. Es sind die sogenannten Scheeren, die sich seit Jahrtausenden aus dem Meer gehoben haben. Kleine, früher unter dem Meer glatt gewordene und abgerundete Hügel stehen in größerer oder kleinerer Entfernung, in chaotischer Unordnung unter einander. In allen Richtungen winden sich die Vertiefungen, die sie trennen; keine auch die winzigste Pflanze kann auf dem glatten Felsen Fuß fassen; die Wellen des Meeres haben sich weit zurückgezogen, auch der kleinste Bach kann kein fortlaufendes Bette finden. Hier nun ist man von der tödtenden Macht der Steinwelt viel entsetzlicher umgeben, als in den mächtigsten Alpen; diese locken

das frischeste, fröhlichste Leben in ihre Thäler hinein; und wo die Erhabenheit der Masse am mächtigsten erscheint, da tritt mit der erst erstarrenden und wieder zerschmelzenden Wasserwelt in den stets rieselnden Quellen, wie in der freudigen Vegetation, ein Krieg hervor, der den todten mächtigen Stein für das fröhliche Leben zu gewinnen vermag und die Masse in das Leben hineinzulocken weiß, und es ist uns zu Muthe, als sähen wir Alexander oder Cäsar alle seine Siege vergessend, mit seinen Kindern spielen. Unter diesen furchtbaren Scheeren aber, wo wir wider Willen von einem kahlen glatten Hügel mit den Augen zu einem anderen hingedrängt werden, ohne irgend einen Ruhepunkt zu finden, ist es, als würden wir von einer Unzahl von Wespen überfallen; wir stehen völlig waffenlos da; die verkrüppelten Gebüsche erscheinen vereinzelt in den Vertiefungen, wie der kraftlos gewordene Ritter in der Gewalt eines zauberhaften Riesen, der ihm das Blut aus den Adern saugt, aber ihn leben läßt, damit das Bewußtsein des Sterbens ihn nie verlasse. Wer von Wenersburg über Strömstad nach

Norwegen reist, der wird gestehen, daß der zerrissene Kiesboden ein ersehnter Sieg über diese starre Masse, daß der Sand, der doch die Möglichkeit einer Idylle nicht ausschließt, ein hoffnungsvolles Leben genannt werden muß.

Wenn nun auch dieses Grauen der baierischen Hochebene etwas Abschreckendes hat, wenn wir selbst in der Nähe von München, am hohen Ufer der Isar Gegenden finden, die viel zurückstoßender sind, als irgend eine Sandgegend um Berlin, so treten uns dort die mächtigen Alpen entgegen, die bei günstiger Beleuchtung mit ihren Gletschermassen in allen ihren Umrissen klar zu erkennen sind. Da finden wir uns selbst wieder, eine Heimath liegt uns nahe, und der umgebende wüste Boden hat seine Macht an uns verloren. Einen solchen mächtigen Verbündeten, der, wenn auch aus der Ferne, uns unterstützt und hebt, haben wir in der Nähe von Berlin leider nicht, und die matte Sehnsucht kann den Mangel nie ersetzen. Und nun das Isarthal, (der Stadt so nahe, wie der Thiergarten Berlin) mit diesem verglichen — die reiche Pflanzenwelt, der südliche Baumwuchs mit dem nördlichen vereinigt, die Felsenpartieen von Schling-

pflanzen umwunden, von mannigfaltigen Bäumen umschlossen, die von frischen hervorsprudelnden Quellen benetzt sind. Es ist, als wäre man von der rauhen, dürren, kalten windigen Hochebene plötzlich in ein viel milderes südliches Clima versetzt; die Isar selbst ist der Schaafgraben dieses Thiergartens mit ihren frischen kühlen alpengrünen Quellen; hier strömt sie schäumend fort, dort dehnt sie sich beruhigt zu einem See aus. Man kann es nicht leugnen, daß München durch die Alpen in der Ferne, und den Isarpark in der Nähe, Schätze besitzt, durch welche es in den lieblichen Sommermonaten mit Berlin verglichen, unzweifelhaft den Sieg erringt. Die weniger günstige Hälfte des Jahres muß dagegen desto rauher erscheinen. Hinter den trüben Nebeln verbergen sich die Alpen; das Isarthal bleibt fast immer unzugänglich, die wüste Gegend muß die Einwohner siegreich in ihre Mitte nehmen; rauhe kalte Winde rücken das Land um mehrere Breitegrade nördlicher, und man begreift, wie Baldus, der Straßburger, nach München versetzt, in den zierlichsten lateinischen Oden, die an Horazische Classicität erinnern, seine Klagen laut werden ließ, so daß man durch den

Inhalt hindurch Ovid's Gram unter den Geten zu erkennen glaubt.

Wir besuchten sogleich Schelling. Ich hatte ihn seit vierzehn Jahren nicht gesehen. Von dem nämlichen Standpunkte ausgehend, hatten wir uns doch wissenschaftlich in sehr verschiedenen Richtungen bewegt. Die Differenz unseres ganzen Lebens hatte sich entschiedener ausgesprochen; seine ursprünglich sprachliche und urgeschichtliche Richtung hatte der Fichtischen Abstraction gegenüber sich der Natur zugewandt, aber je tiefer er sie auffaßte, desto klarer mußte es ihm doch werden, daß es in ihr Momente gab, die sich nicht durchschauen, nicht in der Klarheit, die er forderte, auffassen ließen Die Natur ließ sich zwar als ein für die durchdringende Vernunft Abgeschlossenes, in dieser Abgeschlossenheit Vernünftiges begreifen, und er hat die großen ewigen Naturformen, die zugleich die vernünftigen sind, für alle Zeiten bestimmt. Er hat es ausgesprochen; Alles, was entdeckt ist, oder zukünftig entdeckt wird, muß sich diesen Formen fügen, sie offenbaren sich der Natur gegenüber als die geforderten des Bewußtseins, sie entwickeln sich aus der Natur mit der inneren Sicherheit des sich fassenden Bewußtseins, sie

bestimmen den Inhalt alles dessen, was als Entdeckung zum Vorschein kömmt. Aber das Abgeschlossene der Natur sollte, das hat er durch seine ferneren Forschungen erkannt, Geschichte des Bewußtseins werden. Das vermochte es noch nicht. Das Meer der Vermuthung, in welches er sich hineinstürzen mußte, die Extravaganzen der Naturphilosophen, der Zustand der Naturwissenschaft, indem sie sich nur mathematisch mit Sicherheit abschloß, schienen ihm noch für eine geschichtliche Auffassung zu unreif, und jene unvermeidliche Dunkelheit stieß ihn zurück. Ganz anders mußten ihm diejenigen Momente des Daseins erscheinen, die ursprünglich schon, als geschichtliche, gegeben waren. Ihm genügte die Natur in ihrer Abgeschlossenheit nie, ihre Nothwendigkeit sollte Freiheit des Bewußtseins werden; diese suchte er und diese allein, und der jugendliche Muth ließ ihn hoffen, daß er sie auch in der Natur finden werde. Er stürzte sich mit Kühnheit und Sicherheit in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen hinein, er beherrschte die ihm fremde Naturwissenschaft mit einer Energie, welche die bewunderungswürdige Tiefe seines Geistes auf eine überraschende Weise darthat. Die in sich sicheren Naturforscher stutz-

ten; der Galvanismus hatte ein gährendes Element zukünftiger Entwickelung in die Naturwissenschaft hineingeworfen. Alle vereinzelte Theorien schwankten, die Trennungen der vereinzelten Naturkräfte ließen sich nicht mehr behaupten, die Theorien der Chemie, der Elektricität, des Magnetismus, die von einander abgesondert, sich in sich abschließen wollten, fingen an, alle Bedeutung zu verlieren. Die Naturforscher ahneten wohl die große Wichtigkeit dieses Moments.

Es wird eine Zeit kommen, wo eine Geschichte der Naturwissenschaft, seit Kepler für die Astronomie, seit Galilei und Gilbert für die experimentirende uud zugleich mathematisch bestimmende Physik, seit Jordanus Brunus für die Speculation, und Jakob Böhme für die Tiefe des Mysticismus auftraten, sich wird darstellen lassen. Ich habe es gewagt, die Momente einer solchen Geschichte (in den polemischen Blättern 1. Heft) anzugeben, und ich bin überzeugt, sie richtig aufgefaßt zu haben. Wenn diese Zeit, in welcher die lebendige Metamorphose des in den Forschungen gebundenen Bewußtseins sich frei in allen Richtungen bewegen kann, da sein wird, dann wird die große Bedeutung der Schellingschen Naturphilosophie aus der

forschenden Wissenschaft selbst sich hervorheben, und eine Zeit anfangen, durch welche die Aufgabe, die seit dritthalbhundert Jahren das Bewußtsein leitete, einer höheren weichen muß. Aber je tiefer Schelling untersuchte, desto unreifer erschien ihm die Naturwissenschaft eben da, wo sie ihm am wichtigsten war, da, wo sie von dem Anorganischen zum Lebendigen überging, wo sie sich auf einen gleichen Standpunkt mit der Speculation zu stellen schien, wo die anorganische Physik in Physiologie sich verwandeln wollte. Nannte sie doch Gilbert schon so, als er in dem Magnetismus ein Alles durchdringendes und bewegendes Princip mehr wahrzunehmen, denn zu erkennen glaubte. Hier lag nun eine Tiefe der Gegenstände vor Schelling, die das bewegende Princip dem Erkennen unzugänglich zu machen schien, und so klar er auch den ewigen Urtypus des Totalorganismus erkannte, so vermochte er doch nicht, den Gegenstand durchsichtig zu machen und in allen Richtungen zu beherrschen. Schelling aber suchte einen Standpunkt, von welchem aus das Nothwendige schon ursprünglich als ein Freies sich darbot, das in den bestimmten Formen Gegebene doch zugleich als ein geistig Bewegliches.

Das pantheistische Element seiner Philosophie war allerdings mit der Selbständigkeit der Natur gegeben und, wenn diese als ein in sich Abgeschlossenes betrachtet wurde, unvermeidlich: aber die Nothwendigkeit der Natur sollte nicht bloß als eine solche erscheinen. Ihr gegenüber erkannte er die Freiheit des Geistes, die sich als göttliche Vernunft offenbarte, die ursprüngliche That eines sich selbst bestimmenden Bewußtseins. Was er suchte, war nicht bloß ein in sich abgeschlossenes Denken, vielmehr das Erkennen des freien Entschlusses, in dessen Ausführung ein freier, lebendiger Gott sich offenbarte. Die ewige Form, in welcher dieser sich darstellte, war allerdings eine vernünftige; denn wie konnte Gott je ein unvernünftiger sein? aber was er wollte, war mit der Form dieser Vernunft nicht gegeben, und Ihn, wie er sich durch seine That offenbarte, durch seinen Entschluß zu erkennen, ist das Ziel aller Philosophie. Auch dieses Erkennen wird durch die Vernunft geleitet, aber diese Vernunft haben wir nicht, sie hat uns, die verborgene, nothwendig vorausgesetzte Möglichkeit aller wirklichen That.

Schelling steht auch dadurch unter allen in der Geschichte der Philosophie hervortretenden Meistern

aller Zeiten einzig und mit keinem vergleichbar da, daß, wie er der Erste war, der die in der Zeit verlorene Kunst der Philosophie wieder belebte und den Standpunkt, von welchem aus sie allein möglich war, verkündigte, er sich auch unter unseren Augen entwickelte. Die Momente dieser Entwickelung zu verfolgen, in ihrem Wesen aufzufassen, in ihrer grandiosen Metamorphose zu betrachten, ist allerdings eine Aufgabe, für welche die in sich zerrissene Philosophie unserer Tage noch nicht reif ist. Es gehört dazu eine Hingebung, der wenige fähig sind, eine Hingebung, die mächtig, wie sie sein muß, dennoch nicht eine beschränkte werden darf, die ihn vielmehr in der Mitte einer geistigen Umgebung, in dem harten Kampfe, in welchem er sich bildete und aus welchem er sich hervorhob, zu fassen und zu begreifen vermag. Es war natürlich, ja nothwendig, daß Schelling einen Standpunkt suchte, eine Welt, in welcher der göttliche Entschluß noch immer als Selbstbestimmung sich verwirklicht, die Nothwendigkeit der Natur ihren freien Ursprung noch immer festhält. Daher fand er sich zur Mythologie hingedrängt, alle seine früheren Studien hatten dieses Fundament vorbereitet, es war

seine ursprüngliche Heimath. In ihr lag noch die Bestimmtheit der Natur als aus einem freien Entschluß entsprungen, und dieser als durch ein Naturdasein verwirklicht. Nur hier entdecken wir die blühende Mannigfaltigkeit eines heiteren Lebens, welches aller späteren Geschichte zum Grunde liegt. Aber ist die Geschichte hier Natur geworden, so muß sie nothwendig, geistig aufgefaßt, geschichtlich werden, sie muß sich als göttliche That zur wahren Religion steigern, die Natur und Geschichte zugleich umfaßt, und aus göttlicher Causalität alles Dasein erklärt.

Die Philosophie kann sich weder innerhalb der Beschränkung der Kantischen, die ihre eigentliche Aufgabe zwar erkannt hat, aber zugleich als eine unauflösliche abweist, noch als ein sich isolirendes Fichtisches Ich, welches sich in seiner Bedingtheit faßt, um diese abzuweisen, und doch zu gleicher Zeit aufhören würde, ein sich selbst bestimmendes Ich zu sein, wenn die Bedingtheit verschwände; noch weniger als ein Hegelscher abstrakter Denkprozeß, der aus seiner Möglichkeit die Wirklichkeit erklären will, länger behaupten: sie muß sich verwirklicht haben, um

ihre Wahrheit zu erkennen und mit gleicher Freiheit Natur und Geschichte zu begreifen.

Was ich hier darzustellen gesucht habe, war mir freilich keinesweges klar, als ich nach vierzehnjähriger Entfernung Schelling wiedersah. Schon damals warf man ihm sein mehrjähriges Stillschweigen vor. Eine Schrift „die vier Weltalter" war schon in dem Entwurf fertig, Cotta hatte einige Bogen drucken lassen, aber Schelling nahm sie zurück. Man schien nicht zu begreifen, daß, wer eine so bedeutende geistige Stellung einnahm, wie Schelling, wer für die Geschichte des Geistes eine neue Epoche bilden sollte, sich nicht in seiner Gewalt habe. Es ist der leitende Geist der Geschichte selber, der ihm gebietet, und dem er sich unterwerfen muß; daher liegt ihm ein anderer Maaßstab des Fertigen vor, als uns. Wir dürfen schon Versuche wagen, mehr oder weniger gelungen, denn, was einen bleibenden Werth erhält, ist doch eine gemeinschaftliche That.

Wer den Gang meiner Entwickelung mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird einsehen, daß ich nach so langer Entfernung, indem ich mich immer mehr und mehr in meine eigene Aufgabe vertiefte,

meinen Freund, mit welchem ich acht unruhige Tage, mehr dem Leben als dem Grübeln gewidmet, zubrachte, nicht zu fassen vermochte. Er war ganz von der Welt entfernt: ich hatte die Aufgabe erhalten, mit ihr zu leben. Ich habe schon früher Beispiele seiner freundlichen Zuneigung erwähnt, und wie er in bedenklichen Momenten mir treu zur Seite stand. Er schien meine äußere oft drohende Lage, die ich selbst hervorgerufen hatte, nicht begreifen zu können. Er mußte Nachrichten erhalten haben, wahrscheinlich durch reisende Freunde, von meiner gefährlichen Stellung in Halle während der Zeit des Druckes. Sie konnte freilich selbst den Nichteingeweihten kaum verborgen bleiben. Ich besitze Briefe von ihm, die seine Sorge um mich mit freundlicher Wärme aussprechen, und immer schloß er: „wozu, und warum sollen wir uns in die Verirrungen der Welt hineinstürzen, ist doch unser Reich nicht von dieser Welt?"

Acht Tage brachte ich mit meinem freundlichen Reisegefährten täglich in seinem Hause zu, seine junge schöne Frau (eine Tochter des Dichters von Gotter) trat uns milde und gastfreundlich entgegen. Lieblich und heiter erschien sie in der zierlichen Wohnung

von den ersten Kindern umgeben. Ich lebte ganz für ihn, lauerte auf eine jede Aeußerung und begriff wohl, daß, wenn auch das Fundament unserer wechselseitigen Verständigung dasselbe geblieben war, dennoch die fernere Ausbildung derselben uns in verschiedenen Richtungen äußerlich auseinander gebracht habe. Beide wollten wir das Leben aus einer Wirklichkeit erkennen, und doch nicht in derselben. Er schöpfte aus ganz anderen, mir zum Theil unzugänglichen Quellen. Er wollte das Geschlecht aus seinem Ursprung, aus seiner ersten, einer höhern Macht unterworfenen That begreifen, ich aus der mir vorliegenden verworrenen Gegenwart. Er faßte den göttlichen Entschluß in seinem Ursprunge: mir mußte er aus den Verwickelungen des Daseins als Religion, als der einzige lichte Punkt der in sich zerrissenen Geschichte entgegentreten. Er ging von dem göttlichen Frieden aus, ich mußte ihn erringen; ihm war die Ruhe und Sicherheit des Erkennens Alles, mir leuchtete sie durch alle Finsternisse des Daseins aus der Ferne entgegen. Ich begriff sein schriftstellerisches Stillschweigen, sein Kampf war ein durchaus innerer. „Ach! sagte einmal Schelling zu mir, wenn wir die Zeit unserer gemein=

schaftlichen Jugend mit einander verbunden noch einmal durchlebten, ich würde kühner auch öffentlich hervortreten." Seine Stellung war damals keine angenehme, besonders Jacobi, dem damaligen Präsidenten der Akademie, gegenüber. Zwar waren ihre Geschäfte von einander getrennt, Schelling war Secretair der Akademie der Künste, und sie kamen äußerlich in keine Berührung: aber Schelling war von Jacobi auf eine Weise angegriffen worden, die entschieden bekämpft werden mußte. Jacobi, der nach seinem eigenen Geständniß als Philosoph gegen eine Philosophie kämpfte, die er gelten lassen mußte, und dennoch nicht anzuerkennen wagte, bewegte sich ohnmächtig in springenden „Geistreichigkeiten" gegen das selbst erschaffene Gespenst, welches ihn immer von neuem, durch seinen Anlauf unerschüttert, in drohender, sicherer Ruhe anstarrte. Ein jeder, der Philosoph zu sein wagte, Schelling vor Allen, verwandelte sich vor ihm in das dunkle Gespenst, welches ihn unablässig verfolgte, und er hielt sich für verpflichtet, ihn als ein solches vor aller Welt zu bezeichnen. In der Schrift „von den göttlichen Dingen" trat Jacobi als der vermeintliche philosophische Unphilosoph anklagend

gegen den finstern Geist, der ihn quälte, fast fanatisch hervor. Man wird es unbegreiflich finden, und doch war es so, in Schellings Schrift „über die menschliche Freiheit" glaubte er den Atheismus zu erkennen. Schon äußere Verhältnisse zwangen Schelling, gegen ihn aufzutreten. Aber so aufgefordert konnte dieser Streit nicht mit fliegenden leichten Truppen, deren vereinzelte Siege nur eine vorübergehende Bedeutung haben, geführt werden; es war nicht Schelling, der Jacobi angriff, es war die Philosophie, die ihren Doppelgänger bannte und die aufgehende Sonne mußte das Gespennst auf immer verjagen. Man hat sich über Schelling beklagt, selbst Freunde glaubten die Härte der Schrift nicht billigen zu dürfen. Alle Gegner schrien. Die geselligen Kreise, in welchen Jacobi als ein Apostel erschien, das Abweisen einer bestimmten strengen Wissenschaft, das Hinweisen in die Ferne nach einer noch gestaltlosen Religion, die fügsam sich allen Gemüthern anschloß, waren dem herrschenden Sinne der Zeit eben gemäß. Er erschien den Frauen, wie den Männern, als der liebenswürdige Greis, der die Streitenden zum Stillschweigen brachte, ohne den Streit zu schlichten. Daß die capi-

tulirende Zeit, die das Gespenst durch einen wiederholten ohnmächtigen Exorcismus zu entfernen suchte, verschwinden sollte, war den Menschen ein Greuel. Und dennoch ist Schellings Schrift (Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn F. H. Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lügen redenden Atheismus) eine der geistig gewaltigsten, die je erschienen sind. Sie war vernichtend, und sollte es sein. Schelling hat nie etwas zugleich Tieferes und Klareres geschrieben. Die Schrift muß noch immer Gegenstand eines ernsten Studiums sein; auch wer jetzt Schelling fassen will, muß sie ganz begriffen haben. Es geht ein unerbittlicher Zorn durch das Buch hindurch, der das Kleid des Hasses trägt, aber als reinigende Liebe erscheinen würde, wenn Jacobi mit Schelling vereinigt, den innern Kampf gegen den Dämon, der ihn verfolgte, gewagt hätte. Schelling ist unter den Deutschen der classische Prosaist. Diese Schrift ist ein Meisterstück des deutschen Styls. Er hält den Zorn fest, aber läßt sich nie von ihm beherrschen. Die großartige Ruhe ist eben vernichtend. Von jetzt an war von einem Angriffe Jacobis gegen Schelling nicht

mehr die Rede. Das Geschrei über die Grausamkeit, mit der er behandelt war, mußte wider seinen Willen den entschiedenen Sieg verkünden.

Mein Verhältniß zu Jacobi war ein sehr eigenthümliches. Er hatte, so viel ich mich erinnere, mich nie öffentlich genannt; ich war ja doch auch ungenannt als Naturphilosoph gerichtet; ich hatte ihn nie gesehen, er kaum Etwas von mir gelesen, und dennoch berührten sich unsere geselligen Kreise öfters; schon in Kiel durch den alten Hensler, viel später in Düsseldorf, wo ich mit seinem Sohn in Berührung kam; und es muß auch in den engeren Kreisen der Verehrer Jacobis manchmal von mir die Rede gewesen sein. Meine jüngste Schrift ward vielfältig besprochen, Jacobi las sie, und sie erregte seine Theilnahme. Der alte Mann schrieb an seinen Verleger Fleischer in Leipzig einen Brief, in welchem er auf seine Weise den Wunsch äußerte, mich kennen zu lernen, und forderte Fleischer auf, mich mit seinem Wunsche bekannt zu machen. Ich erhielt den Brief noch vor meiner Abreise aus Breslau, und das war nun das zweite Mal, daß meine Schrift eine mittelbare Annäherung zu bedeutenden Persönlichkeiten veran-

laßte. Das eine Mal zu Stolberg durch seine Frau und Möller, jetzt zu Jacobi. Mir war in beiden Fällen die Scheu einer unmittelbaren Annäherung zwar auffallend, aber nach einigem Nachdenken doch sehr begreiflich.

Ich besuchte also Jacobi, und zwar war es, was ich nicht leugnen kann, mein Wunsch, ihn persönlich kennen zu lernen. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts und bis zu Anfange des jetzigen hatte sich, durch Claudius und Lavater im Hintergrunde eine geistige Prophezeihung, und am bedeutendsten, wenn auch dunkel, durch Haman, ein tieferer speculativ-religiöser Sinn in der gebildeten Welt, gezeigt. Es entstanden gesellige Kreise, die es liebten; ihren Gesprächen und Briefen einen platonischen Anstrich zu geben. Auch Frauen nahmen an dieser geistigen Beschäftigung Theil; sie gehörten sämmtlich zu den höheren Klassen der Gesellschaft. Frauen der verschiedensten Art waren unter sich und mit den geistreichsten Männern verbunden. Sophie la Laroche, Göthes Schwester, die Fürstin Galizin, Jacobis Schwester (Lene), waren die ausgezeichnetsten Mitglieder dieses Kreises. Durch die Fürstin Galizin stand Hemsterhuys

mit ihnen in Verbindung. Aber den eigentlichsten, lebendigsten Mittelpunkt bildete Jacobi. Dieser liebte es, geistreiche Frauen um sich zu versammeln und anzuregen; suchte er doch in seinem Roman Woldemar eine Art, ohne allen Zweifel höchst unschuldiger, Bigamie als annehmlich und von hoher geistiger Bedeutung darzustellen. Eine rein platonische Ehe neben der physischen erschien hier und da als ein Zeichen höherer Bilduug. Diese seltsame Grille trat in der Wirklichkeit hervor, selbst in meiner Nähe. Doch besaßen die eigentlichen Frauen selten Entsagung genug, um die doppelte eheliche Verbindung der Männer — (eine für eine höhere Sphäre, die nicht aus dieser Welt war, und eine zweite nur zur Fortpflanzung des Geschlechts) gehörig zu schätzen, auch schienen sie dem Dinge nicht recht zu trauen. Man kann in der That behaupten, daß hier ein, wenn auch mißlungener Versuch sich zeigte, eine platonische Akademie zu bilden, wie die frühere florentinische. Daß Göthe in diesen Kreisen mehr bewundert als verehrt wurde, war begreiflich; daß innerhalb derselben sich heftige Antagonismen entwickelten, war zu erwarten; Friedrich Stolbergs Uebergang zum Katholicismus bildete ein Er-

eigniß in diesen Kreisen, obgleich die Art, wie die Fürstin Galizin sich an Haman anschloß, es wenigstens begreiflich machen konnte. Der merkwürdige Brief der Gräfin Bernstorf an Göthe gehörte diesem Kreise zu. Man versteht, glaube ich, die Darstellungsweise Jacobis nicht ganz, wenn man sie nicht gesprächsweise in den Zusammenkünften entstehen sieht. So entsprang die Erzählung von Lessings Spinozismus.

Betrachtet man diese Verbindung, wie sie am Rhein und zum Theil um Göthe her entstand, so sieht man, wie sie keinesweges durch eine Verabredung oder willkürlich sich gebildet hat. Viele gehörten ihr zu, ohne jemals miteinander in Berührung zu kommen. Einige Frauen bewunderten, was Andere mit Entsetzen erfüllte. Wie in den Gesprächen und Briefen, so fand man auch in den Schriften mancherlei Anspielungen. Es war ein Hauch heiterer Anmuth, der die Geselligkeit belebte. In diesen Kreisen galt nun Jacobi besonders als der Liebenswürdige. Göthe stand aus der Ferne bald mit dieser, bald mit jener Persönlichkeit in Verbindung. Er trat einmal in Düsseldorf in die Mitte des Kreises, und es zeigte

sich bald, wie wenig er ihm zugehörte. Wie man in der anständigen Gesellschaft nie bis zur zudringlichen Entscheidung irgend einen Gegenstand hervorheben und verfolgen darf, so war ein jeder entschiedene Mann, der eine bestimmte Aufgabe für das Leben hatte, wenn auch durch die feine Sitte, die das Geistreichste nicht ausschloß, vielmehr anerkennend und bewundernd in sich aufnahm, angelockt, dennoch genöthigt, sich zurückzuziehen.

Ich kannte diesen Kreis, den ich in früher Jugend schon vorfand, wie er sich in den siebziger Jahren zu entwickeln angefangen hatte, der sich gegen das Ende des Jahrhunderts vielleicht am dichtesten zusammenzog und gestaltete, sich dann später wie ein leichtes Wolkengebilde ausdehnte und verzog, nur aus der Ferne. Einzelne bedeutende Frauen allerdings, die an jene Zeit und ihre Blüthe zurückdachten, wurden mir später sehr lieb. Es lag in dieser Erinnerung eine keimende Sehnsucht nach Religiosität, eine dunkle Ahnung von Speculation, und eine Neigung zur Dichtung und Kunst, die sich nach dem Höchsten sehnte, ohne jedoch zu seinem Besitze zu gelangen. Einige geistig freiere Frauen behielten ihr ganzes Le-

den hindurch ein anmuthiges Gleichmaß, eine gewisse selbständige Beweglichkeit, die selbst dem höhern Alter eine große Liebenswürdigkeit mittheilte. Ich zähle zu diesen besonders die zwar kränkliche, aber durch starken und reichen Geist noch immer tief bewegte Gräfin R., geb. v. D. Andere suchten sich im Alter durch eine bestimmt religiöse Richtung zu beruhigen. Die treffliche Witwe Sieweking stand mit diesen Kreisen in mannigfaltiger Berührung, erschien aber mit großer Selbständigkeit in ihrer Mitte. So viel ist gewiß, sie fanden den eigentlichen Boden ihrer Ausbildung im nordwestlichen Deutschland. Preußen war noch geistig zu wenig beweglich, zu ungeschickt, der Nicolaismus beherrschte die Hauptstadt; Sachsen war zu pedantisch, Gottsched ließ sich nicht verdrängen.

Was ich hier habe darstellen wollen, sind die vielen leichten Anspielungen auf Speculation und Religiosität, welche die ganze Gesellschaft als eine solche verbanden, eine wechselseitige Zuneigung, ja Anerkennung und Bewunderung auch da hervorriefen, wo die vereinzelten Mitglieder das Gleichmaß der Vereinigung keineswegs festzuhalten vermochten. Es lag in diesen Verbindungen in der That mehr, als die ausgezeich-

netsten weiblichen Mitglieder der Gesellschaft sich anzueignen, oder ihre Schriftsteller in irgend einer Form darzustellen vermochten.

Jacobi nun bildete den eigentlichen allverehrten Herrscher dieser Kreise, er war gelehrt genug, um als ein gebildeter Philosoph zu erscheinen. Er bestritt die alle Religiosität hart abweisenden Franzosen, in deren Mitte er erzogen war, mit liebenswürdiger Milde. Hume, der Engländer, war ihm wie Locke angenehm, eben weil sie nicht genügten und daher ihm auf dem speculativen Boden freies Spiel ließen. Kant war ihm unangenehm, weil sein Ernst, seine strenge Schule, seine Klarheit, die immer Bestimmtheit forderte, ihm eben so zuwider war, wie Spinoza's Härte. Nur daß er glaubte, mit Kant einen Kampf wagen zu können; und es ist nicht zu leugnen, daß es eine ferne Ahnung und wahre Speculation war, die ihm die Waffen gegen Kant lieh und eine innere Berechtigung zum Widerspruch gab; nur daß Kant durch eine klar ausgesprochene Beschränkung des Wissens der Philosophie den Weg zeigte, wo durch die hüpfende Unklarheit Jacobis alles dunkler ward.

Jacobi war Dichter genug, um durch einen gefälligen Styl seinen Darstellungen einen eigenthümlichen Reiz zu geben, und der nicht zu verdrängende speculative Hintergrund bildete eine anziehende rein ursprüngliche Weise seiner Erzählungen. Allwills Briefwechsel sowohl als sein Woldemar ließen sich mit keinem Dichterwerke seiner Zeit vergleichen; das Gepräge der Weiblichkeit, welches sie trugen, bildete, geschichtlich betrachtet, das Element seiner geistigen Erzeugnisse, welches später ganz in die Gewalt der Frauen überging und unter anderen geistigen Verhältnissen einer spätern Zeit sich reicher, mannigfaltiger, aber auch milder ausbildete.

Ich fand Schelling durchaus zur Härte gegen Jacobi berechtigt. Seine Schrift gegen diesen Philosophen war mir eben durch die Härte und Strenge wichtig und entscheidend, er durfte nicht milder sein. Ich stellte Schelling mein Verhältniß zu Jacobi dar. „Du mußt den Jacobi besuchen,“ antwortete er, „es wäre unrecht, wenn du die Gelegenheit versäumtest, einen Mann kennen zu lernen, der doch eine bedeutende Rolle in der Literatur gespielt hat;“ — ich besuchte ihn, und fand ihn mit seiner treuen Schwester,

die sich ihm und seinem Geiste ganz hingab und allein für seine Pflege lebte. So streng ich den Philosophen und Schriftsteller beurtheilte, so wenig ich in irgend einer Epoche meines Lebens mich zu ihm hingezogen fühlte, oder wie mit so vielen andern bedeutenden Geistern der Zeit mich entschließen konnte, auf seinem Wege fortzuschreiten, so blieb doch etwas rein Menschliches, welches ich nicht abzuweisen vermochte; ich konnte es nicht vergessen, das er der erste war, der mich für die Speculation gewann, als er mich mit Spinoza bekannt machte. Glaubte ich doch, daß er, indem er auf Jordanus Brunus zuerst aufmerksam machte, indem er selbst auf das Tiefere der Philosophie des Leibnitz hindeutete, einen positiven Einfluß auf die später sich allgemein regende Zeit ausgeübt hatte. Zwar diese Zeit war schon in ihrem Anfange untergegangen, eine mächtigere, gegen die er vergebens sich zu bewaffnen suchte, war gekommen: aber ich konnte diese Niederlage eines einst nicht unbedeutenden Mannes in seinem hohen Alter nicht ohne eine gewisse Wehmuth betrachten.

Jacobi war ein schlanker feiner Mann; er muß in seiner Jugend schön gewesen sein. Er erschien mir

mehr als ein angenehmer Mann der höhern Gesellschaft, denn als ein Gelehrter; sein Anstand hatte etwas Vornehmes, fast Diplomatisches, seine Gesichtszüge waren höchst bedeutend; eine Grazie, möchte man sagen, begleitete alle seine Bewegungen. Sein Anzug war sehr sorgfältig und zierlich; es schien fast, als widmete er ihm für sein Alter und seine Beschäftigung eine zu große Aufmerksamkeit. Er empfing mich, als ich hineintrat, in der That mit Freuden, und ich näherte mich ihm mit einer wehmüthigen Rührung, die ich nicht zu verdrängen vermochte. Es war, ich gestehe es, Mitleid, aber doch auch Achtung, die sie hervorriefen: ein edler Geist hat die Leiden der Zeit und ihre Krankheiten tragen müssen, sagte ich mir.

Jacobi hatte meine Schrift vor sich liegen. Es ist bekannt, daß er bei den Stellen, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, die er billigte oder tadelte, Zeichen zu machen pflegte, und er schien, indem er mir durch die ganze Schrift hindurch häufig vorkommende Zeichen vorlegte, darthun zu wollen, mit welcher Theilnahme er meine Schrift durchgelesen hatte. Eben wie ich ihn als Schriftsteller kannte, sah ich wohl ein, daß Manches seinen Beifall finden mußte, beson-

ders durch die Art, wie er in meiner Schrift erwähnt wurde. Eine solche Anerkennung, von dem entschiedensten Freunde und Anhänger Schellings öffentlich ausgesprochen, war ihm ohne Zweifel angenehm, je mehr er sich durch den Angriff des letztern nicht allein verletzt, — denn das überwindet man wohl — sondern auch hart gestraft, ja innerlich vernichtet fühlte. Dieses Gefühl war ihm nicht fremd. Wie ich ihn sah, war es mir klar, daß es ihn in seinem Alter drückte. Was aber der ganzen Erscheinung etwas Würdiges und auch zugleich Rührendes gab, war die Anhänglichkeit seiner Schwester. Bedachte man, daß Lene in einer langen Reihe von Jahren Alles innerlich mit ihm durchlebt hatte, daß sie Theil nahm an allen seinen Studien, an allen seinen Streitigkeiten, daß das stille Studium des einsamen Gelehrten sich hier in ein fortdauerndes Gespräch verwandelt hatte, so ward Jacobi selbst durch diese Treue gehoben, ja gereinigt, und das Geschwister-Paar erschien bedeutend und liebenswürdig. Er schien mir vertraulich und milde; nichts, was auf seine und meine Stellung sich bezog, ward erwähnt, und selbst wenn das leicht fortschreitende Gespräch Gegenstände berührte, die an diese

Streitigkeiten erinnern konnten, wurden sie schnell mit andern vertauscht. Bei meinen öfters wiederholten Besuchen geschah es doch ein Mal, daß diese Wunde seines Daseins von ferne berührt wurde. Eine düstere Wolke flog über sein Gesicht; Lene ward sichtbar unruhig, ich ängstlich und verlegen, mir fiel glücklicherweise eine bedeutende Stelle in seiner Schrift über Spinoza ein, die in früheren Jahren mir einen plötzlichen Blick eröffnete und die hierher paßte, und dem Gespräch eine andere Wendung gab. Der Alte ward wieder völlig heiter, Lene ruhig. Obgleich ich ihm Zartheit genug zutraute, so daß er sich wohl bemühte, das am meisten Verletzende ihr zu verbergen, so glaubte ich doch, durch diesen schnell vorübergehenden Auftritt hindurch leidenschaftliche Stunden zu erblicken, die auf eine unfreundliche Weise das friedliche Zusammenleben unterbrechen mochten.

Daß ich durch Schellings Freundschaft bedeutende Männer in München kennen lernte, wird man voraussetzen. Ich sah hier öfters in Gesellschaften Thiersch, Roth, Wiebeking: aber so bedeutend auch diese Männer durch ihre Werke mir erschienen, so angenehm es mir war, sie kennen

zu lernen, so ging die Berührung nicht über die leichte gesellige hinaus. — Desto wichtiger ward mir die Bekanntschaft mit einigen jüngeren Männern. Durch diese ward ich mit einigen inneren Verhältnissen Baierns vertraut, die, wie ich sie kennen lernte, meine Theilnahme in hohem Grade erregten. Einer von diesen war der Arzt Ringseis, der vor nicht gar langer Zeit von Berlin zurückgekommen war, wo er sich ein paar Jahr aufgehalten. Er hatte dort durch Clemens Brentano die Bekanntschaft meines Schwagers Pistor gemacht, in dessen Kreise er öfters erschien. — Der zweite war Bayerhofer, ein fortdauernd enthusiastischer junger Mann, von dem man viel erwartete, der wenige Jahre darauf starb. Beide hingen mit Wärme an dem damaligen Kronprinzen von Baiern. Sie konnten nicht müde werden, seine Achtung für Wissenschaft, seine warme Liebe zur Kunst, seine ächt deutsche Gesinnung zu preisen; sie hoben die Stellung, die Jacobi und Schelling einnahmen, die persönliche Achtung, die der letztere bei dem Kronprinzen genoß, hervor. Durch ihn war schon die bedenkliche Macht, welche die Illuminaten ausgeübt hatten, gebrochen, und er sah es ein, daß der

Kampf gegen französische Gesinnung noch nicht als geschlossen betrachtet werden konnte. Ringseis hatte schon damals das Glück, sein Vertrauen erworben zu haben.

Was nun meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine religiöse Bewegung im Lande, ein Versuch, das innere Christenthum des Glaubens und der Gesinnung an die Stelle der äußeren Werke zu setzen. Es war, als wollte die Zeit Luthers sich innerhalb der katholischen Kirche wieder regen. Viele waren gewonnen, die sich eng verbündeten, und der mächtigen katholischen Geistlichkeit gegenüber sehr vorsichtig verfahren mußten. Der kühne Urheber dieser Bewegung, der Prediger Boose, mußte sich verborgen halten; meine jungen Freunde lebten dann mit ihm in Verbindung. Als ich 1817 in München war, war noch eine geheime Gährung; als diese aber mächtiger, lauter ward, wurde sie auch unterdrückt. Aus dieser tiefen religiösen Bewegung gingen zwei Männer hervor, die auch später in Preußen entschieden und einflußreich auftraten, Lindl nämlich und Gossner. Sie mußten Baiern verlassen. Ein paar Jahre später las ich in Breslau den Bericht über ihren Zug von

München über Würtemberg nach dem Rhein, wo Gossner, der sich noch immer als reformirender katholischer Priester darstellte, sich redend an das Volk wandte. Die Kirchen wurden nicht geöffnet; aber wo man dem bewegten Volke die Bitte sie aufzuschließen, nicht abschlagen durfte, reichten die größten Kirchen nicht hin, die Menge zu fassen. Viele Tausende versammelten sich auf Feldern und Hügeln, alle tief ergriffen von der Gewalt des göttlichen Worts, welches ihnen verkündet wurde. Es war als wollten die ersten apostolischen Zeiten wieder hervortreten, und ich ward erschüttert, als ich Momente religiöser Begeisterung, die, wie ich glaubte, seit Jahrhunderten zurückgedrängt waren, durch die sogenannte Aufklärung sublimirt, oder durch einen fix gewordenen Aberglauben präcipitirt, sich so lebendig als eine geschichtliche Macht heben und verkünden sah. Gossners und Lindls Züge bildeten einen Triumphzug des wach gewordenen Glaubens; und so vorübergehend der gewaltige Eindruck schien, so blieben doch allenthalben Keime eines zukünftigen Lebens zurück, die auf eine bedeutungsvolle Zukunft hindeuteten. Es war auch für mich ein wichtiger Moment meines Lebens.

Baierhofer verdanke ich die Beschäftigung mit einem freilich beschränkteren Gegenstand, der mich in hohem Grade interessirte. Das Jahr 1816 war für den Ackerbau ein sehr ungünstiges gewesen. Die Lage der Gutsbesitzer war eine bedenkliche; viele Gegenden in Süddeutschland hatten sehr gelitten, und die drohende Noth war ein ernsthafter Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, der Berathung der Behörden und der Erwägung der Schriftsteller geworden. Da trat Baierhofer mit dem Vorschlag hervor, das isländische Moos als ein neues Nahrungsmittel zu benutzen. In den gebirgigen Gegenden ist es so häufig, daß man nie Mangel daran leiden würde, selbst die niedrigen Haiden Norddeutschlands sind oft in bedeutender Ausdehnung mit diesem Moose dicht bewachsen. Würden diese Haidegegenden regelmäßig in Felder getheilt, die in bestimmten Jahren benutzt würden, dann könnte man mit Sicherheit erwarten, die entblößten Stellen wieder dicht bewachsen zu finden, wenn die Reihe an sie käme. Das intensiv Nährende und zugleich die Gesundheit Fördernde des isländischen Mooses (Cetraria officinalis. Ach.) ist allgemein bekannt. Das scharfe Aroma ist selbst der Art, daß das widerwärtige

Gefühl beim Genusse desselben durch Gewohnheit abgestumpft wird, aber es kann auch ohne bedeutende Kosten durch ätzenden Kalk von dem Bitterstoff befreit werden. Der Rest, der übrig bleibt, giebt dem Moos einen pikanten Geschmack, der für mich nichts Widerstehendes hat. Ich will nicht behaupten, daß Baierhofer Recht hat, diesen Vorschlag für Deutschland zu machen, wo vorübergehende Mißernten nicht lange dauern, aber ich dachte an mein Vaterland. Da ist man doch oft genöthigt, zu dem wenig nährenden Splint (nicht Rinde) der Birke, seine Zuflucht zu nehmen, und die Menschen sehen bei dieser dürftigen Nahrung doch zuletzt völlig ausgehungert aus. Als ich nach Breslau kam, stellte ich in dieser Beziehung Versuche an; nicht mit dem Moose allein, sondern mit einer Mischung von Moos und Roggen, beide zur Hälfte; sie gelangen vollkommen. Der Teig gährte ganz wie der gewöhnliche. Meine Familie konnte ich nicht bewegen, dieses Brod zu genießen, weil die dunkelgrüne Farbe ihnen widerstand; ich aber genoß es eine Zeit lang, es war mir angenehm. Baierhofers Schrift war mir schon vor meiner Abreise bekannt und „in der gegenwärtigen Zeit" hatte ich in einer

Anrede an die Norweger den Vorschlag gemacht, solches Brod als beständige Nahrung einzuführen. Man würde dann in den nördlichsten Gegenden, wo selbst die Birke selten und krüppelhaft ist, den Verbrauch des Roggens auf die Hälfte herabsetzen und bei Anlage von Getreidemagazinen würde die schauderhafte Noth, die doch dort ab und zu zum Vorschein kömmt, ganz verschwinden. Obgleich das Moos da alle Gebirge bedeckt, obgleich die Rennthiere durch diese Nahrung unter ihren Augen der anstrengendsten Arbeit ungeachtet stark und fett werden, obgleich die Operation der Reinigung des Mooses keinesweges unbekannt ist, ist doch, so viel ich weiß, von einer Anwendung desselben niemals die Rede gewesen. Daß der geringe Mann den Entschluß fassen könnte, ein dunkelgrün gefärbtes Brod mit einem bittern, meiner Meinung nach sogar reizenden Beigeschmack, zu genießen, sieht man, glaube ich, für eine völlige Unmöglichkeit an: und dennoch würde man sich sehr irren, wenn man annähme, daß ihre gewöhnliche Nahrung eine irgendwie ausgewählte wäre. Sie können sich entschließen, ihre Suppe, um sie schmackhafter zu machen, mit dem Talglicht umzurühren, und ich

habe grün, weiß und gelb marmorirte Butter gesehen, die einen jeden Europäer, selbst den Verhungerten, abschrecken würde. Das gewöhnliche Haferbrod ist mit dem aus Roggen und Moos gemischten auf keine Weise zu vergleichen; eben so wenig das Brod, welches aus Roggen mit Erbsen oder Kartoffeln gemischt in ganz Scandinavien, ja in dem fruchtbaren Dänemark ab und zu von den Bauern genossen wird. Man verzeihe mir diese in dieser Schrift etwas fremdartige Unterhaltung von einem ökonomischen Gegenstande; er beschäftigte mich sehr lebhaft, und noch immer würde ich mich glücklich schätzen, wenn ich erwarten dürfte, daß diese Zeilen die Aufmerksamkeit meiner Landsleute auf sich zu ziehen vermöchten.

Am Schluß muß ich noch, ehe ich München verlasse, einer sehr interessanten Bekanntschaft gedenken. Ich lernte hier Franz Baader zuerst persönlich kennen. Er stand so wunderbar von allen übrigen Einwohnern gesondert, so seltsam isolirt, daß auch die Betrachtung über ihn sich billig von den Uebrigen trennt. Im südlichen Deutschland hatte eine mystische Schule sich hier und da, wahrscheinlich von alten Zeiten her, erhalten; sie schloß sich, seit Mesmer auftrat, dem Magnetismus an, und

ihre Mitglieder reichten bis an den obern Rhein, und in die nördliche Schweiz hinein. Wenn ich nicht irre, standen sie auch mit den Mystikern des französischen [illegible] reichs, mit St. Martin u. s. w. in Verbindung, und Fr. Baader war in seiner Jugend mit einem gewissen Eckartshausen in Berührnng gewesen. Unter allen jenen Mystikern war er der genialste und tiefste; er gab immer nur kleine Schriften von wenigen Bogen heraus, früher noch, als die Schellingschen naturphilosophischen Schriften, erschienen die tiefsinnigen „Beiträge zur Elementarphilosophie"; das später gedruckte „pythagoräische Weltquadrat" bewegte uns tief. Unter seinen bedeutendsten kleinern Piecen ist eine, „der Blitz, Vater des Lichts." Dieser Titel könnte als Motto aller seiner Schriften gelten. Ich war schon, ehe ich nach München kam, mit ihm in Correspondenz, und höchst begierig, ihn persönlich kennen zu lernen. Als ich mich in meiner Jugend in Freiberg aufhielt, lernte ich eine Dame kennen, die wegen ihrer großen Schönheit in ihrer Jugend berühmt war. Sie hatte eine warme Neigung für Baader während seines Aufenthalts in dieser Stadt gefaßt, und gestand mit liebenswürdiger Offenherzigkeit, daß sie nie einen interessan-

teren Mann gekannt hätte! Sie behauptete, ich sähe ihm, wie sie sich schmeichelhaft äußerte, ähnlich, und diese Aehnlichkeit, die demjenigen, der uns zusammen sah, gar nicht auffallen konnte, ward die Einleitung zu einer mir sehr angenehmen Bekanntschaft. Freilich zehn Jahre später.

Ich besuchte Franz Baader. Er war eben im Begriff auszugehen; seine Gestalt überraschte mich, denn ich hatte ihn nicht so erwartet. Er war ziemlich schlank, höchst beweglich, und sein Gesicht hatte etwas Durchgearbeitetes, daß man beim ersten Anblick vermuthen konnte, einen Weltmann vor sich zu sehen, der Vieles durchlebt hatte. Diese Vermuthung verschwand freilich, wenn man ihn genauer betrachtete. Er empfing mich, als ich mich nannte, mit Freuden und schlug gleich vor, einen Spaziergang zu machen. Gegenstände des Gesprächs waren bald gefunden. Tiefsinnige Aeußerungen wechselten ohne alle Uebergänge mit sprudelnden Witzen; er sprach unaufhörlich, und wenn ein Gegenstand ihn ergriff, blieb er mitten im Gewühl der Straße stehen, und fing ziemlich laut einen mehr zusammenhangenden Vortrag an. Die Vorübergehenden schienen ihn zu kennen und sein Betragen erregte gar

keine Aufmerksamkeit. Seine oft glänzenden Witze traten so überraschend hervor, wurden so schnell von andern verdrängt, der Tiefsinn so plötzlich von spielenden Einfällen überwältigt, daß mich dieses bunte Gewühl zuletzt völlig betäubte. Ein Einfall blieb mir, während die knallenden Raketen des geistigen Feuerwerks rund um mich her zerplatzten — es war die Rede von Göthe. „Ja, sagte er, dieser Dichter ist in der That die Gluckhenne der Zeit, aber sie hat Enteneier ausgebrütet, die junge Brut schwimmt, und die Henne steht ängstlich, scheltend und gackelnd am Ufer.“ Später, als ich ihn in München traf, ließ er Einfälle der Art in den Stadtblättern drucken. Diese schnitt er aus und trug sie in der Westentasche, um sie Freunden vorzulesen. Als ich 1837 in München war, war ich noch nicht dazu gekommen, ihn aufzusuchen, er aber suchte mich auf. Wie er in meine Stube trat, und meine Frau, Tochter und mich selbst kaum begrüßt hatte, griff er sogleich in die Tasche und brachte eine Menge Papierstücke hervor, auf welche seine Witze gedruckt waren; nur einer davon ist mir erinnerlich. Die Cholera hatte Rom in Schrecken gesetzt, und der Papst sich in die Engelsburg eingeschlossen.

„Was wird aus der katholischen Kirche werden, so lautete der Witz, der Papst hat sich selbst excommunicirt.“ Ueberhaupt war in seinen spätern Jahren sein Verhältniß zur Kirche ein seltsam verändertes.

Als ich ihn 1817 in München traf, dachte er an nichts, als an eine große kirchliche Union. Die ultramagnetische Krise seines Lebens hatte, irre ich nicht, sich überlebt. Während derselben war er, mit den Heerscharen der bösen Geister bekannt geworden, und hatte ihre Namen kennen gelernt durch magnetische Experimente, die mir schauderhaft erschienen; jetzt war er ganz mit der Union der drei Kirchen (der katholischen, protestantischen und griechischen) beschäftigt. Die katholische und protestantische Kirche, behauptete er, bildeten einen starren Gegensatz, der sich immer steigere. Das mystische Dreieck, die Formel einer Vereinigung, entstünde nur durch das Hinzutreten der griechischen Kirche. Er glaubte den Kaiser Alexander dafür zu interessiren. Fr. Baader verband sich mit dem Herrn v. Sturdza, und beschloß, eine Reise nach Rußland zu machen und für die Sache zu wirken. Wie wenig er aber die äußeren Verhältnisse dort kannte, that diese

Reise recht auffallend dar. Er hätte in der That eben so gut nach einem ihm völlig fremden, mächtigen Lande, ohne mit irgend einem Menschen dort in Verbindung zu stehen, hinreisen können, um dort den Thron zu stürzen, wie nach Rußland, um die Christen griechischen Glaubens zu bewegen, sich mit Protestanten und Katholiken zu verbinden. Zum Glück beschloß er, ohne allen Zweifel gewarnt, in Riga umzukehren. Er war später ein heftiger Gegner der Katholiken, und stellte so die Wahrheit seiner Behauptung, daß wenn die Union aller drei Kirchen nicht gelänge, die gegnerische Spannung der westlichen gegen einander sich nothwendig steigern müsse, durch seine eigene Person dar. Es war seltsam genug, daß der Vorschlag zu einer Union, welche die tiefste und bedeutendste Einheit aller Völker, ja wäre sie ächter Art, nicht allein den äußeren, wohl früher von den Philosophen gepredigten, sondern auch den inneren ewigen Frieden in sich schließen würde, von einem Manne ausgehen sollte, dessen innere Zerrissenheit ihn selbst in seinen letzten Tagen an die jüngste deutsche Literatur anschloß, die nichts weniger als einen solchen Frieden suchte, erwartete oder nur wünschte. Fr. Baader, un-

fertig, wie er in jeder Rücksicht war, gehörte doch in der That zu den merkwürdigen Männern seiner Zeit, und ward wohl von den Wenigsten begriffen. In den Briefen, die ich von ihm besitze, schrieb er einst: „Ich finde mich berufen, das deutsche Volk auf ihren größten und tiefsten Mann aufmerksam zu machen; ich lebe, um die Herrlichkeit des großen Görlitzer Schusters Jakob Böhme zu verkündigen.“ Ohne allen Zweifel gab es wenige Menschen, die Jacob Böhme's Schriften, so wie die der Mystiker, genauer kannten, als er, und dennoch ist er im hohen Alter gestorben, ohne irgend ein bedeutendes Wort über die ersteren gesagt zu haben.

Ich verließ München, und sah es erst 23 Jahre später, von meiner Familie begleitet, wieder. Wie durchaus verändert war die Stadt! durch ansehnliche Straßen erweitert, mit prachtvollen Kirchen geziert, die Kunstsammlungen durch die größten Schätze bereichert, die Stadt ein Sammelplatz der ausgezeichnetsten neueren Künstler, die Menge der Gasthöfe mit Reisenden aus allen europäischen Ländern überfüllt. Das Gebirge blieb mir bei meinem früheren Besuch in der Ferne, aber das liebliche Süddeutschland zog

mich doch unwiderstehlich an. Die Städte, die Dörfer erschienen mir so heiter und frisch, alle Gegenden, wo das niedrig gewordene Gebirge aus einander trat, so lustig und sonniglebenswarm, das Volk ohne spirituöse Getränke, aber auch ohne Raisonniren und flache Reflexionen, so frisch, fröhlich und heiter, mit einer Unbefangenheit, wie man sie selten in Norddeutschland findet, und die leider immer mehr zu verschwinden scheint. Wir reisten über Augsburg und Nürnberg. Diese letztere Stadt war mir besonders lieb. Unter den früheren Bekannten vermißte ich Hegel und Müller, aber der berühmte Physiker Sebeck war da; Kanne lebte noch, jener Mann, der alle Mythe in Astronomie, und die Astronomie selbst in eine Art astronomische Mythe verwandeln wollte. Ich fand Sebeck in einem reizenden Lokal mit seinen großen optischen Versuchen beschäftigt. Ich hatte ihn früher in Jena gekannt, wo er sich in Göthes Nähe aufhielt, und brachte da schöne Stunden in seiner liebenswürdigen Familie zu. Der berühmte Erweiterer der Lehre von der Polarität des Lichts, der Entdecker des Ammoniumamalgams und der Thermoelectricität ist in der Physik unsterblich. Er war ein schön ge-

wachsener ansehnlicher Mann, und ich habe Wenige gekannt, die durch ihren ruhigen, aber doch freundlichen Ernst so sehr imponirten, wie er. Ohne Göthe ähnlich zu sein, gehörte er doch zu der kleinen Anzahl von Menschen, deren Erscheinung eine eigene ausgezeichnete Gruppe bildete, seine Nähe wirkte jederzeit wohlthätig auf mich. Er lebte viele Jahre erst in Jena, dann in Bayreuth, ehe er nach Nürnberg kam, als ein vermögender Mann, seine geistige Selbständigkeit und seine Neigung, in einer bedeutenden Umgebung zu leben, hatten ihn aus Liefland, seinem Vaterlande, nach Deutschland gebracht. Hier opferte er der Wissenschaft einen großen Theil seines Vermögens, so daß ihm in seinem Alter doch eine Anstellung wünschenswerth sein mußte. Professor Weiß war einer seiner genauesten und vertrautesten Freunde. Die polarischen Lichterscheinungen der verschiedenen Krystallformen verband sie aufs innigste. Irre ich nicht, so verdanken wir diesem berühmten Mineralogen Seebecks Berufung nach Berlin, als Mitglied der Akademie, deren Zierde er war.

In Nürnberg besuchte ich einen Mann von ganz anderer Art, einen Nürnberger Bürger, der unter

den Mystikern Süddeutschlands wohl bekannt war. Auch die ausgezeichneteren Geister der neuesten Zeit, in so fern sie sich zum Mysticismus neigten, kannten und schätzten ihn. So war er mit Fr. Baader, Clemens Brentano, Ringseis u. s. w. in Verbindung, und der Besitzer einer der ausgezeichnetsten Bibliotheken der mystischen Literatur, mit einem großen Reichthum der seltensten Werke. Ich traf ihn in seiner Bibliothek; ein kleiner, lebhafter, sehr mittheilsamer, doch in sich gekehrter Mann. Er war, wie die meisten speculativen Mystiker auf eigene Hand, der, unter den Frommen so verrufenen Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, mit andern Worten, von der endlichen Bekehrung des Teufels, zugethan. Er war in der That mit der mystischen Literatur sehr genau bekannt, und ich will nach Allem, was ich durch Freunde, die ihn genauer kannten, und sehr hoch schätzten, von ihm gesagt haben, zwar keineswegs an der innern lebendigen Wahrheit seines Christenthums zweifeln, aber in seinen Studien herrschte doch mehr ein unruhiger doctrinärer Dilettantismus, als das Erbauliche vor. Ein größerer Contrast durch ursprüngliche Natur, Stellung, Studium und Gesinnung, als

derjenige zwischen dem Katholiken Sailer und dem Nürnberger Bürger war kaum denkbar, und dennoch hatten beide auf die entschiedenste Weise ihr ganzes Leben dem Christenthum und der christlichen Lehre geweiht.

Einen großen geistigen Genuß gewährten mir, wie die Kirchen in Nürnberg, so auch die Kunstschätze dieser Stadt, in Verbindung mit den in München aufbewahrten. Was mich in dieser Stadt überraschte, waren die Meisterstücke von Rubens, der doch in Dresden etwas dürftig repräsentirt wird; noch reicher und bedeutender sollte er mir später in Wien entgegentreten. In Augsburg machte die mächtige Maximilianstraße einen tiefen Eindruck auf mich; nur wurde dieser fast verwischt durch die Menschenleere. Diese Straße war offenbar nicht entstanden, weil man breite Straßen bauen und durch sie imponiren wollte, wie in Berlin, wo sie erst einigermaßen erträglich werden indem sie sich jetzt nach und nach zu füllen anfangen. Das Gewühl einer Handelsstadt von europäischer Bedeutung machte diese Breite nothwendig. Das Augsburger Rathhaus, die altdeutschen Bilder von Wohlgemuth und Schön, der schöne Springbrunnen, ver-

setzten mich in die heitere Zeit meiner jugendlichen Wanderungen. Aber vor Allem war mir doch Nürnberg theuer und angenehm. Ich begreife, wie Künstler und Dichter sich zu dieser Stadt hingezogen fühlen: aber, wie Göthe den Straßburger Münster, so hat doch Tiek auf seiner Wanderung als Schüler zuerst Nürnberg entdeckt. Im nördlichen Deutschland haben alle Reste des deutschen Alterthums etwas traurig Runenhaftes; glauben doch viele sogenannte Kenner, dieses Düstere gehöre so wesentlich dem Alterthume zu, daß man denjenigen mitleidig als einen Unkundigen betrachtet, der glaubte, irgend etwas Heiteres sei ein ächt Alterthümliches; Nürnberg dahingegen erschien mir jederzeit freundlich anmuthig, mit seinen Kirchen und Plätzen, wie ein Freund, dem man sich gern anvertraut. Die alten Bürgerfamilien erinnerten mich an die achtzigjährige Verwandtin meiner Kindheit, die noch immer lustig und mittheilsam mich mit Erzählungen aus der Jugend ihrer neunzigjährigen Mutter zu ergötzen wußte. Alle Welt weiß, was in Nürnberg zu suchen ist, mir ist es dadurch nicht weniger theuer geworden.

Hier sollte ich nun noch eine Nachricht erhalten, die mich sehr in Schrecken setzte. Ich saß im rothen Roß an wohlbesetzter Wirthstafel neben einem jungen Mann, der sich als einen Handels=Commis darstellte, als einen Rheinländer. „Nun, sagte er laut, endlich wird doch auch Deutschland frei, das Volk fängt an, sich zu rühren; nun werden wir bald alle Könige und Fürsten vertreiben; Breslau ist zuerst aufgestanden, da fließt das Blut schon durch die Straßen, man schlägt die Soldaten wie Tyrannenknechte todt!"

Meine Frau war freilich während meiner Abwesenheit nicht in Breslau, sie hielt sich im Gebirge bei ihren Verwandten auf. Seit einer Woche hatte ich keinen Brief, und erwartete nach meiner eigenen gegebenen Anweisung erst einen in Dresden; ich konnte voraussetzen, daß sie nach der Stadt zurückgekehrt war. Ist der Mensch verrückt? dachte ich, als er das Gefährliche so laut verkündete, offenbar, um die freudige Nachricht der ganzen Tafel mitzutheilen: auch wurde sie hier und da von zerstreuten Gästen mit großem Jubel aufgenommen. Zwar hatte ich in Karlsbad durch General v. Röder erfahren, daß die zur Landwehr gehörigen Bürger, als man bei einer

großen Musterung ihnen den Militaireid abfordern wollte, auf eine sehr laute Weise ihre Unzufriedenheit zu erkennen gaben. Sie seien, meinten sie, für Alles, was der Staat von ihnen zu fordern habe, durch den schon geleisteten Bürgereid hinlänglich verpflichtet; auch was sie als Soldaten zu leisten hätten, wäre in dem Bürgereid mit eingeschlossen; eine von dieser abgesonderte neue eidliche Verpflichtung schien ihnen unnöthig, ja bedenklich. Wir wußten zwar sehr wohl, was sich hinter dieser Opposition versteckte, hielten uns aber doch überzeugt, daß es dem treuen deutschen Sinn einleuchten müsse, daß ein jeder besonderer Staatsdienst auch eine besondere Verpflichtung ordnungsmäßig in sich schließen müsse. Auch hörte ich, noch bevor ich Karlsbad verließ, daß die Landwehr den verlangten Eid ohne Widerstand geleistet hatte. Ich schenkte daher dem laut sprechenden Jacobiner wenig Glauben, und doch fing die Sache an, mich sehr zu beunruhigen; v. Schütz merkte es und drang auf meine Abreise. In Bayreuth wie in Hoff erfuhr ich nichts; in Zwickau, wo, ohne daß wir ausstiegen, die Pferde gewechselt wurden, trat der Wirth hervor, um von dem sehr gefährlichen Aufruhr in Breslau zu reden.

Ein Kaufmann hatte diese Stadt verlassen, und kam unmittelbar daher. Das Militair war, erzählte er, angegriffen und zurückgeschlagen; Truppen eilten aus allen Gegenden herbei. Jetzt, bekenne ich, fing ich an ängstlich zu werden. Ob meine Frau sich noch bei ihren Verwandten im Gebirge aufhielt, oder nach Breslau zurückgekehrt war, wußte ich nicht, und unsere Wohnung war uuter solchen Umständen sehr gefährlich, denn im Erdgeschoß war die Königliche Bank. Wir eilten nun über Chemnitz nach Freiberg, und erst in Dresden bei dem preußischen Gesandten, Herrn Baron v. Oelsen, ward ich beruhigt. Dieser, den ich schon früher in Berlin gekannt hatte, konnte mir nun freilich auch keine ganz genaue Nachrichten geben; er hatte in den letzten Tagen nichts aus Breslau gehört, aber er kannte doch den Ursprung der dort entstandenen Unruhen, und es war klar, daß diese aus Quellen entsprangen, die nicht sehr gefahrdrohend waren. Den Brief meiner Frau erhielt ich aus Schmiedeberg, und ich brachte einige Tage ruhig in Dresden zu. Ich traf sie noch im Gebirge, und als wir nach Breslau zurückgingen, war Alles ruhig.

Wenn man älter wird, hören jene Bewegungen des Lebens auf, die vielleicht in der Darstellung etwas Anziehendes haben mögen. Nicht, was man erlebt, vielmehr, was man erleben möchte und nicht zu erreichen vermag, ist das Bedeutende des höhern Alters; denn nicht, was man sucht, sondern was man will, und nicht ausführen kann, bildet den Inhalt desselben. So verlebte ich die Zeit von 1817—1819 in Breslau für meinen Lehrstuhl und literarischen Arbeiten, und arbeitete mit Eifer an der Schrift „die Caricaturen des Heiligsten," durch welche ich die Ansichten, die mich in der frühern geleitet hatten, ausführlicher zu entwickeln und zu begründen suchte. Ich brachte meine Zeit in einem sehr angenehmen Kreise zu. Der Kampf mit meinen nächsten Freunden trat freilich immer heftiger hervor; aber in dem ersten Jahre nach meiner Rückkunft störte er noch nicht die geselligen Verhältnisse, und der Streit, so lebhaft er auch war, blieb doch noch immer ein Streit unter Freunden. Ich lebte mit meinem vertrauten Freunde Raumer, der in meinem Hause wohnte; die Schwestern sahen sich täglich; mein nächster College, Professor Fischer, Links Nachfolger, wohnte mir gegenüber,

und war mein genauester Freund. v. Winterfeld, mein Zuhörer aus Halle (jetzt Geh. Ober-Tribunalsrath) war als Oberlandesgerichtsrath, kürzlich verheirathet, nach Breslau versetzt worden. Wir führten, enge mit einander verbunden, ein gemeinschaftliches, inniges Familienleben. In einer langen Reihe von Jahren ward dieses immer mehr befestigt, es ward durch die Turnstreitigkeiten zwar tief erschüttert, nicht aber aufgehoben. Alle wechselseitige, selbst scheinbar unbedeutende Ereignisse in einer jeden Familie erhielten eine große Bedeutung. Die drei verbündeten häuslichen Kreise waren seit wenigen Jahren erst entstanden.

Aber eine neue enge Verbindung bildete sich durch die Ankunft des Grafen v. d. Gröben und seiner Frau, der Tochter des General v. Dörrenberg. v. Gröben war kurz vor meiner Abreise nach Karlsbad als Chef des Generalstabs bei General v. Zieten, dem Gouverneur von Schlesien, angestellt. Ich sollte es noch erleben in meinen ältern Tagen, wie wichtig, ja für mein inneres Leben entscheidend, ein Freundschaftsbündniß mit einer jüngeren Generation werden konnte.

Daß nach dem Kriege nicht bloß eine politische, sondern auch eine religiöse Bewegung allgemein ent-

stand, ja sogar eine geschichtliche Bedeutung zu erlangen anfing, war mir nicht entgangen; nicht wie sie im Einzelnen erschien, in der Unbestimmtheit der Form, die sie annahm, vielmehr eben als das, was der strenge Philosoph ein Geringeres nennen möchte, als ein in vielen Gemüthern mächtig werdendes Gefühl, war mir diese Erscheinung höchst merkwürdig und von tiefer Bedeutung. Denn was so aus den Gemüthern entstand, konnte man nichts Willkürliches nennen. In seiner formlosen Art schien mir freilich diese Bewegung noch unsicher und manchen bedenklichen Mißbilligungen ausgesetzt. Die Gefahr des engsten Abschließens und des grenzenlosen Fanatismus, die Verbrüderung der Religiosität mit einem gährenden politischen Volksthum schwebten mir drohend vor, und ich sah schon, wie sie sich ausbildeten. Aber dennoch war es mir klar, daß wenn das kaum erwachte religiöse Gefühl irgend einen Bestand haben, wenn eine größere tiefe Zukunft des Volkes sich aus ihm entwickeln sollte, dann müßte es sich zuerst von allem Andern zurückziehen, und sich in seiner eigenen Tiefe verlieren; ja eben die Art, wie dieses geschah, gab mir die lebendigste Hoffnung. „Wende dich von allem Aeußeren

ab, es ist nicht von einer äußern Welt, sondern lediglich von dir selbst die Rede," so lautete das erste mächtig geistige Wort, welches ich in Deutschland vernahm, von einem Manne, dessen tief greifender Einfluß auf seine Zeit, so schnell er auch äußerlich verschwand, so vorübergehend er erschien, doch eine neue Zeit schuf, welche die verkündigte Lehre überlebte, und nie untergehen wird.

„Wende dich von allem Aeußern ab, es ist von diesem nicht die Rede, auch von dir nicht, sondern von dem, was allein in dir das Ewige, Unveränderliche und Schätzbare, dein eigenes und aller Welt Heil ist." Diese Stimme ertönte von keinem Katheder, selbst auf den Kanzeln war sie lange verstummt, und wenn sie hier und da leise in engen Kreisen, verborgen in dem Innersten mancher Menschen, die selbst der lauten Menge unbekannt oder verächtlich erschienen, sich vernehmen ließ, so tönte sie wie die flüsternde Stimme eines heftig Erkrankten in den lauten Stürmen der bewegten Geschichte.

„Es ist doch sehr zu bedauern", hörte ich schon damals, nicht bloß von beschränkten und oberflächlichen, sogenannten Aufgeklärten, sondern auch von vielen

klar verständigen Menschen, „daß nach einer so ernsten, alle Lebensmomente klar und verständig ergreifenden Zeit der im Dunkeln herumschleichende Pietismus sich hervorwagt. Was wird daraus werden? Diejenigen, welche die Freiheit der erwachten Völker unterdrücken, alle Macht der fortstrebenden geistigen Bildung vernichten wollen, konnten keine bessere Waffe erhalten, als diese. Es gab wohl schon Solche, die an einen geheimen protestantischen Jesuitismus glaubten, der von den Mächtigen im Stillen gebildet, sich herumschlich, um durch die schwächlichen religiösen Gefühle im Volke eine Ohnmacht hervorzurufen, die allen erfolgreichen Widerstand lähmen würde. Andere, die wohl einsahen, daß das erwachende Christenthum etwas viel Tieferes war; Einige, die erkannt hatten, daß der Geist selbst eine Zeit des Erkennens hervorrief, die höher lag, als alle Erscheinung, dachten vorzüglich daran, nicht das Christenthum zu verdrängen, sich nicht in unnütze Klagen über ein Unvermeidliches zu verlieren, vielmehr es zu benutzen; der Sittliche, um die Gesetze zu unterstützen und dadurch die Verbrechen zu vermindern; der liberal gesinnte Politiker, um dem Volksthum eine tiefere Basis zu

geben; der Philosoph, um es zum Denksystem zu verklären.

Ich sah die Bewegung; war sie doch nicht bloß eine äußere, vielmehr eine innere, eigene, die früh in meiner Kindheit begründet, durch alle Lebensmomente hindurchklang und immer mächtiger werden wollte. Ich sah und erlebte diese Bewegung, und sie ward mir bald unter allen, die ich durchlebt hatte, die wichtigste. Schon das war mir höchst merkwürdig, daß die neuerwachte Religiosität keineswegs vom Volke ausging. Unter diesem, und zwar je beschränkter es erschien, desto entschiedener, trat vielmehr der seichte von einer höhern geistigen Richtung aus völlig besiegte Rationalismus hervor. Er ward von den meisten Kanzeln gepredigt, war, je beschränkter der Geist, desto bestimmter. Trat ich auf Reisen in die Schenken hinein, so brauchte ich nur eine, den Versammelten unverdächtig scheinende Anspielung zu wagen, irgend eine Erzählung von einer religiösen Bewegung hier und da, um die Geringschätzung aller Religiosität zu vernehmen; es schien den Menschen darum zu thun, mir gegenüber, als solche zu erscheinen, die dergleichen Thorheiten

völlig überwunden hätten. Aber wenn auch die religiöse Regeneration des Geschlechts mir am hoffnungsvollsten aus der reifern geistigen Entwickelung entgegentrat, so war ich doch von der göttlichen Naturbetrachtung zu entschieden festgehalten und beherrscht, um durch das Fortschreiten der Wissenschaft allein, die Religion wieder erstehen zu sehen. Das Christenthum war dem Philosophen eine Thatsache, wie die Natur, wie die Geschichte; eben daher war er genöthigt, diese Thatsache als Christenthum zu construiren. War das aber wirklich so, dann mußte dieselbe, eben weil sie Religion war, entweder die höchste Dignität haben, oder gar keine. „Darfst du es wagen, fragte ich mich, das Dasein des Christenthums ganz abzuleugnen, oder mußt du es annehmen?“ Dem Schwankenden rieth ich wohl sogar, den Versuch mit dem entschiedenen Ableugnen anzufangen, so wie demjenigen, der von dem geistigen Kampfe der Zeit schon ergriffen war, die Religion zum selbständigen Denkprozeß zu erheben, und sich dabei zu beruhigen. Ich fragte nun, ob ihm denn noch überhaupt eine Religion bliebe, ob er wirklich die Welt und die Geschichte begriffen hätte, wenn er alles Große und Herrliche, was in mannigfaltigen und lebendigen

Farben sich bewegt und entwickelt, in ein dürres System verknöchert, wenn er es in eine Sprache, die doch nur eine Erscheinung ist unter andern Sprachen, und die seine Gedanken beherrscht, wie der Leib seine Bewegung, zusammengepreßt hätte. „Ist dir, fuhr ich dann wohl fort, die Religion Etwas, muß sie dir dann nicht nothwendig Alles sein? kannst du sie als ein bloßes Etwas neben das Uebrige setzen?" Sie war mir Alles, und ich kann mich auf einen jeden berufen, der meine Vorträge besucht hat, daß sie das Thema aller Wissenschaft und Kunst mir geworden war, die ohne sie sich nicht erklären ließen, so wie diese auch, wo das Christenthum verschwand, den eigentlichen Kern aller Entwickelung und frischen Gedeihens zugleich verloren hatten.

Ich habe oben von einer Bekanntschaft gesprochen, die mir sehr wichtig ward, aber ehe ich diese in ihren Folgen darstelle, muß ich eine andere Seite meines Daseins berühren, die sich mir ernsthaft und unvermeidlich aufdrängte. Nur ein Kind war mir geblieben. Meine Tochter hatte ein Alter erreicht, wo mir der gründliche Religionsunterricht als die heiligste Verpflichtung erschien, ja als der Keim einer Erneuerung des Familienlebens selber. Ich war keinen Augenblick

unschlüssig. In Breslau lebte ein Prediger, der zugleich Professor extraordinarius bei der Universität war. Ich sah ihn nur, als wir bei meiner Ankunft uns gegenseitig als Collegen besuchten, nachher lange nicht. Er war seiner einseitigen und starren Orthodoxie wegen verschrieen, lebte zurückgezogen, war aber dennoch durch die Integrität seiner Gesinnung und seines Herzen allgemein geachtet. Ich hatte Einiges von ihm gelesen, was mich zurückschreckte durch Bizarrerie und harte einseitige Ansichten. Dennoch, obgleich er sich nirgends aufdrängte, hatte er sich eine Gemeinde erworben, die ihm ganz anhing. Unter denen, die ihn besonders hochschätzten, befanden sich auch solche, die eine höhere Bildung besaßen. Ich hatte ihn, so viel ich mich erinnere, erst nach der Zurückkunft von meiner Badereise einige Mal gehört. Ich gestehe, nie einen Prediger gehört zu haben, der, wenn er auf der Kanzel erschien, so ganz von seinem Gegenstande ergriffen, wie geheiligt und verklärt war; nie einen, der mit den innern Kämpfen eines religiös bewegten Gemüths so vertraut schien. Wenn er das innere christliche Leben in seiner Richtung gegen das Göttliche darstellte, wenn er vom Glauben an die

Liebe, von dem Heiland sprach, so war es, als redete er nicht allein von einer andern, sondern aus einer andern Welt; man konnte ihn überhören, ja der zerstreute Sinn sträubte sich wohl, sich ihm hinzugeben. Wie er dastand, hatte er nichts, was den durch die Geistreichigkeit der Zeit verwöhnten anziehen konnte; er erschien schlechthin forderungslos und demüthig, einem Schuldbewußten ähnlich. Im Anfange, schien uns seine Sprache etwas Ungeschicktes, der Zeit Fremdes zu haben, als klänge sie aus einer längst veralteten, jetzt verschmähten, der Sprachbildung unserer Tage keineswegs günstigen Zeit heraus. Hörte man ihn aber in seinen besten Stunden, dann war es, als hätte sich Alles in ihm und in uns verwandelt, es lag dann in seinen Worten eine Gewalt, die er selbst nicht zu kennen schien. Er blieb in der Art, wie er sich darstellte, einem Kinde ähnlich; wenn er dem bewegten Bewußtsein einem harten, richtenden Geiste ähnlich erschien, schwebte dennoch der liebevoll lächelnde Engel der Unschuld um seine Lippen, und wenn er von diesem ganz beherrscht war, klang doch die strafende Rede aus den liebevollsten Worten hervor: der größte Dichter, der mich hingerissen hat, vermochte

wie so gewaltig die innersten Tiefen des Daseins in seinen geheimnißvollsten Bewegungen aufzuschließen, wie dieser schlichte, in mancher Rücksicht, wie ich doch gestehen mußte, in harter Einseitigkeit befangene, der Zeit fremde Prediger. Wenn man sich ihm ganz hingab, dann sah man ihn nicht, man hörte ihn nicht; er schien in uns zu leben, aus uns selbst zu reden; was er sagte, verwandelte sich in ein Selbstgespräch, die Gemeinde verschwand, und ich saß da, als wäre ich allein in den tiefsten, innersten, strafenden und auch zugleich tröstenden Selbsterwägungen versunken; ich begriff es, wie diejenigen, die einmal für ihn gewonnen waren, ihm auf immer zugehörten. — Mit seinen dogmatischen Predigten, und dann mit den Reden, die das Verhältniß der Kirche zur Zeit darstellten, war ich freilich jederzeit weniger zufrieden, ja einige stießen auch wohl gar zurück. Es wird von diesem Manne später viel die Rede sein; es war Scheibel, der so oft genannt, von Vielen verschmäht, den Behörden so beschwerlich geworden ist.

Ich übergab ihm den Unterricht meiner Tochter; sie genoß ihn fünf bis sechs Jahre hindurch. Ich segne die Stunde, in welcher ich diesen Entschluß faßte; er

ward ihr ein zweiter Vater, sie ihm durch alle Trübsale und Verfolgungen hindurch eine geliebte und liebende Tochter, und sie schwebte ihm vor, und er gedachte ihrer, als seiner Tochter, in den letzten Stunden seines leidvollen Lebens. Seine Frau war, wie meine Tochter, früher seine Schülerin gewesen, und blieb es mit einer grenzenlosen Hingebung ihr ganzes Leben hindurch. Den ergänzenden Theil dieser mir so wichtigen Freundschaft bildete die Familie des Grafen von der Gröben; er hatte früher studirt, auf eine ausgezeichnete Weise den Krieg mitgemacht und ging schnell befördert einer glänzenden Zukunft entgegen. Was er, was seine Frau, was sein Familienleben uns ward, ist von einer so stillen innerlichen Art, daß ich es durch die Oeffentlichkeit nicht zu verletzen wage. Wir lebten, sieben Jahre lang die Freuden und Leiden des Familienlebens theilend, und nie werde ich diese Zeit vergessen.

Unter meinen Collegen waren mir einige freundlich verbunden.

Link, der berühmte Naturforscher, ward mir als ein Gegner dargestellt, den ich, als er später, obgleich schon bei der Stiftung der Universität berufen, nach

Breslau kam, wohl zu fürchten hatte. Der Minister Schuckmann hatte es nöthig gefunden, als ich ihn in Berlin sprach, mich zur Verträglichkeit mit Link zu ermahnen; durch letztern hatte ich erfahren, daß er sich auch gegen ihn auf ähnliche Weise geäußert. Nun bestritt zwar der viel gewandte, in mehreren geistigen Richtungen sich bewegende, kenntniß- und talentvolle Naturforscher eben von einem naturphilosophischen Standpunkte aus, viele meiner Behauptungen: dadurch aber ward unser freundschaftliches Verhältniß niemals gestört, und dieser berühmte Botaniker ward mein Lehrer, besonders in der Pflanzen-Anatomie, dem ich Vieles zu verdanken lebhaft anerkenne. Er blieb nur kurze Zeit in Breslau, und ward nach Willdenows Tode als Professor und Direktor des botanischen Gartens nach Berlin berufen. Link hatte in Breslau eine doppelte Stellung, er war da Director des botanischen Gartens und Professor der Chemie. Treviranus für die Botanik, Fischer für die Chemie, wurden seine Nachfolger. Dieser wohnte, wie Link früher, mir gegenüber. Das chemische Laboratorium und die physikalische Apparaten-Sammlung mußten sich oft wechselseitig aushelfen; doch ward Fi-

scher von mir wohl öfter, als ich von ihm, zur Hülfe gerufen. Schon während er Professor extraordinarius war, ward er mein vertrautester Freund. Die gewissenhaften Forschungen in seinem Fache, Entdekkungen, die er machte, die später von anderen verfolgt, große Bedeutung erhielten, während er sie mit einer ihm eigenthümlichen Schüchternheit behandelte; endlich die durchsichtige Klarheit und Reinheit seiner ganzen Gesinnung, machten ihn mir lieb und theuer. Der tiefsinnige Braniß, durch äußere widerstrebende Verhältnisse nicht in seinen Studien, wohl aber in seiner Stellung gehemmt, hatte sich in sinnende Einsamkeit zurückgezogen, und trat mir in seiner mächtigen geistigen Bedeutung, obgleich ich wohl wußte, was von ihm zu erwarten war, erst später näher.

Unter den Collegen, die gleich bei meiner Ankunft sich mit großer Freundlichkeit mir anschlossen, nenne ich besonders zwei in der deutschen Literatur ausgezeichnete Männer, den Historiker Wachler und den Philologen Passow. Der Consistorialrath und Professor der Theologie Gaß, Schleiermachers Schüler und Freund, hatte mit mir im Jahre 1806 verhängnißvolle Tage durchlebt. Der redlich forschende Kayßler,

Professor der Philosophie, ward mein Freund. Ich trat selbst dem philologischen Theologen David Schulz näher; Middeldorpf, der Theolog, war mir schon aus Hamburg lieb, und mein Verhältniß zu ihm das freundschaftlichste. Unter den Freunden, deren Unterhaltung mir sehr lehrreich war, muß ich hier den ruhigen und klar verständigen ausgezeichneten Juristen und späteren Oberbibliothekar Unterholzner nennen. Weber habe ich schon früher genannt. Ueberhaupt war das Leben der Professoren unter einander in den ersten Jahren nach dem Kriege sehr friedlich; noch hatten keine bedeutende Streitigkeiten stattgefunden. Der angenehmste Vereinigungspunkt der Familien war der akademische Clubb, und die Männer fanden einen solchen in der philomathischen Gesellschaft. Hier nun darf ich es nicht unterlassen, einen Mann zu nennen, mit dem ich bis zu seinem Tode in genauem Verhältniß lebte. Es war der als Schauspieldichter bekannt gewordene Schall. Ich fand gleich bei meiner ersten Ankunft in Breslau einen Mann, den ich durch den ältern Raumer kennen lernte; es war der Sohn eines Kaufmanns, der selbst für diesen Stand bestimmt war. Er ward aber durch Neigung für eigene Studien ge=

wonnen, und trieb diese mit großem Fleiß und im Umsicht, besonders war es in seiner Jugend die Neigung zum Theater, die ihn hinriß. Schall erschien schon, als ich meine erste Bekanntschaft mit ihm machte, als ein Mann von bedeutender Corpulenz, die mit dem wachsenden Alter immer mehr zunahm, eine wahre Fallstaff-Figur. Nun war es in der That seltsam, wie dennoch mitten aus dieser aufgeschwollenen Gestalt, aus dem runden, großen und dicken Gesicht sich Feinheit, und selbst gewissermaßen Grazie aussprach. Ich habe oft Schall in Berlin in die gebildetsten Kreise von Männern und Frauen eingeführt, mit derselben Zuversicht, mit welcher man den durch Geist und angenehme Formen ausgezeichnetsten Mann einzuführen pflegt. Zwar stutzte man, wenn die ungestaltete Masse erschien, aber indem er dadurch nicht eben auf die angenehmste Weise die Aufmerksamkeit auf sich zog, entdeckte man bald den geistig beweglichen und interessanten Mann; ja eben was bei der ersten Erscheinung abstieß, war schnell in ein Anziehendes verwandelt. Er sprach gewandt und zierlich; die chaotische Verwirrung der sich durchkreuzenden Gespräche, die leider in unsern Gesellschaften eben so zer-

reißend unter einander tönen, wie zur Zeit der die Straßen beherrschenden Orgelkasten, wenn drei bis vier zusammentrafen und mit den verschiedensten Melodieen sich zu überschreien versuchten, verstummten auf einmal; Alles hing an seinen Lippen, und wenn wir uns trennten, empfing ich den Dank der ganzen Gesellschaft, für die Einführung eines so interessanten Mannes. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse der Literatur, der modernen Poesie aller Länder; er hatte sich selbständig ausgebildet, und sein Urtheil konnte man ein reifes und ursprüngliches nennen. Obgleich er nie auf eine entschiedene Weise doktrinär hervortrat, so entdeckte man doch leicht aus seinen Gesprächen den größern, sicheren und in sich durchgearbeiteten Umfang seiner Kenntnisse: aber leider eben was ihn so anziehend, ja liebenswürdig, seiner Mißgestalt ungeachtet, erscheinen ließ, machte ihn auch unglücklich. Ich habe nicht leicht einen Mann gekannt, der in einem solchen fortdauernden Kampfe mit seinen oft wechselnden Neigungen stand, und in diesem stets unterlag. Er war ganz, was Green zu Shakspear's Zeiten, und wie dieser in Tieks trefflicher Novelle erscheint. Ein nicht unbedeutendes Vermögen war bald verzehrt, er soll,

wie man behauptet, Verwandte und nahe Freunde in große Verlegenheit gesetzt, und ihnen bedeutende Verluste zugezogen haben, und dennoch war er der gutmüthigste und treueste Freund; aber so ganz ohne Zukunft lebte kein Mensch. Das Gewissen ward laut, wenn er kein Geld hatte, und seine Melancholie hatte dann etwas wahrhaft Ergreifendes und Tragisches. Ward er durch irgend ein leichtsinniges Mittel aus der Verlegenheit gerissen, dann war er schnell in den glücklichsten Menschen verwandelt. Ich konnte einer warmen Neigung für ihn nicht widerstehen, und da mein eigenes Temperament dem seinigen verwandt war, verfolgte ich sein Leben mit einer inneren Angst, als wäre es mein eigenes.

Seine Lage war schon im höchsten Grade bedenklich, als es ihm gelang, durch den Einfluß, den Koreff auf den Fürsten Hardenberg ausübte, neben dem alten Kornschen Zeitungsprivilegium ein zweites für eine Breslauer Zeitung zu erhalten. In den Händen eines etwas umsichtigen Mannes wäre dieses Privilegium ein bedeutendes Kapital geworden. Die ältere Kornsche Buchhandlung hatte sich bereichert durch die bis dahin allein privilegirte Zeitung, obgleich sie bis zu einer fast

unglaublichen Armseligkeit herabgesunken war. Korn war ein Millionär, zwar nicht durch die Zeitung allein, sondern durch eine Speculation, die freilich geeignet war, eine große Summe abzuwerfen. Er besaß schon ein bedeutendes Vermögen und kaufte in der Revolutionszeit eine große Menge französischer Bibliotheken, die zur Ausmöblirung russischer und polnischer Magnaten-Säle bestimmt waren und schnell in diese Länder verschwanden. Aber auch die Zeitung trug viel zur Vermehrung seines Vermögens bei.

Wenn man nun freilich meinen lieben Freund Schall mit jenem emsig thätigen, ganz für die Vermehrung seines Vermögens lebenden Manne verglich, so schien es, als hätte Korn selbst für seine tief gesunkene Zeitung nichts zu befürchten gehabt. Auch würde die neue Unternehmung bald zu Grunde gegangen sein, wenn Schall nicht durch einen Freund unterstützt worden wäre. Es war der als Historiker berühmt gewordene Löbell. Auch dieser ist einer meiner genauesten Freunde. Durch die Bearbeitung der großen Beckerschen Weltgeschichte ist er zwar vorzüglich dem größeren Publikum bekannt geworden. Er zeichnete sich aber ganz besonders durch seine vortreff-

lichen Vorträge aus, die ihm einen Rang unter den ersten Docenten erworben hatten. Dieses Talent ward zuerst durch Major (jetzt General) v. Willisen entdeckt. Die früheren Schicksale dieses ausgezeichneten Offiziers in Halle und sein Gefängniß in Kassel sind schon erzählt. Er war im Generalstab angestellt und hatte zugleich die Direction der Kriegsschule. Hier gelang es ihm, dem Löbell eine Anstellung zu verschaffen, und zugleich seine historischen Vorträge kennen zu lernen. Er behauptete, nie ähnliche gehört zu haben, und als er als Adjutant des Prinzen Wilhelm nach Berlin versetzt ward, erhielt durch seine Vermittelung Löbell eine Anstellung als Lehrer bei der Cadettenschule. Auch hier glänzte er durch seine Vorträge der Geschichte, und ist, wie bekannt, jetzt einer der ausgezeichnetsten Lehrer der Universität Bonn.

Durch seine Hülfe nun vorzüglich, aber auch durch Schalls Persönlichkeit, die in der Zeitung, so unterstützt, sich konnte gehen lassen, und allenthalben durchblickte, erhielt diese schnell ein bedeutendes Publikum; aber Löbell verließ Breslau, die Zeitung erhielt sich durch den einmal erworbenen Ruf, gerieth aber in die Hände des Verlegers. Schall lebte von fortdauernden

Vorschüssen, die Redaction ward ihm zuwider. Ein Lotteriegewinn setzte ihn in den Stand, einige Jahre in Berlin zuzubringen. Bei seiner unglücklichen Corpulenz bildete sich ein immer mehr bedenklicher Brustkrampf aus, der ihn einige Jahre hindurch quälte und dem Tode nahe brachte. Er starb in großer Armuth in Breslau, und Einige seiner besten Lustspiele, besonders die unterbrochene Whistpartie, erhalten sich noch immer auf der Bühne. Eines der vorzüglichsten Gemälde des bekannten Malers „Siegert stellt ihn als einen sitzenden Dominikaner dar, neben ihm steht sein Freund der Baron v. B., dieser als Schriftsteller, aber noch mehr durch seine seltsamen Schicksale bekannt gewordene Freund, als schlauer Jesuit. Das Bild ist ein höchst gelungenes; es gehört zu den besten Genre-Bildern der neueren Zeit. Auf v. B. ging das Privilegium und das Eigenthum der Schallschen Zeitung über; er verstand freilich, es besser zu benutzen.

Ich habe Schall und sein Leben so ausführlich behandelt, weil ich die vertraute Verbindung mit ihm als ein bedeutendes Ereigniß meines eignen Lebens betrachten muß. Es war freilich der schneidendste Contrast gegen die ernstere Richtung, die eine immer

größere Herrschaft über mich gewinnen sollte; aber nur zu klar ward es mir, daß eine, noch nicht niedergekämpfte Neigung mich auch innerlich mit Schall verband; sie hatte das Heilsame für mich, daß ich wie die Grazie aus einer Mißgestaltung, so auch die bessere Gesinnung aus seinem zerrütteten Dasein hervorblicken sah, und es lernte, mich von der erstarrten Lehre, so wie von dem einseitig gemüthlosen Richten, immer entschiedener abzuwenden; keine Erscheinung vermag das geheimnißvolle Verhältniß der Menschen zu Gott zu enthüllen, vermögen wir doch das eigene nur durch die gläubige Zuversicht fest zu halten.

Zu meinen liebsten Freunden gehörten auch ausgezeichnete Offiziere; außer Gr. v. der Gröben, der damalige Major v. Kanitz, (jetzt General und Preußischer Gesandter in Wien), v. Willisen, v. Stockhausen (jetzt General und Hofmarschall Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht), Graf v. Lüttichow, (jetzt Obrist), und Graf Brühl. Ganz eigenthümliche, mir sehr angenehme und bedeutungsvolle, gesellige Verhältnisse gestalteten sich durch die freundschaftliche Verbindung mit der Baronin von Richthofen (geb. Prinzessin von Holstein = Beck), und mit dem Grafen Sedlnitzky.

Die Verhältnisse gestatteten zwischen unseren Familien den vertrautetsten Umgang, und wenn auch dieser nur in derselben Art stattfinden kann, so lange jene dauern, wenn Versetzungen, die bei den Offizieren so häufig, ja fast unvermeidlich sind, uns trennen, so bleibt doch das Eigenthümliche solcher Bekanntschaften, obgleich im Laufe der Zeit die äußere Stellung eine ganz verschiedene wird. Die Offiziere steigen immer höher, während der Gelehrte, wenn er einmal bei einer Universität ein Professor ordinarius geworden ist, die Stellung erlangt hat, die für sein ganzes Leben gilt. Ich bin nun fast ein vierzigjähriger, aber weder die Verschiedenheit in der Geburt, noch in der Stellung, noch die Entfernung hat einen Unterschied in dem vertrauten Verhältniß, welches sich lange Jahre hindurch in Breslau ausgebildet hatte, hervorgerufen. Gr. v. der Gröben, Kanitz und Willisen hatten vor dem Befreiungskriege einen Universitäts-Cursus durchgemacht, die höchsten Interessen des Geschlechts beschäftigten sie, wie mich und meine Collegen; sie waren aber mehr wie wir von der Pedanterie und der zu gründlichen Lehrhaftigkeit der Gelehrten vom Fache befreit. Sie gehören zu den aus-

gezeichnetsten Offizieren der preußischen Armee; v. Kanitz und v. Willisen sind geachtete Schriftsteller in ihrem Fache; sie hatten nicht bestimmte Ansichten zu vertreten und konnten solche eben deswegen unbefangener und freier ausbilden; sie scheuten sich nicht, meine Vorlesungen zu besuchen und es fehlte uns nie an Unterhaltungen, die ich zu den lehrreichsten und angenehmsten meines Lebens rechnen muß. Das geistig Vornehme dieser Männer hervorzuheben, würde unschicklich sein, sie sind nicht bloß in der Armee bekannt.

So gestalteten sich meine geselligen Verhältnisse allerdings sehr angenehm. Meine Wohnung erlaubte mir eine große Anzahl von Freunden zu versammeln; ich wagte es, schon vor dem Kriege, wöchentliche Abendgesellschaften zu geben, auf eine Weise, wie sie in südlicheren Ländern und in großen Städten gewöhnlich sind, und wie es mir meine Verhältnisse gestatteten. In Schlesien war es gewöhnlich, wenn man des Abends zusammenkam, (und Diner's gehörten zu den Seltenheiten) die schwersten Mahlzeiten zu genießen. Ich gab buchstäblich nichts als Thee und Butterbrod, weder Wein noch irgend ein anderes Nah-

rungsmittel ward gereicht. Oft erschienen 40—50 Gäste; Fremde, die sich für irgend eine wissenschaftliche Unterhaltung interessirten und die mich wohl kaum sonst aufgesucht hätten, wurden herbeigelockt, und obgleich die entfernte Lage von Breslau Durchreisende der Art verhältnißmäßig selten machte, so entging mir doch kaum die nähere Bekanntschaft der interessantesten Durchreisenden dieser Stadt. So angenehm gestaltete sich Alles, als die Turnstreitigkeiten eine innere ernsthaftere Wendung nahmen. Keiner war mehr dazu berufen, gegen den Fanatismus, der sich unter meinen Augen ausbildete, entschieden hervorzutreten, als ich; ich lebte in einer beständigen Verbindung mit meinen Zuhörern; wer sich mir anschloß, gehörte zu meiner Familie, und ich darf mich auf Viele von diesen berufen; sie wissen es, wie alle, sonst wohl für nothwendig erachtete Förmlichkeit aus diesem Verhältniß ausgeschlossen war. Das schärfere Erkennen sollte die Gesinnung heben, diese das Erkennen veredeln. Es war nie meine Absicht, eine Schule zu bilden, ich ermunterte einen jeden, für den eigenen Altar und Heerd zu sorgen, damit er frei sei, wo er geistig zu Hause war. Aber unter meinen Augen steigerte sich der Fa-

natismus der Turnplätze. Die langen Haare, der deutsche Rock, das ungeschliffene Betragen, als deutsche Treuherzigkeit gestempelt, die halb mysteriöse, inhaltsleere Heiligkeit der Turnplätze traten immer entschiedener hervor; es war die praktische Consequenz der Fichteschen Lehre. Das construirende Ich sollte Kinder und Jünglinge aus der verdorbenen Welt herausreißen, damit sie construirt, und dadurch für die freie Production ausgebildet, immer mächtiger für die deutsche Veredlung thätig würden.

So sollte die Reinigung und Heiligung des Geschlechts, die mächtige That des liebenden Gottes in der Geschichte, mit dieser wahnsinnigen That anfangen, und Gott, wenigstens für den Anfang, im deutschen Kleide erscheinen, bis es ihm von hieraus gelänge, sich über die anderen Völker zu erbarmen. Die deutsche Kirche sollte einen deutschen Staat bilden; man trennte sich von den tiefer geschichtlichen Forschungen der deutschen Sprache, und an die Stelle des in sich sicheren grammatikalischen Unterrichts, der mit klarem Bewußtsein sich ausbildete, indem er sich an die alten Sprachen anschloß, traten die unreifen Versuche der Turnlehrer. Selbst die geschichtliche Legiti-

mität des mathematischen Unterrichts ward durch dieses Princip der Bewegung verdrängt; die Geschichte besann sich durch Pythagoras und Euklides auf die ersten sicheren Fundamente der Geometrie, und das berühmte εὕρηκα war ein Freudenruf der Geschichte: jetzt trat an die Stelle des Euklid eine selbsterfundene Raumlehre, und die grillenhaften Versuche junger Männer sollten die ruhige geschichtliche Entwickelung verdrängen. Ich habe solche gekannt, die mit einem bedauernswerthen redlichen Eifer und Anstrengung, die ihre legitime mathematische Ausbildung schnell gefördert haben würden, in diesem rohen fruchtlosen, breiten Versuche sich vertieften, ohne es so weit zu bringen, daß sie die Decimalrechnung verstanden. Die grammatikalische Verwirrung, die in den Köpfen entstand, schienen die Philologen kaum zu ahnen; die Mathematiker lächelten verächtlich, aber mischten sich nie in dieses Kinderspiel. Und diese Schulen wurden beschützt durch einen deutschen Gott und aufgebaut in einem deutschen Reiche, welches noch nicht da war, aber erreicht werden sollte. Allerdings war an die Stelle der früher als Buchstaben gestalteten Pfefferkuchen, durch welche die Elemente des Lesens auf eine doppelte

Weise verschluckt wurden, eine neue Methode erfunden, die dem Knaben besser zusagte, und es ist nicht zu verwundern, daß sie frisch und fröhlich jubelten, wenn sie mit den lustigen Sprüngen in die Kirche und in den Staat, als in eine große Zukunft hineinzuziehen meinten. Am bedeutendsten gestaltete sich dieses alles bei den Jünglingen, auf deren wachsende Gesinnung einen fördernden Einfluß zu erhalten, ein mir nicht bloß von dem Staate, sondern von Gott anvertrautes Amt war.

In Deutschland wurde diese construirbare Kindheit immer mehr und mehr verehrt: die guten Eltern schämten sich, daß es ihnen nicht so gut geworden, einen solchen Reinigungsproceß durchzugehen. Große Aufzüge von solchen Knaben, die den edlen Keim von Deutschlands Zukunft in sich trugen, wanderten von Stadt zu Stadt und bildeten Heere, wie die Flagellanten am Ende des 13ten und dann wieder im 15ten Jahrhundert, und trugen die Fahnen der Zukunft. Die Magisträte der Städte, Mädchen mit Blumen empfingen sie; sie wurden in den Bürgerhäusern einquartirt, sie wurden triumphirend empfangen, als hätten sie, indem sie die Knochen übten, schon einen Sieg

errungen. Die deutschen Langhaare erschienen als eine Regeneration der englischen Rundköpfe; es war offenbar der Puritanismus, der unter anderen Verhältnissen sich wieder bilden wollte, aus den nämlichen Quellen. Wohl weiß ich, daß die Besonneneren alle diese Ausschweifungen nicht beabsichtigten, sie standen hoffnungsvoll da, wie die edleren Naturen im Anfange der französischen Revolution. Ich habe es nie geleugnet, daß das Fundament dieser Richtung das wahrhaft Ursprüngliche in ihr, ein Wahres und Heiliges war, und daß meine besseren Freunde diesen schönen Standpunkt nie zu verlassen beabsichtigten. Aber sollte man sich dadurch abhalten lassen, einen Kampf zu wagen, wenn man in die geheiligte Stätte einer Thätigkeit einzudringen versucht? Alles Nichtige, Verdrehte, Schlechte ist secundärer Art.

Ich trat immer entschiedener hervor. Die philomathische Gesellschaft, die uns auf eine so heitere Weise geistig vereinigt hatte, gestaltete sich zu einem bedenklichen Kampfplatze. Die Gesellschaft theilte sich. Ich war eben im Begriff, den ersten Theil der Caricaturen des Heiligsten zu schließen. Nach der Anlage meiner Schrift mußte ich hier von Excessen, von der Cari-

catur der Erziehung unserer Tage reden. Ich schloß den Band mit einer Darstellung der Erziehungs-Versuche der Turnplätze. Diesen Schluß trug ich in der philomathischen Gesellschaft vor. Nur die Hälfte des Vortrages war ausgearbeitet; die letzte Hälfte trug ich rein mündlich vor. Als ich die Jugend aufforderte, in den Krieg zu gehen, war ich nicht innerlicher bewegt, als jetzt. Der gedruckte Schluß des Bandes enthält nur die matte Erinnerung an das, was meine ganze Seele erfüllte. Ich war zu alt und nicht Thor genug, um eine Bekehrung zu erwarten; aber daß mein Kampf keine Grille war, daß er nicht aus Rücksichten entsprang, die durch irgend eine Erwägung beseitigt werden konnten, das, hoffte ich, würden auch meine entschiedensten Gegner einsehen. Als ich den Vortrag geschlossen hatte, erklärte ich die Gesellschaft in der Art, wie sie bis jetzt bestanden hatte, für aufgehoben; je günstiger die Vereinigung war, desto entschiedener mußte sich die Trennung aussprechen; eine Scheinverbindung fortzusetzen, wäre für uns alle unwürdig. Etwa die Hälfte der Mitglieder erhob sich mit mir; wir entfernten uns, die Gesellschaft war aufgehoben und der Handschuh hingeworfen. Aber hier

zeigte sich nun der Unterschied. Die Zurückgebliebenen setzten die Gesellschaft fort, sie hatten einen Vereinigungspunkt, und der war ihnen noch etwas werth. Ich selbst ehrte die Gesinnung und die Absicht der Verbündeten; war es doch die reine Mythe einer geschichtlichen Richtung, die nur deswegen zu tadeln war, weil sie das Maaß überschritt, und gegen die Excesse, die sie nicht beabsichtigte, doch blind zu sein schien. Ich aber fand nur einen Mitkämpfer, welcher der Gefahr einer übermächtigen öffentlichen Meinung mit mir Trotz zu bieten wagte, es war der berühmte deutsche Geschichtsforscher Menzel. Doch nahmen wir beide in der Literatur so eigenthümlich verschiedene Standpunkte ein, daß unsere Verbindung nicht aus dem Vollen sein konnte, und als die Angriffe immer gewaltsamer wurden, zeigte es sich, daß ich ganz allein und ohne irgend eine Hülfe dastand. Aber Breslau war von nun an der eigentliche Kampfplatz der Turner für ganz Deutschland geworden.

Indessen trat ein Ereigniß ein, welches für mein ganzes übriges Leben von der größten Bedeutung war und noch ist. Der Fürst Biron von Kurland hatte

sich im Kriege ausgezeichnet und lebte mit seiner Familie in Breslau. Er war ein höchst beweglicher, freundlicher und geselliger Mann. Seine Gesellschaften gehörten zu den ausgezeichnetsten, und er war der beste Wirth. Es war wohl oft von ihm in unseren Kreisen die Rede; meine militairischen Freunde erschienen öfters in seinem Hause, ich kannte ihn nicht. Sehr unerwartet war es mir daher, von ihm ein Schreiben zu erhalten. Obgleich er eine bedeutende russische Pension erhielt und eine ausgedehnte Standesherrschaft besaß, so kostete ihm seine große, oft verschwenderische Haushaltung doch so viel, daß er fast immer in bedeutender Geldverlegenheit war. Er wünschte eine sehr große und reiche Münzsammlung zu verkaufen. Seine Liebhaberei dafür war bei ihm verschwunden. „Sie verleitet mich, sagte er, so lange ich sie besitze, zu bedeutenden Ankäufen, die mich jetzt nicht einmal interessiren." Aus welchem Grunde er sich an mich wandte, und nicht an den Königlichen Commissarius bei der Universität, Geheimenrath Neumann, oder an den damaligen Rektor, weiß ich nicht. Die Sammluug hatte eine gewisse Celebrität, und ich wandte mich an Neumann, an den Rector und unmittelbar an Ba-

von v. Schuckmann, um sie wo möglich für die Universität zu erlangen. Der Fürst setzte wohl auch seine Freunde in Berlin in Bewegung, die Münzsammlung entging der Provinz und ward für die Königliche in Berlin angekauft. Dadurch nun kam ich mit dem Fürsten in Berührung, ward immer häufiger eingeladen, erhielt selbst auf seine Familie einigen Einfluß, und gehörte zu den Vertrauten. Freilich war der Fürst der offenherzigste aller Menschen, und wenn er irgend einen Entschluß fassen mußte, sehr geneigt, jedermann in seiner Umgebung um Rath zu fragen. Er war mit der deutschen Literatur nicht unbekannt, und so ward ich wohl als Schriftsteller besprochen. Was aber am meisten dazu beitrug, mein Ansehen in diesem Hause zu steigern, war sein persönliches Zusammentreffen mit Göthe in Karlsbad. Dieser hatte sich nach mir sehr angelegentlich erkundigt, und sich, nach seiner Art, wohlwollend über mich geäußert. Der Fürst verkündigte nun, als er zurückkam, meinen Ruhm der Gesellschaft, wiederholte die Aeußerungen des großen Dichters, und sein eigenes phantasiereiches und dichterisches Talent, diesmal durch die wachsende Zuneigung gegen mich hervorgerufen, erhielt durch das, was Göthe ge-

sagt hatte, einen noch inhaltsreichern Werth. Im Herbst 1818 ließen sich der Kronprinz und sein Bruder Prinz Wilhelm als Gäste bei dem Fürsten anmelden. Dieser besaß in der Nähe von Schmiedeberg, dicht unter der Koppe, ein Lustschloß, Ruhberg. Dort wollten die beiden königlichen Prinzen sich einige Tage aufhalten, um von da aus das Riesengebirge zu bereisen. Das fürstliche Haus gerieth nun in große Bewegung. Die Aufnahme der königlichen Prinzen sollte so glänzend wie möglich sein; der ansehnliche Marstall ward durch Ankauf neuer glänzender Pferde vermehrt; alles, was der Fürst Prächtiges und zwar im Ueberfluß besaß, ward nach Ruhberg gebracht, und er und seine für solche Fälle gewandte, ja höchst liebenswürdig erscheinende Gemahlin schlug mir vor, sie zu begleiten. Da ich mit diesen Gebirgsgegenden sehr genau bekannt war, so glaubten sie, keinen bessern Cicerone für die Gebirgsreise finden zu können. Der Tag, an welchem die Prinzen in Ruhberg erscheinen wollten, nahte heran. Der Fürst und seine Gemahlin eilten nach dem Lustschloß, um alle Anordnungen für den würdigen Empfang so hoher Gäste zu leiten. Ich fuhr in einem leichten fürstlichen Wagen, von einem Jäger begleitet, nach

Ruhberg. Ueberall auf der Landstraße sah ich schwer beladne Wagen, welche das fürstliche Gepäck nach dem Lustschlosse brachten. Eine Menge von Bedienten führten Pferde der edelsten Race dorthin, und diese Bewegung auf der Landstraße verkündigte in der That die Veranstaltungen eines mächtigen und reichen Fürsten. Ich kam in Ruhberg an. Eines Morgens wurde die Annäherung der königlichen Prinzen angekündigt. In dem Schlosse war Alles zu ihrem Empfange vorbereitet; die Säle waren noch leer, ich stand allein im Gartensaale mit dem Fürsten und seiner Gemahlin. Hier nahm ich nun selbst Theil an der Deliberation über den Empfang. Sie war doch eine kurze Zeit hindurch zweifelhaft, und ich erstaunte; ich glaubte bisher, daß das, was ein solches Verhältniß gebot, so bestimmt und sicher war, wie etwa die grammatikalischen Regeln dem Philologen. Endlich schloß die Deliberation. Der Fürst sprengte fort, seine Königlichen Gäste zu empfangen und nach seiner Wohnung zu begleiten. Die noch immer anmuthige Fürstin stand in dem Saal, um den Prinzen durch den kleinen, vorliegenden, durch einen anmuthigen Teich begrenzten Garten, entgegenzugehen und sie nach dem Saale zu führen. Die Prin=

zen hatten ein sehr ansehnliches Gefolge, mehrere meiner vertrauten Freunde waren darunter. Ich sah Graf v. d. Gröben, Graf Brühl, v. Kanitz, die beiden Willisen.

Was mir zuerst imponirte, war der wahrhaft königliche Anstand des Kronprinzen, die kühne Sicherheit, mit welcher er sich darstellte, das fest zum Grunde liegende Bewußtsein, das seiner Erscheinung, seiner gegenwärtigen und zukünftigen Stellung ganz entsprach. Eben diese (zur Natur gewordene) Sicherheit war die Trägerin einer freien anmuthigen Bewegung; er durfte sich einem heitern Spiele mit seiner königlichen Persönlichkeit hingeben, und mit dem edlen Stolze, der zum bewußtlosen Instinkt geworden, näherte er sich mit der heitersten Unbefangenheit einem Jeden. Man sah keine Spur von jener mühsam errungenen Herablassung, die, wenn auch noch so gut gemeint, doch immer drückend erscheint. Aber diese glänzende Erscheinung war nicht bloß eine äußerliche, der erste Blick verkündigte den innerlich bewegten geistreichen Mann. Ich kann unbefangen über diese Gewalt der Persönlichkeit unseres Königs reden, sie ist allgemein bekannt, und viele Tausende haben Gelegenheit gehabt, sie zu bewundern.

Ich stand natürlich fürs Erste im Schatten, obgleich ich den Prinzen vorgestellt wurde, die mich kurz und freundlich anredeten.

Es ist bekannt, daß die Gelehrten, wenn durch eine günstige Fügung sie in die Nähe königlicher Personen treten, nur zu leicht in ein doppeltes Extrem verfallen. Entweder erscheinen sie mit einer furchtsam kriechenden Demuth, oder mit einem innern, wie sie meinen, philosophischen Trotz, der sich doch nicht hervorwagt. Eine Hinneigung zu diesen beiden tadelnswerthen Richtungen mag nur nach langer Zeit, selbst von den freieren Gelehrten, beherrscht werden können. Das edlere Bewußtsein aber, welches sich nicht zu verbergen nöthig hat, ist dieses, daß wir jetzt der Quelle aller Bewegung eines mächtigen Staates uns nähern, das eigene Dasein erhält eben dadurch eine höhere Bedeutung. Ein jeder, der Etwas will, hofft eine gefügigere Umgebung, als diejenige, die ihn in seiner isolirten Lage von allen Seiten drückt und hemmt, zu finden. Mir stand diese Hoffnung noch fern, meine Stellung schien eine so untergeordnete, daß eine Berührung mit den Prinzen ganz in den Hintergrund trat. Sie wünschten ungeduldig die Koppe, zu besteigen. Ich hatte die

Fahrt des ersten Tages über den Kochel- und Zacken-Fall nach der Schlingelbaude, nach den Seen und dann über den Koppenplan nach der Koppe vorgeschlagen. Bedeutende Strecken wurden zu Fuß durchwandert. Wagen und Pferde folgten. Der Tag war regnicht und für eine Koppenbesteigung keineswegs günstig. Noch hatte sich keine Gelegenheit zu einem nähern Gespräch mit den Prinzen gefunden. Kurze Fragen wurden mit Bestimmtheit beantwortet. Wir wanderten, allmählig durchnäßt, von dem Kochel-Falle zurück, die Unterhaltung ermüdete, das trübe Felsenthal rief einen steigenden Mißmuth hervor; ich ging unter meinen Freunden, und ward immer lebhafter nach meinem Geburtslande versetzt, wo ich in der Jugend von aller Welt verlassen unter den Riesenmassen wanderte; damals in drückender Einsamkeit, jetzt in einem königlichen Gefolge. Ich lenkte das Gespräch auf die kühne stolze Gesinnung norwegischer Bauern. Dieser Gegenstand schien den Freunden interessant genug, um die allmählig still werdende Unterhaltung zu beleben. Sie führten mich zu den Prinzen, und ich ward aufgefordert, meine Mittheilung unmittelbar an sie zn richten. Ich that es, es war ein Gegenstand, welcher reich

und angemessen schien; die persönliche Selbständigkeit durfte sich behaupten, ohne daß ich die untergeordnete Stellung vergaß. Der Kronprinz ging lebhaft in das Gespräch ein, ja er forderte mich zu einer Darstellung auf, die ich kaum von selbst gewagt hätte. Von jetzt an wandte er sich öfter an mich. Die Treue, die mich an das königliche Haus durch die verhängnißvollen Schicksale des Landes immer fester knüpfte, rief ein neues tiefes Moment meines innersten Daseins hervor; ich sah, auch wenn die Zukunft und meine Stellung mich von der hohen Person entfernt hielten, eine neue Epoche meines Lebens hoffnungsvoll beginnen. Doch mußte ich manches Bedenkliche erleben, ehe die Hoffnung erfüllt wurde.

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Druckfehler des achten Bandes.

Seite 93	Zeile 6	v. unten	statt:	und Lord Monboddo, lies: und der Spruch von Lord Monboddo.
„ 285	„ 6	„	„	„ innerlich lies: äußerlich.
„ 305	„ 10	„	„	„ Freiheit lies: Feinheit.